



Aus sieben
Jahrzehnten

Aus sieben Jahrzehnten

Lebenserinnerungen

von

Antonie Gräfin zu Eulenburg
geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode

aufgezeichnet 1950–51
in Aumühle bei Hamburg

Stuttgart/Würzburg 1985

VORWORT

Diese Lebenserinnerungen meiner Mutter sind unter dem Titel „Aus 7 Jahrzehnten“ bereits zu Beginn der Fünfziger Jahre gebunden erschienen und einem kleinen Kreis Verwandter und guter Bekannter zugänglich gemacht worden. Sie waren aber, den damaligen Verhältnissen entsprechend, auf nur mäßigem Papier gedruckt worden, und der Druck ist im Laufe der Jahre bis zur Unlesbarkeit verblaßt. Mortimer - Schlanitz, mit Unterstützung durch Freda und Gert hat es nun übernommen, diese Lebenserinnerungen in Buchform neu herauszubringen. Sie haben das Buch mit Bildern versehen und eine Ahnentafel beigelegt, auf der alle in dem Buch erwähnten Persönlichkeiten, soweit sie der Generation meiner Mutter oder der Generation darüber angehören, aufgeführt sind. Dem Leser wird so das Zurechtfinden erleichtert.

Den Bearbeitern gebührt unser aller Dank.

Meine Mutter ist weitgehend durch ihr Elternhaus geprägt worden. Zum einen herrschte eine tiefe Frömmigkeit. Täglich wurden Andachten gehalten. Sie hat erlebt, wie diese Frömmigkeit, dieses sich Ergeben in Gottes Willen, ihren Eltern bei den Schicksalsschlägen im engsten Familienkreis geholfen hat. Dieses sich Ergeben in Gottes Willen blieb auch meiner Mutter Richtschnur in allem, was sie selbst später erdulden mußte. Zum anderen war es die Politik, die in ihrem Elternhause eine große Rolle spielte. Ihr Vater war viele Jahre Präsident des Deutschen Reichstages und schon dadurch wurden politische Fragen im Familienkreise oft erörtert. Meine Mutter hat mit ihrem klaren Verstand intensiv an diesen Fragen teilgenommen und das Interesse für Politik hat sie bis in ihr hohes Alter begleitet. Sie war allen Fragen und Persönlichkeiten gegenüber stets aufgeschlossen, ihr Gerechtigkeitsgefühl lehnte jedes Vorurteil ab. Sie liebte es auch garnicht, wenn unbedeutende Menschen als besonders unbedeutend kritisiert wurden; stets fand sie dann eine gute Eigenschaft, die diesem Menschen gerecht werden mußte. Ihr Interesse für alle Familienmitglieder war groß. In Prassen tummelten sich, namentlich in den Sommerferien, unzählige Nichten und Neffen, und später bildete sie in Aumühle und in Kröppelshagen den Mittelpunkt der Familie.

Die Lebenserinnerungen meiner Mutter sind insofern bemerkenswert, als sie, aus Tagebuchnotizen zusammengestellt, alle Ereignisse so schildern, wie sie meine Mutter zur Zeit der Ereignisse empfand und nicht aus späterer Sicht. Viele Erzähler erliegen meist unbewußt der Versuchung, manches so darzustellen, wie sie es zur Zeit des Schreibens, also sehr viel später, beurteilen. Manchmal noch verbunden mit der Andeutung: Ich habe es schon damals gewußt. Die Art meiner Mutter, alles so zu beschreiben, wie sie es damals empfand, erleichtert den folgenden Generationen das Verständnis für die damalige Zeit.



*Antonia Gräfin zu Eulenburg Prasse
geb. Gräfin zu Holberg Wismarode.*

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Kapitel	Titel	Seite
1.	Meine Vorfahren	3
2.	Meine Geschwister	13
3.	Meine Jugend	24
4.	Die Jahrhundertwende	38
5.	Verlobung und Hochzeit	43
6.	Die neue Familie	48
7.	Ausklang in Döhrings	55
8.	Prassen	57
9.	Krieg	66
10.	Ausgang des Krieges	91
11.	Nachkriegszeit	97
12.	Unsere Kinder	106
13.	Maries Kinder	132
14.	Unsere Hausgenossen	136
15.	Landleben	141
16.	Rundfahrt	146
17.	Weiteres Erleben	152
18.	Besuche	160
19.	Reisen	166
20.	Politik	169
21.	Schwere Jahre	181
22.	Fritz' letzte Jahre	188
23.	Fritz' Tod	192
24.	Krieg	201
25.	Goseck	219
26.	Aumühle	233
27.	Rückkehr der Söhne	241
28.	Reisen	249
29.	Zeitgeschehen	259
30.	Ausklang	263

dorf und verlobte sich im Spätherbst 1920 in Dönhofstädt mit dem Legationsrat Otto Weber. Das Brautpaar war von Romsdorf aus auch bei uns in Prassen, sie heirateten im Mai 1921. Ihr Mann kam als Generalkonsul in alle Welt, zuletzt nach dem Fernen Osten. Nach seinem frühen Tode, sie waren nur zehn Jahre verheiratet, zog sie mit ihren vier Söhnen nach Köln, wo die Mutter ihres Mannes wohnte. Später habe ich dort die Einsegnungen der drei ältesten Söhne miterlebt, die auch häufig zu den Ferien bei uns waren. Im Jahre 1939 war Freda mit allen Söhnen in Cranz, wo ich sie auch besuchte, sie kamen gerade vor Toresschluß durch den Korridor, ehe die ersten Schüsse fielen. Als dann die Bomben über Köln immer häufiger abgeworfen und ihre drei ältesten Söhne Soldaten wurden, zog sie mit Werner, dem Jüngsten, ganz nach Pommnik. Wir richteten ihr eine kleine Wohnung bei dem lieben alten Herrn Macketanz mit Möbeln aus Döhrings und Dönhofstädt ein, und ich bin viel und gemütlich bei ihr gewesen. Dann vertrieben die Russen sie auch von dort und sie zog schließlich wieder in Köln ein. Eine Verkettung von Umständen führte die Dönhofstädter Geschwister in ihr Haus. Eine glückliche Ehe und die Freude an ihren Söhnen, die z.T. schon ihren eigenen Hausstand gegründet haben, hat ihr Leben reich gemacht. Als einzig Überlebende meiner Geschwister war sie zu meiner Freude an meinem 70. Geburtstag in Aumühle anwesend.

So hatten meine Eltern fünf Söhne und doch keine Erben im Mannesstamm, ein hartes Schicksal.

3. Kapitel

Meine Jugend

*Es ist ein eigen Wesen, das in der Heimat webt,
Wenn ferne wir gewesen, erscheint's neu aufgelebt.
Es reitet samt dem Trosse zum Torweg mit hinein
Und schleicht im alten Schlosse auf Flur und Sand von Stein.*

*Es steigt zum hohen Turme mit mir die Trepp' hinauf,
Es tönt im lauten Sturme zu meiner Höh' hinauf.
Im Schloßhof unten rauschet's im Wasser klar und hell,
Mein Herz und Sinn erlauschet's am alten Löwenquell.*

*Es sitzt am Bogenfenster des Abends neben mir
Und doch gab's nie Gespenster, nie böse Geister hier.
Im kleinen Garten steht es auf jedem Pfad und Steg,
Im dunklen Walde geht es mit mir auf jedem Weg.*

*Es hängt wie blaue Däfte an jedem Bergeshang,
Es zittert durch die Lüfte wie geisterhafter Sang.
So unablässig streift es über Berg und Tal,
Wohin mein Auge schweift, erblick ich's allzumal.*

*Es übt geheime Mächte auf meine Seele aus,
Erhellet manche Nächte, löscht manche Tage aus,
Befreit von manchem Bösen, macht Altes wieder jung,
Und dieses Schattenwesen, es heißt ERINNERUNG.*

Armgard Platen

*

In meine eigene Kindheit ragten noch die Gestalten der großen deutschen Geschichte herein. Ich besinne mich, wie Wilhelm I. „der alte Kaiser“ starb und die Trauer im ganzen Lande groß war, ich weiß noch wie heute, daß wir am Klavier ein Sterbelied sangen und die Marmorbüste des Kaisers bekränzt vor uns stand. Meine Eltern fuhren zur Beisetzung nach Berlin, wo die Leiche im Dom aufgebahrt war und Tausende und Abertausende in Ehrfurcht und Trauer an ihr vorbeigezogen sind. Der Trauerkondukt ging die Linden herunter durch das Brandenburger Tor, von dem lange Trauerfahnen mit der Inschrift „Vale Senex Imperator“ herunterwallten, die Charlottenburger Chaussee entlang, vorbei an dem Charlottenburger Schloß, wo Kaiser Friedrich, schon vom Tode gezeichnet, am Fenster stehend, den Trauerzug vorüberziehen sah, bis zu dem dortigen Mausoleum, wo die Eltern des alten Kaisers, Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise, ruhten. Russenhände haben 1945 auch diese Stätte geschändet.

Auch Bismarck habe ich noch einmal zu Gesicht bekommen, als er im offenen Halbwagen mit der charakteristischen Halberstädter Kürassiermütze an uns vorüberfuhr. Ebenso habe ich Moltke getroffen, als ich mit meinem Vater bei Schneegestöber durch den Tiergarten ging und dieser plötzlich zur Seite trat und ehrerbietig grüßte, da ging Moltke im großen Pelerinenmantel mit seinem Adjutanten an uns vorbei; nie werde ich sein feines, kluges Profil vergessen, er starb 1891.

Ich besinne mich auch noch, wie 1890 viel von französischer Angriffslust gesprochen wurde und der Name des Kriegsministers Boulanger in aller Munde war. Auch die Aufregungen über Bismarcks Entlassung sind mir noch im Gedächtnis. Mein Vater war ein ganz großer Verehrer von ihm und sehr unglücklich über den Verlauf der Dinge, er war aber kein Freund von Herbert und hat es immer für einen grundlegenden Fehler des alten Fürsten gehalten, daß er dem Sohn allmählich die ganze Arbeit und Verantwortung überließ und ihn damit offensichtlich zu seinem Nachfolger stempelte.

Meine Schulstunden gingen ziemlich lautlos und unbeachtet vor sich, Frä. Senkel lehrte

mich die ersten Schreib- und Lesekünste, die sehr geistreiche, aber sehr gestrenge Frl. Heinrich hatte uns dann vier Jahre in ihren Händen, und als ich 14 Jahre alt war, kam unsere gute Frl. Posega zu uns. Sie war zwar nicht geistreich, aber unendlich gründlich, mit vielen positiven Kenntnissen ausgerüstet, und da ich damals schon so weit war, daß ich lernen wollte, habe ich viel bei ihr profitiert, und auf eigenen Wunsch bis zum 18. Jahr Stunden gehabt. Frl. Posega übernahm dann Renata und Freda und hat mir in späteren Jahren bei meinen eigenen Kindern oft ausgeholfen; sie ist mit über 90 Jahren in einem bayerischen Altersheim sehr kümmerlich gestorben, hatte aber die Hoffnung nicht aufgegeben, noch einmal in ihr geliebtes Königsberg zurückzukommen.

Der Sommer 1890 brachte einen schmerzlichen Einschnitt in unser Kinderleben: Die Ferien hatten begonnen, ein Zeichenlehrer kam für Konrad, bei dem ich auch schon Stachelbeeren und Kirschen zeichnen durfte, da fuhren am 15. Juli früh Vater mit Konrad und Adolf zur zweitägigen Entenjagd nach dem zu Dönhofsstädt gehörenden Aschwen-See bei Nordenburg. Ich sehe uns noch wie heute, winkend auf der Rampe stehen. Nachts um drei kamen die so fröhlich ausgezogenen im Schritt zurück, Konrads Leiche auf Stroh auf einem Leiterwagen, und mein unglücklicher Vater mußte meine Mutter mit dieser Schreckensnachricht wecken, die alle Hoffnungen, die sie auf den schönen begabten Sohn gesetzt, mit einem Schlage vernichtete. Wir Kinder erfuhren es erst am Morgen und wurden gleich an die Leiche gebracht, die in dem kleinen Hallenzimmer aufgebahrt war, ehe sie in die Kapelle gebracht wurde. Wie meine Eltern durch diese Wochen und Tage hindurchkamen, kann ich mir nur mit ihrem felsenfesten Glauben erklären, der sie stark machte.

Ich könnte noch jeden Augenblick dieser Tage malen, das große Begräbnis bei glühender Hitze; wir gingen zu Fuß durch das Dorf die Chaussee entlang nach dem alten Kirchhof; eine riesige Beteiligung und Anteilnahme von Nachbarn, Freunden und Verwandten, ja von der ganzen Umgebung umgab uns.

Das Unglück war auf dem Boot hereingebrochen, auf dem Konrad und der junge Förster Nitsch sich mit einem Fischer befanden. Nachdem Konrad schon verschiedene Enten erlegt hatte, sagte er zu dem Förster: „So, jetzt können Sie einmal schießen!“ und erhob sich vorn im Boot unglückseligerweise in dem Moment, als Nitsch abdrückte. So ging die volle Schrotladung ihm direkt in den Hinterkopf. Ich sehe noch, wie meine Eltern den verzweifelten Nitsch im großen Flur in Dönhofsstädt zu trösten versuchten. Er ging dann nach Schlesien, das tägliche Sehen wäre für alle Teile zu schwer gewesen. An der Stelle des Ufers, an der der Kahn mit der Leiche landete, setzten meine Eltern den verzweifelten Nitsch im großen Flur in Dönhofsstädt zu trösten. Der See war sehr gesenkt worden, Als wir das Kreuz einweihten, stand es auf einem Teppich von Seerosen; auch die Leiche war mit Seerosen geschmückt gewesen, und so sind mir diese Blumen noch immer der Inbegriff der Trauer.

In den Kriegsjahren hat man sich an den plötzlichen Verlust junger Menschen so ge-

wöhnt, daß man sich gar nicht mehr denken kann, was in der damaligen ruhigen Zeit ein solcher Schicksalsschlag bedeutete. Mein armer Bruder Adolf, der dem Zwillingbruder so besonders nahe stand und der unter dem belastenden Druck litt, daß er, der Kranke, am Leben blieb, und der Gesunde Eltern und Geschwister verlassen mußte, verlieh diesen Gefühlen in einem schönen Gedicht: „Mein toter Freund“ Ausdruck.

Das Jahr darauf legten meine Eltern den schönen Friedhof am Heidenteich an, und im Herbst führten wir bei Fackelbeleuchtung die Särge der zwei Brüder von dem Dorfkirchhof auf den neuen Platz über, ein großes Sienitkreuz krönte die halbrunde Sandsteinbank, die den oberen Abschluß bildete, und jedes Grab bedeckte eine große dunkle Sienitplatte.

Im Sommer 1891 wurde mein Vater zum Oberpräsidenten von Ostpreußen ernannt, was bei uns Kindern eine große Aufregung verursachte, sahen wir doch viel Abwechslung und viel Neuem entgegen. Wir wurden nicht enttäuscht, denn die Jahre in Königsberg, wo wir vom November bis zum Mai in der Stadt blieben, den Sommer über in Dönhofsstädt lebten, waren sehr anregend, Vater kam im Sommer zu jedem Wochenende nach Dönhofsstädt, und das Abholen und Abbringen nach Korschen, zu dem wir Kinder uns immer drängten, ist mir noch in lebhafter Erinnerung.

Wir wohnten in Königsberg in der Regierung auf dem Mitteltragheim, große Prunkräume mit staatlichen Möbeln standen uns zur Verfügung, die Weihnachtstage im grossen Saal mit zwei Riesenbäumen und unbegrenztem Platz zum Spielen sind mir unvergänglich. Unsere Privatstuben waren mit unseren eigenen Möbeln aus Kreppelhof und Cammin möbliert. Ein großer parkartiger Garten hinter dem Hause wurde viel benutzt, Vater legte sich gleich einen Tennisplatz an, wir nahmen zwei Kutscher und vier Pferde mit. Meine Eltern mußten sehr gesellig leben, knüpften aber unter all den Menschen, besonders in Offiziers- und Professorenkreisen manche wertvolle Freundschaft an. Uns Kindern ging es ebenso, wir schlossen Freundschaften, die das ganze Leben über vorhielten. Heydebrands, Rosenbergs, Dörnbergs, Pfarrer v. Behrs, die Waldburger Dohnas, die im Winter auch in Königsberg wohnten, waren und blieben Freunde.

Die Eltern schenkten uns jeden Winter ein Abonnement für alle Künstler- und Symphoniekonzerte, die unter der Leitung von Max Brode standen, die Familien Simon waren die Kunstmäzene der Stadt. Alle großen Künstler, die auf dem Wege nach Petersburg waren, kamen zu uns, und das Königsberger Publikum war sehr begeisterungsfähig. Damals fanden die Konzerte im großen Börsensaal am Pregel statt, die Stadthalle wurde erst später gebaut. Wir hörten noch den berühmten Rubinstein, Sarasate, d'Albert, Marzella Sembrich und andere mehr.

Brode gab Armgard und mir eine Zeitlang Klavierunterricht, ich höre noch, wie er versuchte, mir den differenzierten Ausdruck der Mendelsohn'schen „Lieder ohne Worte“ beizubringen. Bei Armgard fand er ein fruchtbareres Feld vor. Herrlich war das Schlitt-

schuhlaufen auf dem Schloßteich, nach dem Münzplatz zu auf der „Clubseite“, wo wir so manchem guten Läufer seine Bogen und Pirouetten abguckten; Albrecht und Renata mußten jenseits der Brücke auf dem „Dittchenclub“ laufen, den wir verachteten. 1895 fing ich an, bei dem Superintendenten Schlecht am Dom zum Konfirmandenunterricht zu gehen, dieser Unterricht wurde aber durch Vaters Abschied unterbrochen. Ich ging den Sommer darauf zu Pastor Kretschmar in Landeshut zum Unterricht und wurde im Herbst in der kleinen Schloßkapelle in Kreppelhof eingesegnet. Mein Spruch war: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade“.

Es gab in Königsberg ein spaßiges Wortspiel:

Es gibt in Königsberg einen Superintendenten, und das ist Schlecht,
einen Bankier, und das ist Schlimm,
einen Professor, und das ist Schade,
einen Buchhändler, und das ist Bon.

Wir gehörten zur Tragheimer Gemeinde, doch besuchten wir häufig die Gottesdienste in der Schloßkirche, wo auch meine Schwester bei dem Militäroberpfarrer Thiel zum Konfirmandenunterricht ging und dann in Dönhofstädt eingesegnet wurde. Die Gottesdienste in dem schönen alten Dom, zu dessen Renovierung die Familien des Landes Wappenfenster gestiftet hatten, — so gab es ein Eulenburg'sches und ein Stolberg'sches Fenster, liebten wir sehr. Die alte Krypta hinter dem Altar hatte für uns etwas Unheimliches, aber gleichzeitig sehr Interessantes. Es standen da viele alte Särge der Preußischen Herzöge, auch der Vater des Großen Kurfürsten lag dort. Die Gedächtnisstätte für Kant wurde erst später gebaut.

Der schon erwähnte Professor Schade war ein sehr freundlicher Gönner meines Bruders Adolf und im Sommer oft wochenlang mit seiner Tochter in Dönhofstädt. Er wollte unsere Bibliothek ordnen, als richtiger zerstreuter Professor räumte er mehrere Wochen lang alle Bücher auf Tische und Sofas, las den ganzen Tag darin und hinterließ uns dieses Schlachtfeld, wo alles wie Kraut und Rüben umherlag. Mit einem jüngeren Bibliothekar ordneten wir später die ganze Bücherei und fertigten in wochenlanger Arbeit einen mustergültigen Zettelkatalog der ca. 7000 Bände an. Wir drei Schwestern erhielten zur Belohnung dafür „Exlibris“, die wir uns selber zeichnen durften.

In die Amtszeit meines Vaters fiel die Choleraepidemie, die durch ganz Deutschland ging und in Hamburg so zahlreiche Opfer forderte. Den ganzen Sommer war mein Vater unterwegs, um die Absperrmaßnahmen an der Grenze, besonders in Eydtkuhnen und Prostken und alles, was damit zusammenhing, zu besichtigen. Die Epidemie blieb in Ostpreußen in erträglichen Grenzen, wir Kinder bedauerten nur, daß wir den ganzen Sommer über kein rohes Obst essen durften.

Jeder Oberpräsident in Ostpreußen war gleichzeitig Kurator der Albertus-Universität, und hat mein Vater an dieser Zusammenarbeit viel Freude gehabt. Wie stolz waren wir, wenn wir am 18. Januar oder an Kaisers Geburtstag am 27. 1. einem der feierlichen Akte in der Aula beiwohnen durften, wo die Professoren in ihren Roben und die Studenten in Wiches erschienen, und wo meist ein Geschichtsprofessor einen Vortrag hielt.

Im Frühjahr 1895 verließen wir Königsberg, und der Abschied machte uns einen unauslöschlichen Eindruck, die Studenten brachten meinem Vater einen Fackelzug, und bei unserer Abreise waren auf dem Bahnhof unzählige Bekannte, die uns mit Blumen und Bonbons überschütteten, was uns Kindern herrlich erschien.

Wie weit Vater der Abschied von seiner Arbeit schwer wurde, ist uns Kindern nicht aufgegangen, er fing gleich mit seiner parlamentarischen Tätigkeit an. Wir gingen von Königsberg aus zum ersten Mal nach Cammin, einem schönen Besitz in der Neumark mit 2000 Morgen Wald und großen Warthe-Wiesen, rund 8000 Morgen groß. Mein Vater hatte ihn 1887 von seinem unverheirateten Bruder Reinhard geerbt. Die ganz besonders große ländliche Stille dort bildete einen rechten Gegensatz zu dem bewegten Königsberger Leben. Wir fanden aber sehr bald auch dort allerhand Reize. Das kleine biedermeierartige Haus war von großer Gemütlichkeit, es kam uns gegen Kreppelhof und Dönhofstädt alles etwas puppenmäßig vor, Vater nannte es immer „Caminchen“, ein recht großer und wohlgepflegter Park umgab das Haus, mit kleinen malerischen Teichen. Inmitten desselben lag der Begräbnisplatz, auf dem die Urgroßeltern Romberg, deren Sohn Anton, der siebzehnjährig mit dem Pferde tödlich verunglückte, und meine Großmutter Marianne ruhten. Große eiserne Kreuze standen zu Häupten der mit herrlichem Efeu dicht bewachsenen Gräber.

Eines lieben Verwandtenoriginals muß ich an dieser Stelle gedenken, und zwar des jüngeren Bruders meiner Großmutter Marianne, Max von Romberg, der in kinderloser Ehe mit Berta von Itzenplitz verheiratet war, die wir Kinder aber nicht mehr gekannt haben. Sein Vater Konrad hatte in Gerdauen einen herrlichen Besitz aus der Schlieb'schen Familie gekauft. Tante Bertha war prunkliebend, Onkel Max gutmütig bis zum Exzess, Schenken war seine Leidenschaft. So brachten sie es fertig, Bankrott zu machen und Gerdauen an Herrn von Janson verkaufen zu müssen. Onkel Max lebte von nun an auf seinem Romberg'schen kleinen Gut Brunn bei Wusterhausen an der Dosse, stand aber unter Sequester und lebte von einer kleinen Rente meines Vaters. Er war jedes Jahr wochen-, ja monatelang bei uns, besonders in Cammin, und wir Kinder liebten ihn heiß. Er ging mit uns Spazieren und spielte mit uns Karten, Adolf und Marie Eleonore hatte er besonders in sein Herz geschlossen. Er konnte es nicht lassen, zu schenken, all unseren Leuten brachte er zu Weihnachten etwas mit, da aber mein Vater meist die Rechnungen darüber bekam, sah er diese Geschenke mit etwas geteilten Gefühlen an, wie Onkel Max für meine Eltern gewiß oft eine Auflage war, doch davon merkten wir Kinder nichts.

Lange Jahre hindurch ist Cammin unser Winteraufenthalt geblieben. Der prächtige Oberinspektor Wägener, der schon bei meiner Großmutter gewesen war, seine vortreffliche Frau, die uns in die Geheimnisse des Schweineschlachtens einweihte, deren Sohn später Beamter in Kreppelhof wurde, der ausgezeichnete Gärtner Driese, der einen Musterbetrieb an Obst und Gemüse unterhielt, der uns im Winter die Töpfe mit reifen Erdbeeren auf die Fensterbretter des Wohnzimmers stellte, und blühenden Flieder zu Weihnachten produzierte, seine niedliche alte Frau, die bei meiner Großmutter Jungfer gewesen war, wurden unsere großen Freunde. Voll Stolz zeigte Driese eine goldene Uhr, die ihm der spätere Kaiser Friedrich bei einer Gartenbauausstellung als Preis überreicht hatte, und goldene Medaillen, die er auf einer Pariser Ausstellung bekommen hatte.

Der Wald war 4 km entfernt, ein herrlicher Kiefernbestand umschloß einen ganz grossen und einen kleineren See, an letzterem lag das malerische Forsthaus, und sehr, sehr oft machten wir unsere „Kaffeeausflüge“ dorthin, – ein Teil der Familie reitend, ein Teil fahrend oder radelnd. Die Forst grenzte an die große Massiner Staatsforst, und so wechselte häufig Rotwild herüber und brachte meinem Vater winterliche Jagdfreuden. Der alte Förster Ewald und seine liebe Frau waren uns gemütliche Freunde.

Die großen Warthewiesen, die zu Cammin gehörten, waren jedes Frühjahr und jeden Herbst unter Wasser, da war dann der Blick von den Hügeln des „Oberlandes“, den „Grafenbergen“, die häufig das Ziel unserer Spaziergänge waren, sehr malerisch. Das Johanniterschloß Sonnenburg grüßte von dem jenseitigen Ufer herüber, und die Überschwemmungen brachten Gelegenheit zu weiten Kahnfahrten über die Wiesen, die aber nur mit erfahrenen Fischern unternommen werden durften.

Während wir in Kreppelhof eine zahlreiche Nachbarschaft hatten, vor allem die lieben Portatius in Schwarzwaldau, aber auch Heinens in Pfaffendorf und etwas entfernter die Jannowitzer Verwandten sowie Hochbergs in Rohnstock, Harrachs in Tiefhartmannsdorf, Hoyos in Lauterbach, und in Dönhofstädt die lieben Häuser Rodehlen, Prassen, Cremitten, Skandau, Langheim, Schwansfeld und andere mehr, war in Cammin nur das benachbarte Tamsel, und etwas abgelegen und selten besucht Charlottenhof, das Klitzings gehörte. Schwerins in Tamsel waren mit uns verwandt, die Ältermutter Wreich, die Jugendliebe Friedrichs d. Gr., hatte Tamsel über ihren Enkel Dönhoff an Schwerins vererbt. Das altertümliche Haus mit wunderschönen alten Bildern, u.a. ein riesiges Reiterportrait des Feldmarschalls von Schöning und andere Andenken, hatte einen großen Reiz für uns, trotzdem nur die alte Tante Pauline dort residierte und erst später ihr Sohn Stanislaus. Tante Pauline war ebenso gut wie langweilig, ihre Kuchen waren aber unnachahmlich. Ab und zu wurde das kleine bandumschlungene Päckchen Liebesbriefe gezeigt, die Friedrich d. Gr. von Küstrin aus, als seine Haft erleichtert war, und er oft in Tamsel weilte, an meine Ältermutter geschrieben hatte, natürlich französisch und in so winziger Schrift, daß wir sie nicht entziffern konnten. Die Ältermutter hat später nach der Schlacht bei Zorndorf, als Tamsel unter den

Russen im Siebenjährigen Kriege schwer zu leiden hatte, beim „Alten Fritz“ um Hilfe und Berücksichtigung gebeten, dieser aber machte keine Ausnahme für die „alte Liebe“.

Unser dritter und in den letzten Jahren Hauptwohntort war Dönhofstädt, im geliebten Ostpreußen gelegen. Das Schloß war von Johann von Collas, der eigentlich Tiefbaumeister Friedrich I. war, gebaut worden. Der Plan des Schlosses stammt sicher von Jean de Both, der Friedrichstein zur gleichen Zeit baute, und der auch der Erbauer des Zeughauses in Berlin war. Das 1710 – 1714 fertiggestellte Schloß hatte eine sehr große Ausdehnung, hatte 12 Schornsteine, 52 Zimmer und soll 365 Fenster und Türen gehabt haben, letzteres haben wir aber nie nachgezählt. In klassischen Ausmaßen mit großem Säulenperistyl, zu dem eine stattliche Rampe hinaufführte, lag es in vornehmer Ruhe weitab von Hof und Ställen inmitten eines großen Parkes; eine alte Kastanienallee führte darauf zu, eine andere, auf der Gartenseite, zeigte in ihrem Ausblick die alte Pariser Ordenskirche, wie denn die meisten ostpreußischen Sitze einen Blick auf ihre Kirche hatten. Von dem Lindenberg dicht am Schloß schweifte der Blick über den Heidenteich mit kleiner, tempelbestandener Insel. Eine Büste der Ältermutter Dönhoff, geb. von Wreich, zierte den dreiseitig offeren kleinen Bau, sowie über den Hofteich mit seiner langen weißen Holzbrücke, über die wir als Kinder mit Wonne polternd zum Kutschstall liefen, der in großen Ausmaßen und im gotischem Stil gebaut, un bequem weit vom Schloß entfernt war. Wir hatten ein Telefon dorthin, in einer Zeit, als Telefone noch etwas ganz Ungewöhnliches waren. Weite Rasenflächen verschönten die Umgebung des Schlosses.

Die Räume waren groß und hoch, die Eingangshalle, durch zwei Stockwerke gehend, führte in den Gartensalon mit drei Türen nach dem breiten Kiesweg der Parkseite. Die lange Flucht der Wohnräume war so ausgerichtet, daß zu Johanni die Sonne genau in der Verlängerung der geöffneten Türen unterging, die die sieben Räume verbanden.

Zahlreiche Bilder, schönste Porzellane und Gobelins schmückten die Stuben auch im oberen Stockwerk, zu dem aus der Eingangshalle eine breite Treppe hinaufführte. Der dort gelegene Ahnensaal war von meinem Bruder renoviert worden, mit reicher weißgoldener Stukkatur geschmückt, der Plafond bestand aus einem großen Spiegel, die wertvollsten Ahnenbilder hingen an den Wänden. Es gab ein chinesisches und ein pompejanisches Gastzimmer, alles war großzügig und geschmackvoll, hell und luftig angelegt, aber nicht gerade für das ostpreußische Klima passend. So haben wir nie den Winter dort verbracht, aber Albrechts hatten sich ein kleines, warmes Quartier geschaffen, wo sie auch im Winter hausten. Am schönsten präsentierte sich Dönhofstädt an einem sonnigen Sommertage, wenn die Bäume auf dem Lindenberg blühten, alle Türen zum Park geöffnet waren und früher auch der Springbrunnen sprang. Auf dem Lindenberg verbrachten wir unsere sommerliche Ruhezeit nach Tisch.

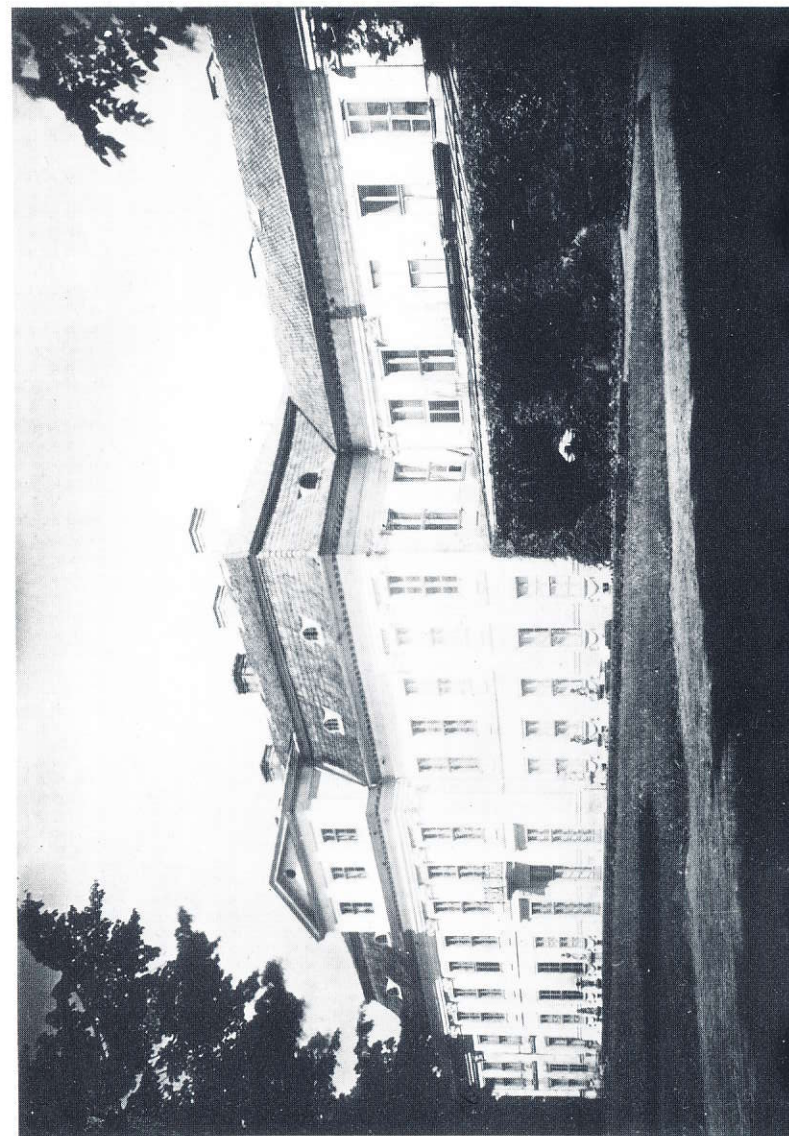
Im westlichen Schloßflügel lag als letztes ein Theaterraum mit richtiger Bühne, der

später auch zu Gaststuben ausgebaut wurde. Im östlichen Schloßflügel, in dem auch die sehr beliebte und bewohnte Halle lag, war die Kapelle, in der monatlich einmal Gottesdienst gehalten wurde, sonst gingen wir in die kleine Dorfkirche, die mein Bruder sehr schön restaurieren ließ. Die alten Dönhoffs waren streng reformiert gewesen und hatten ihren eigenen reformierten Geistlichen für die kleine Schloßgemeinde gehabt. Diese doppelte kirchliche Versorgung hielt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, dann wurden Schloß- und Dorfgemeinde ineinander verschmolzen. Die Kapelle hatte zwei schöne gotische Fenster, das Gestühl und die Kanzel waren unscheinbar, nur unsere Sitze dem Altar gegenüber wiesen hohe wappengeschnittene Lehnen auf. Sehr schön war der weiße Marmoraltar, das Relief des Antependiums zeigte eine Grablegung Christi, eine italienische Arbeit von einem Schüler Canovas, von Tante Dohna mitgebracht, ich habe sie einmal in einem kunstgeschichtlichen Werk abgebildet gefunden. In der kleinen Seitenkapelle hatte mein Vater für den letzten Dönhoff-Dönhofstädter Stanislaus und seine Schwester, Tante Dohna, von dem Bildhauer Lürsen in Charlottenburg große weiße Marmorsarkophage aufstellen lassen. Edle schöne Gestalten, den vorhandenen Bildern nachgeschaffen, ruhten im letzten Schlaf. Ich besinne mich noch, wie sie aufgestellt wurden, welche große Arbeit es war, diese schweren Steine zu bewegen, und wir fanden es als Kinder besonders interessant, daß sie auf dick mit grüner Seife bestrichenen Brettern langsam vorwärts geschoben wurden.

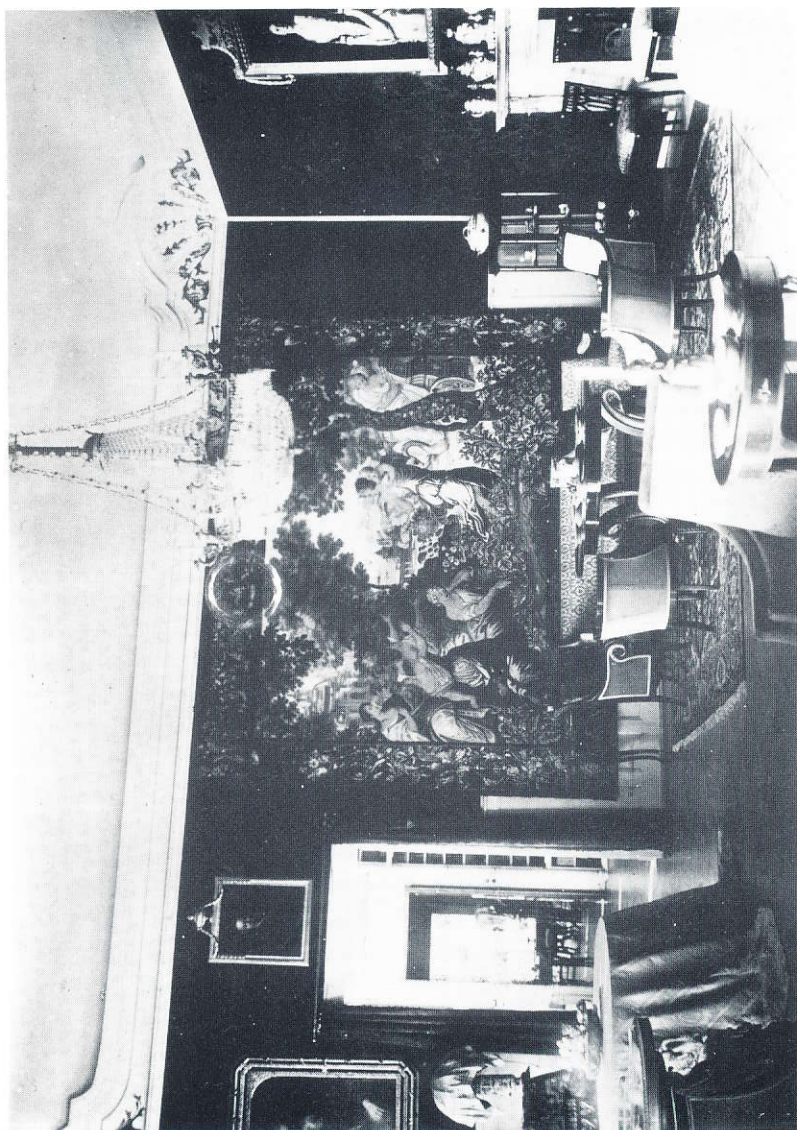
In unserer Jugendzeit spielte der 80 Morgen große eingezäunte Tiergarten mit seinem vielen Damwild eine große Rolle, sammelten wir doch den ganzen Herbst Kastanien dafür, hatten es einmal auf 20 Ztr. gebracht, die uns abgekauft und von dem alten Haushofmeister Anders im Winter verfüttert wurden. Dieser war in seiner Jugend schon mit Tante Dohna im eigenen Reisewagen bis nach Italien gefahren, diente aber auch uns noch bis zu seinem 80. Lebensjahr in großer Treue. Junge Gäste durften im Tiergarten ihren ersten Schauler schießen, und bei unseren häufigen Spaziergängen in die „offene Haide“ durchquerten wir ihn und freuten uns an den hübschen Bildern, die das Wild unter den uralten knorrigen Kiefern, Eichen und Kastanien stellte. Alles ostpreußische Damwild, und es gab besonders in dem Kreise Mohrunen unendlich viel, Hunderte in den einzelnen Forsten, stammte aus dem Dönhofstädter Tiergarten, den ein Vorfahr im 18. Jahrhundert anlegte, als ein König von Polen ihm Damwild schenkte. 1914 zerbrachen die Russen bei ihrem Einfall die starke hölzerne Einfriedung, und das Wild verlor sich in Feld und Wald.

An der anderen Seite des Parkes befand sich die Moosbude, früher als Teehäuschen von Tante Dohna benutzt, die mit allen Gästen am Nachmittag dorthin fuhr. Rechts und links hinter dem Schloß standen zu unserer Zeit noch die kleinen hölzernen Pavillone, in denen wir Kinder viel gespielt haben.

Unser Urgroßvater, Bogislaus Dönhoff, muß ein sehr feinsinniger, kunstliebender und liebevoller Mensch gewesen sein, wie er in den Memoiren seiner Tochter Sophie Schwerin geschildert wird. Die Ausschmückung des Schlosses mit den großen chine-



Dönhofsstadt, Gartenseite



Dönhofstadt, Gartensaal

sischen Vasen und anderen Kunstschatzen stammte von ihm, er hatte so manches von seinen Reisen mitgebracht. Die Bilder zeigten ihn als einen gescheut, aber nicht gerade schön aussehenden Mann. Er starb 1809. Um so schöner war seine Frau, geb. Gräfin Schwerin aus Wolfshagen, deren scharfes, klassisches Profil auf zahlreichen Bildern zu sehen war. Sie war Hofdame bei der Prinzess Amalie, Schwester Friedrich d.Gr. gewesen, und soll dieser ihr bei der ersten Begegnung gesagt haben: „Madame, si j'étais jeune, je mettrais ma couronne à vos pieds“. Sie soll sehr streng und steif gewesen sein, hatte fünf Töchter und einen Sohn Stanislaus, der mit 17 Jahren 1819 in einem Duell bei Göttingen fiel. So ging der große Besitz, der neben Dönhofstadt auch noch Skandau, Rodehlen und Wehlack mit vielen Vorwerken umfaßte, in der Mark die von seiner Mutter, geb. v. Wreich, geerbten Güter Tamsel und Cammin und ein Palais in der Wilhelmstraße, an die Töchter über.

Die Älteste, Sophie, die ihren Onkel Schwerin heiratete, erbte Skandau mit Rodehlen und das Berliner Haus. Roselie, die ebenfalls einen Onkel Schwerin heiratete, erbte Tamsel, Cécile, die unverheiratet war, die Wehlacker Güter, meine Urgroßmutter Amélie Freifrau von Romberg, Cammin, und Angélika Dohna Dönhofstadt. Tante Dohna wurde von ihrem Mann geschieden und war kinderlos, so vermachte sie Dönhofstadt meiner Großmutter Marianne, erst diese stiftete das Fideikommis. Unser Urgroßmutter Amélie heiratete 1818 den Freiherrn Konrad von Romberg aus einer westfälischen Familie, der ein Gut Brunn bei Wusterhausen an der Dosse besaß. Er war ein glühender Patriot, der die Freiheitskriege mit der ganzen herrschenden Begeisterung mitgemacht hatte und bis zuletzt schwer darunter litt, daß sein alter 86 jähriger Vater 1806 die Festung Stettin an Napoleon übergeben hatte. Diese Schmach meinte er nie verwinden zu können. Amélie wurde jung Witwe nach ganz besonders glücklicher Ehe, eine entzückend geschriebene eigene Biographie zeugte davon. Sie gab später die Erinnerungen ihrer Schwester Sophie heraus, die weite Verbreitung fanden, und ein bedeutendes Memoirenwerk waren. Sie lebte hauptsächlich in Cammin. Von ihrem regen Geist und ihren vielen Interessen zeugte die dortige Bibliothek, jedes Buch ist „mit dem Bleistift gelesen“, mit Anmerkungen und Randstrichen versehen, mit welcher Eigenschaft sie oft geneckt wurde, mein Vater hatte sie von ihr geerbt. Ihre Enkel sagten zu ihr: „Grandmaman“ – ihr in der ganzen Familie üblicher Name – „was hast Du gegen diese Stelle?“. Auch in ihr lebte noch die ganze Begeisterung der Freiheitskriege, hatte sie doch in Berlin die böse französische Besatzungszeit erlebt, sie war fortschrittlich gesonnen und jeder guten Neuerung zugetan, so nannte sie die Fabrikschornsteine: Die Zeigefinger der Kultur.

Nach dem Tode von Stanislaus Dönhoff, 1819, strengten die Friedrichsteiner Dönhoffs einen großen Prozeß gegen die Schwestern an, wegen Herausgabe von Dönhofstadt. Zahlreiche Akten waren noch darüber vorhanden, doch konnten sie nicht nachweisen, daß Dönhofstadt Lehen war, war der Besitz ja auch schon von Rautters auf Dohnas und von diesen auf Dönhoffs durch Erbtöchter gegangen. 1868 haben Dönhoffs noch einmal diese Ansprüche erneuert, doch wurden sie wegen Verjährung ab-

gewiesen. Dieses erneute Verfahren entstand durch eine neue Verbindung der Familien. Sophie Schwerin und Angélika Dohna waren kinderlos und adoptierten zwei Waisen Schwerin aus Wildenhoff, Adele und Marie. Erstere heiratete Werner von Alvensleben, unseren so sehr geliebten Nachbarn, und Sophie vermachte ihr Rodehlen; Marie heiratete Emil Dönhoff, einen jüngeren Sohn aus Friedrichstein. Da aber Tante Dohna schon lange Dönhofsstädt für meine Großmutter Marianne bestimmt hatte, vermachte sie ihr nur eine ansehnliche Geldsumme. Dieses war für Emil begreiflicherweise eine große Enttäuschung. So begann er die Berechtigung des Dönhofsstädter Erbfalles anzuzweifeln, aber, wie gesagt, zu spät. Es entstand natürlich in dieser Generation ein recht gespanntes Verhältnis untereinander, aber mit den Söhnen von Emil, Alexander und Stanislaus, waren wir eng befreundet, und sie waren viel in Dönhofsstädt. Skandau fiel an den zweiten Sohn von Rosalie Schwerin, Wilhelm, den Vater von Ulrich. Dieser geriet aber in große Schulden und verkaufte Skandau an Emil Dönhof.

Unsere drei Heimatorte, so verschieden sie waren, hatten jeder seine eigenen Reize, und wenn ich die Goetheschen Verse lese:

*„doch ist es jedem eingeboren,
daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
wenn über uns im blauen Raum verloren,
ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
wenn über schroffen Felsenhöhen
der Adler ausgebreitet schwebt,
und über Flächen, über Seen
der Kranich nach der Heimat strebt“.*

so stehen immer die drei geliebten Orte vor meinem geistigen Auge – Cammin – Kreppelhof – und Dönhofsstädt.

Daß diese dreifache Heimat auch viel Zersplitterung und manchen Nachteil mit sich brachte, das habe ich später gemerkt, als ich durch meine Heimat in ein neues Leben eintrat und eine neue Heimat fand. Welche Wonne war es mir, einmal alle Jahreszeiten an einem Ort zu erleben, wieviel stärker noch verwuchs man mit Menschen, Haus, Wald und Feld.

Meisterhaft verstanden meine Eltern, die Tradition der verschiedenen Orte fortzuführen. Die Kreppelhöfer Vorfahren gehörten z.T. der Brüdergemeinde an. Ich fand in einem Werk über Deutsche Fürstenhöfe, auch der kleinsten, Wernigerode als Hort des Pietismus, und meinen Ururgroßvater, Christian Friedrich, als vorbildlich gottesfürchtigen Mann erwähnt, in der Zeit, als man an den anderen Orten französische leichte Sitten an der Tagesordnung hatte. Wir hatten auch in Kreppelhof noch immer das sehr schöne, reichhaltige, aber z.T. etwas wunderliche Gesangbuch der Brü-

dergemeinde im Gebrauch. Die Sitte des „Aufsingens“ zu festlichen Tagen, Geburtstag, Einsegnung oder Hochzeit, blieb erhalten, ebenso der „Adventskranz“ mit den vielen Lichtern, von denen täglich eine mehr angezündet wurde, mit dem allabendlichen Singen und Aufsagen von Liedern und Sprüchen und das tägliche Lesen der Brüdergemeinde-Losungen. Wir gingen auch in Berlin manchmal in den Brüdergemeinde-Gottesdienst in deren großen Saal in der Wilhelmstraße.

Die Dönhofsstädter Vorfahren wiederum waren mehr gebildet und belesen, schriftstellerten und malten, alle Musen waren ihnen hold, und auch das versuchten meine Eltern, so gut es ging, in uns fortzupflanzen. Deshalb habe ich Tradition immer mehr im geistigen Sinne, als in dem starren Festhalten an Äusserlichkeiten, wie Umstellen der Möbel und dergl., verstanden.

Von Cammin aus gingen wir Anfang Januar alle für einige Wochen nach Berlin, nahmen meist eine möblierte Wohnung in der Nähe des Reichstages in der Dorotheen-, Sommer- und Roonstraße. Diese Wochen waren sehr anregend und sehr unternehmungsfreudig, tanzten wir doch manchmal vier Abende hintereinander auf den grossen Hofbällen, bei den Ministern, Botschaftern und Bekannten. Fünfzehn bis sechzehn Bälle waren der winterliche Durchschnitt. Dafür war aber mit Fastnacht Schluß, und im Sommer gab es kaum je ein kleines Tanzfest auf dem Lande. Als Gegenstück mußte man auf viele langweilige Nachmittagsempfänge, sogenannte „jours“ und „route“ gehen, mußte Visitenkarten abgeben und Tanzproben für die Hofbälle mitmachen, um Menuett, Gavotte und alte Francaise zu lernen und zu wiederholen. Um zu den Hofbällen eingeladen zu werden, mußte man zu der Oberhofmeisterin, der schönen Gräfin Brockdorff, zum Nachmittagsempfang, wo die Töchter vorgestellt wurden. Dann wurde man zu der großen Défiliercour eingeladen, die abends im Schloß im Rittersaal stattfand. Kaiser und Kaiserin standen etwas erhöht, jedoch so weit voneinander, daß man jedem einzeln seine Verbeugung, den sogenannten Courknix, manchen mußte, der lange geübt wurde. Man zog in großer Toilette mit vier Meter langer Schleppe vorüber, mit einem Schleier auf dem Kopf. Kaum war man aus dem Rittersaal in der Langen Bildergalerie gelandet, so nahm man schnell die Schleppe unter den Arm und eilte dem Weißen Saal zu, wo ein gutes Büffett wartete. Es war dies für die Majestäten ein sehr anstrengender und langweiliger Abend, denn er zog sich durch Stunden hin, immer wieder mußten sie freundlich und huldvoll grüßen. Zuerst zogen die verheirateten Damen, dann die jungen Mädchen, dann die alten und jungen Herren vorbei, alles nach Rang und Würden. Das einzige Vergnügen für sie war, wenn ein kleiner „Mishap“ passierte, eine kurzsichtige Dame den Knix an falscher Stelle machte, oder eine andere nur mit Hilfe eines der spaliertehenden Kammerherren aus der Tiefe ihres Knixes wieder auf die Füße gestellt wurde, die ausländischen Damen wunderliche Toiletten hatten oder die Fürstin Pleß, geborene Engländerin, einen Lilienstengel vor sich her trug, deren Leben gar nicht zu dieser Blume paßte. Armgard hat uns diese Dinge oft beschrieben, da sie als Hofdame hinter der Kaiserin stehend, alles beobachten konnte. Meist gab es drei bis vier Hofbälle im

Winter, der Fastnachtsball schloß mit herrlichem Punsch aus altem Rheinwein und herrlichen Pfannkuchen die Reihe der Feste ab. Wir wurden auch öfters zu kleinen musikalischen Abenden, zum Frühstück oder Tee gebeten, weil die Beziehungen durch Armgard eng waren und die Kaiserin und meine Mutter sich gegenseitig verehrten und schätzten. Mein Vater machte von all diesem gesellschaftlichen Leben nur das Aller-notwendigste mit.

Bei einem Hofball versammelte sich die ganze Gesellschaft im Weißen Saal, die breite Seite einnehmend, um den Thron gruppiert nach Rang und Würden, die Jugend auf den Flügeln, es war dies ein buntes, schönes Bild, die Damen mit herrlichem Schmuck, die Ungarn, Chinesen und Japaner in ihren Trachten, letztere gewöhnten sich bald den Frack an. Der Österreich-Ungarische Botschafter Graf Scögeny war ein pompöses Bild in seiner ungarischen Tracht.

Dann betraten die Majestäten, gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen und dem ganzen Hofstaat, durch die Mitteltür den Saal, voran schritt August Eulenburg als Oberhofmarschall und klopfte dreimal mit seinem kunstvoll gearbeiteten Stab auf das Parkett. Der ursprüngliche Sinn davon war wohl, daß wir alle still sein sollten, was wir aber ohnehin schon waren. Der Kaiser saß kaum auf dem Thron, sondern ging lebhaft plaudernd von einem zum andern, die Kaiserin auch, doch saß sie immer aus Höflichkeit für uns auf ihrem Thronsessel, wenn wir unsere alten kunstvollen Tänze aufführten, da wir sonst unsere Verbeugungen vor dem leeren Thron hätten machen müssen. In dem Winter vor unserer Verlobung tanzten der Vater und ich direkt vor ihr die Gavotte, waren zerstreut, machten falsche Figuren und brachten das ganze Karree durcheinander. Die Kaiserin lächelte, und wir sind später noch oft deswegen geneckt worden. Es war ein schönes Bild, wenn man von der Musikloge aus von oben den ganzen Saal übersah, alles in geraden Reihen und Karrees stand, alles dieselben Figuren und Schritte machte, die Herren in Galauniform, die Garde Du Corps und die Gardekürassiere in ihren roten Galaröcken hatten die Mitte inne, die Reihen waren regimentenweise geordnet. Nach dem Souper, das serviert an kleinen Tischen eingenommen wurde, drängte die Jugend schnell in den Saal, um noch einen kurzen verbotenen Walzer zu tanzen, ehe die alten Herrschaften wieder erschienen, von Rundtänzen waren nur Galopp und Polka gestattet. Die Schlußpolonaise, wie wir sie auch manchmal in Prassen tanzten, entwickelte sich aus zwei Seitentüren und endete mit unendlich breiter Front vor Kaiser und Kaiserin, es war auch dies ein sehr hübscher Anblick.

Aber wir tanzten nicht nur in Berlin, wir hatten Mal- und Klavierstunden und hörten Vorträge im Museum und im Lyceum, einer Gründung der Kaiserin Friedrich zur Fortbildung von Frauen und Mädchen, später hat man den Ausdruck für alle Mädchenschulen übernommen, die damals „Höhere Töchter Schulen“ hießen. Die Vorträge im Museum waren besonders interessant, ca. 30 – 40 Personen zogen mit Klappstühlchen von einem Kunstwerk zum anderen, das uns erklärt wurde, meist von dem später so berühmt gewordenen Museumsdirektor Justi.

1898 verbrachten wir einen Winter in Dresden, wo Adolf bei dem berühmten Arzt und Masseur Reyher eine Kur gebrauchte. Wir hatten eine möblierte Wohnung in der Wiener Straße und haben die herrliche Zeit in der Stadt der grünen Kupferdächer und der Barock- und Rokokoschnörkel intensiv genossen. Zweimal in der Woche durften wir in die vorzügliche Oper gehen, einen Schneidemann, Peron und die Wedekind hören, ungezählte Male wanderten wir in die berühmte Bildergalerie im Zwinger, saßen vor der Sixtinischen Madonna und kannten jedes Bild, das „Grüne Gewölbe“ im Schloß mit seinen unwahrscheinlichen kunstgewerblichen Schätzen, an Schmuck, Elfenbein und Bernsteinschnitzereien und dergl., das „Johanneum“ mit seinen chinesischen, japanischen und Meissner Porzellansammlungen, alles war in dieser köstlichen Stadt vereinigt, die in letzter Minute im Februar 1945 auf das frivolste von den Feinden vernichtet wurde. Wir machten Fahrten auf der Elbe nach Schloß Pillnitz, nach Wachnitz, der Heimat Theodor Körners, an den Hügeln des „Weißen Hirsch“ entlang, bis in die sächsische Schweiz, trutzig bewacht von den Festungen Pirna und Königstein, die Friedrich d. Gr. Nüsse zu knacken gaben. Wir besuchten Hohenhaus auf dem prächtigen Schloß Albrechtsberg, hoch über der Elbe gelegen, das der alte Prinz Albrecht, Sohn der Königin Louise, seiner morganatischen Gattin geb. von Rauch, der Gräfin Hohenau, gebaut hatte.

Spaziergänge im „Großen Garten“, wo man den sehr beliebten alten König Albert im offenen Halbwagen und die sehr beliebte ältliche Nichte, Prinzess Mathilde, hoch zu Roß antraf, schätzten wir sehr. Wir hatten regen Verkehr mit Tante Margarethe Stolberg und ihrem Sohn Friedel, dem Besitzer von Diersfordt, der in Dresden das berühmte Vitzthum'sche Gymnasium besuchte und später bei einem Reitunfall ums Leben kam. Verwandte aus Wernigerode und die Licher, Solms, Schönburgs, Reuß' und Görtz' verbrachten stets einige Winterwochen in der sächsischen Hauptstadt.

Ich hatte das Glück, eine wunderschöne sechswöchige Reise in die Schweiz zu machen. Harrachs nahmen mich mit auf ihren schönen Besitz Oberhofen am Thuner See, wo wir in fröhlichem Jugendkreis mit den lieben Töchtern des Hauses die schönsten Parteen machten, die Jungfraubahn herauffuhren, Interlaken und Grindelwald besuchten und mit dem Hausherrn, dem bekannten Maler Harrach, Tennis spielten und zeichneten.

Einen großen Raum in dem Dresdener Leben nahmen unsere Malstunden bei Frä. Schrader ein, einer sehr guten Lehrerin und Künstlerin; sie war mit fünf Jahren aus ihrer Vaterstadt Memel fortgekommen, hatte aber immer noch einen anheimelnden Anklang an die heimatliche Sprache. Später ist sie manchen Sommer in den Ferienwochen bei uns in Kreppelhof und Dönhofsstadt gewesen, und ihr verdanke ich viel Zucht und Anregung beim Zeichnen und Malen. Auch Musikunterricht hatten wir abwechselnd in den Sommerwochen, da kam die Berliner Klavierlehrerin, Frau Clement, zu uns, eine Freundin des hochmusikalischen Muskauer Hauses. Armgard und ich übten fleißig und sangen auch Duette. Frau Clement war eine große Nietzsche-

Verehrerin und meine Eltern hatten manchmal die Besorgnis, daß es auf uns abfärben könnte. Doch wirkte der Erfolg dieser Verehrung eher abschreckend. Frä. Clement war ein unglückliches, mit Gott und der Welt zerfallenes Wesen, die mit Selbstmord endete.

So vergingen die ersten zwei Jahrzehnte meines Lebens in mannigfacher Abwechslung.

4. Kapitel

Die Jahrhundertwende

*Wir leben vorwärts,
aber wir verstehen rückwärts.
Sören Kierkegaard.*

Die Jahrhundertwende nahte, sie gab viel Anlaß zu Rückblick und Ausblick, ersterer konnte nur von Dank erfüllt sein, das ganze Vaterland stand in Frieden und Wohlstand. Armgard schrieb einige Verse dazu, beginnend:

*Nun wendet Gottes Finger leise
Im Weltenbuch ein neues Blatt*

abschließend

*Der Herr, der euch bisher geleitet
Beschreibt auch das neue Blatt.*

Daß dieses Blatt von so viel Blut und Tränen getränkt sein würde, hat damals niemand vermutet. Deutschland stand geachtet und blühend in der Welt, manchem im Ausland zu blühend! Industrie und Handelsflotte, die sich in den letzten 25 Jahren versiebenfacht hatte, wuchsen. Auch der Landwirtschaft ging es, nach den schweren Caprivijahren, wieder besser, und die Kolonien entwickelten sich immer mehr. Bei der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, der noch zu Zeiten des alten Kaisers begonnen, sah man 1895 in Kiel Schiffe aller Nationen der Welt, die dem Kaiser Salut schossen, der auf der Kommandobrücke der „Hohenzollern“ stehend, die Parade all dieser Schiffe abnahm. „So etwas führt zu Cäsarenwahnsinn“, sagte Onkel Mortimer Tschirschky zu Fritz, den er zu diesem Erlebnis mitgenommen hatte. Jedenfalls bestärkte es beim Kaiser, der gutgläubig wie die meisten Deutschen war, das Gefühl der friedlichen Stimmung gegen uns. Überall knisterte es im Gebälk und wetterleuchtete es auf dem ganzen Erdball, bis sich das große Gewitter im Ersten Weltkrieg zusammenzog.

Der berühmte Roman der Österreicherin Berta von Suttner „Die Waffen nieder“ interessierte zwar jeden, verfiel aber nicht, die Haager Friedenskonferenz, vom Zaren angeregt, hinderte nicht, daß es Kriege und Aufstände an allen Ecken und Enden gab.

Um die Jahrhundertwende führten die Nordamerikaner mit Spanien einen Krieg im Pazifik, Spanien verlor die Philippinen und sonst noch allerhand Niederlassungen, Deutschland erwarb aus diesem Streit die Marianen- und Karolinen-Inseln sowie Samoa, das sehr wertvoll war.

Vier Jahre dauerte um die Jahrhundertwende der Burenkrieg. Tapfer wehrte sich das aufrechte Volk gegen Englands Übermacht. Die Sympathien fast aller Menschen, vor allem der Deutschen, waren auf ihrer Seite. Aber das Inselreich siegte schließlich doch. Zum ersten Mal auf der Welt entstanden die sogenannten Konzentrationslager, in denen Frauen und Kinder hinter Stacheldraht zusammengepfercht wurden, es sollen in ihnen 4000 Frauen, 22000 Kinder und über 1000 alte Männer umgekommen sein.

Wir waren alle leidenschaftlich für die Buren interessiert, der Haß gegen England im ersten Weltkrieg stammt vor allem daher. Auch der Kaiser gab seinen Gefühlen nach und sandte die berühmte obwohl unüberlegte „Krügerdepesche“ an den greisen Präsidenten der Buren ab. Man meinte, daß das berühmte Buch „Pieter Maritz, der Burensohn von Transvaal“, in dem die früheren Kämpfe der Buren gegen England geschildert wurden, bei denen der Sohn des dritten Napoleon fiel, viel zu dieser begeisterten Anteilnahme beigetragen hätte. Die Namen Mafeking, Ladysmith, Kimberley und Spionskop waren in aller Munde. Der Name des Generals Buller, der zu Anfang eine Schlappe nach der anderen erlitt, führte zu dem Wortspiel: „Die alte Queen ist krank. Was fehlt ihr? Sie hat Bullern im Magen“.

Lord Kitchener, der 1915 von uns in englischen Gewässern torpediert wurde, als er auf dem Wege nach Petersburg war, führte den Umschwung herbei; Transvaal und der Oranjerestaat mußten ihre Selbständigkeit aufgeben. Erstaunlich war es dann, zu sehen, wie die Engländer mit großer Klugheit das besiegte Volk, dem sie Anteil an der Regierung gaben, auf ihre Seite brachten, so daß die Buren im ersten Weltkrieg völlig englandfromm waren.

1900 war der große Boxeraufstand in China, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. „Boxer“ war der Sammelname für weitverbreitete chinesische Geheimbünde, die sich gegen die Ausländer und Christen richteten. Der deutsche Gesandte von Ketteler wurde ermordet, die anderen europäischen Diplomaten in Peking interniert. Der englische Admiral Seymour zog mit Verbänden aller Mächte gegen Peking. In hartnäckigen Kämpfen, bei denen der Admiral das Wort prägte „Germans to the front“ wurde die Hauptstadt erobert, bei den Kämpfen um das Taku-Fort bewährte sich, mehrfach getroffen, das deutsche Kanonenboot „Itis“ heldenhaft unter Führung des Kapitäns Lanz. Das Lied: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot auf unseres Schiffes Mast“

Verehrerin und meine Eltern hatten manchmal die Besorgnis, daß es auf uns abfärben könnte. Doch wirkte der Erfolg dieser Verehrung eher abschreckend. Frä. Clement war ein unglückliches, mit Gott und der Welt zerfallenes Wesen, die mit Selbstmord endete.

So vergingen die ersten zwei Jahrzehnte meines Lebens in mannigfacher Abwechslung.

4. Kapitel

Die Jahrhundertwende

*Wir leben vorwärts,
aber wir verstehen rückwärts.
Sören Kierkegaard.*

Die Jahrhundertwende nahte, sie gab viel Anlaß zu Rückblick und Ausblick, ersterer konnte nur von Dank erfüllt sein, das ganze Vaterland stand in Frieden und Wohlstand. Armgard schrieb einige Verse dazu, beginnend:

*Nun wendet Gottes Finger leise
Im Weltenbuch ein neues Blatt*

abschließend

*Der Herr, der euch bisher geleitet
Beschreibt auch das neue Blatt.*

Daß dieses Blatt von so viel Blut und Tränen getränkt sein würde, hat damals niemand vermutet. Deutschland stand geachtet und blühend in der Welt, manchem im Ausland zu blühend! Industrie und Handelsflotte, die sich in den letzten 25 Jahren versiebenfacht hatte, wuchsen. Auch der Landwirtschaft ging es, nach den schweren Caprivijahren, wieder besser, und die Kolonien entwickelten sich immer mehr. Bei der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, der noch zu Zeiten des alten Kaisers begonnen, sah man 1895 in Kiel Schiffe aller Nationen der Welt, die dem Kaiser Salut schossen, der auf der Kommandobrücke der „Hohenzollern“ stehend, die Parade all dieser Schiffe abnahm. „So etwas führt zu Cäsarenwahnsinn“, sagte Onkel Mortimer Tschirschky zu Fritz, den er zu diesem Erlebnis mitgenommen hatte. Jedenfalls bestärkte es beim Kaiser, der gutgläubig wie die meisten Deutschen war, das Gefühl der friedlichen Stimmung gegen uns. Überall knisterte es im Gebälk und wetterleuchtete es auf dem ganzen Erdball, bis sich das große Gewitter im Ersten Weltkrieg zusammenzog.

Der berühmte Roman der Österreicherin Berta von Suttner „Die Waffen nieder“ interessierte zwar jeden, verfiel aber nicht, die Haager Friedenskonferenz, vom Zaren angeregt, hinderte nicht, daß es Kriege und Aufstände an allen Ecken und Enden gab.

Um die Jahrhundertwende führten die Nordamerikaner mit Spanien einen Krieg im Pazifik, Spanien verlor die Philippinen und sonst noch allerhand Niederlassungen, Deutschland erwarb aus diesem Streit die Marianen- und Karolinen-Inseln sowie Samoa, das sehr wertvoll war.

Vier Jahre dauerte um die Jahrhundertwende der Burenkrieg. Tapfer wehrte sich das aufrechte Volk gegen Englands Übermacht. Die Sympathien fast aller Menschen, vor allem der Deutschen, waren auf ihrer Seite. Aber das Inselreich siegte schließlich doch. Zum ersten Mal auf der Welt entstanden die sogenannten Konzentrationslager, in denen Frauen und Kinder hinter Stacheldraht zusammengepfercht wurden, es sollen in ihnen 4000 Frauen, 22000 Kinder und über 1000 alte Männer umgekommen sein.

Wir waren alle leidenschaftlich für die Buren interessiert, der Haß gegen England im ersten Weltkrieg stammt vor allem daher. Auch der Kaiser gab seinen Gefühlen nach und sandte die berühmte obwohl unüberlegte „Krügerdepesche“ an den greisen Präsidenten der Buren ab. Man meinte, daß das berühmte Buch „Pieter Maritz, der Burensohn von Transvaal“, in dem die früheren Kämpfe der Buren gegen England geschildert wurden, bei denen der Sohn des dritten Napoleon fiel, viel zu dieser begeisterten Anteilnahme beigetragen hätte. Die Namen Mafeking, Ladysmith, Kimberley und Spionskop waren in aller Munde. Der Name des Generals Buller, der zu Anfang eine Schlappe nach der anderen erlitt, führte zu dem Wortspiel: „Die alte Queen ist krank. Was fehlt ihr? Sie hat Bullern im Magen“.

Lord Kitchener, der 1915 von uns in englischen Gewässern torpediert wurde, als er auf dem Wege nach Petersburg war, führte den Umschwung herbei; Transvaal und der Oranjerestaat mußten ihre Selbständigkeit aufgeben. Erstaunlich war es dann, zu sehen, wie die Engländer mit großer Klugheit das besiegte Volk, dem sie Anteil an der Regierung gaben, auf ihre Seite brachten, so daß die Buren im ersten Weltkrieg völlig englandfromm waren.

1900 war der große Boxeraufstand in China, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. „Boxer“ war der Sammelname für weitverbreitete chinesische Geheimbünde, die sich gegen die Ausländer und Christen richteten. Der deutsche Gesandte von Ketteler wurde ermordet, die anderen europäischen Diplomaten in Peking interniert. Der englische Admiral Seymour zog mit Verbänden aller Mächte gegen Peking. In hartnäckigen Kämpfen, bei denen der Admiral das Wort prägte „Germans to the front“ wurde die Hauptstadt erobert, bei den Kämpfen um das Taku-Fort bewährte sich, mehrfach getroffen, das deutsche Kanonenboot „Itis“ heldenhaft unter Führung des Kapitäns Lanz. Das Lied: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot auf unseres Schiffes Mast“

wurde als *das* deutsche Flaggenlied volkstümlich. Später übernahm der Feldmarschall Graf Waldersee das Kommando über die verbündeten Truppen, bei denen sich ca. 20000 Deutsche befanden. Viele unserer Bekannten waren dabei, Ernst Kretschman, Graf Magnis, Graf Lehndorff-Steinort und andere mehr. Auch Fritz hatte sich gemeldet und hoffte herauszukommen, da er bei den Gardekürassieren neueingeführte Faltboote mit ausprobiert hatte, diese wurden aber Pionieren mitgegeben. Die Deutschen rückten bis zur großen Mauer vor, die chinesische Regierung mußte nachgeben, die Boxer bestrafen, das Gesandtenviertel in Peking befestigen und noch eine ganze Weile die ausländischen Besatzungen im Lande behalten. Wir waren seit der „Pachtung“ von Kiautschou um die Jahrhundertwende im Fernen Osten mitinteressiert.

1904 brach in Deutsch-Südwestafrika der Aufstand der Hereros gegen die deutsche Besatzung aus. Unter General von Trotha wurde eine kriegsstarke Division aus den verschiedensten Regimentern gebildet und eingesetzt. Die Aufständischen wurden bei Waterberg besiegt, Henrik Witboi, der zuerst auf deutscher Seite war, wurde der Führer der Aufständischen, und schwere Kämpfe, die besonders durch den Wassermangel qualvoll waren, zogen sich fast zwei Jahre lang hin. Unser ganz besonders geliebter Vetter Wolf-Werner Arnim, der zweite Sohn aus Muskau, und ein uns gut bekannter Herr von Bodenhausen, beide von dem Regiment der Garde Du Corps, fielen. Wolf-Werners anschauliche Briefe aus den afrikanischen Kämpfen wurden als Manuskript gedruckt. Er war ein prächtiger, hochmusikalischer Mensch, mit einer wundervollen Stimme begabt, wie oft hatten wir mit ihm im schönen Muskau musiziert. Nach langen Jahren konnte seine Leiche überführt und in Muskau beigesetzt werden. Fritz war besonders eng mit ihm befreundet, sie fanden sich oft bei meisterlichem Billardspiel in Berlin zusammen.

Die Russische Revolution 1905 verfolgten wir mit angespannter Aufmerksamkeit, auch damals schon erschienen einige Balten in Deutschland, die sich vor der Verfolgung retten mußten, wenn auch nicht so zahlreich wie 1919. Kurz vorher hatten sich die Russen mit den Japanern in blutigen Kämpfen geschlagen und waren unterlegen.

1908 drohte es, daß wir durch die Besetzung Bosniens durch die Österreicher in einen Krieg verwickelt wurden. Ich weiß noch genau, wie mein Vater ganz spät am Abend zu Bülow ging und ihm das bekannte Wort Bismarcks: „daß die Balkanwirren nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert seien“ ins Gedächtnis rief. Der diplomatischen Kunst Bülows gelang es, den Frieden zu erhalten; wenn er noch am Ruder gewesen wäre, so glaube ich fast, daß er es verstanden haben würde, auch 1914 den Frieden zu erhalten, so wenig sympatisch er einem war.

Um die Reihe der Kriege der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts zu vervollständigen, muß ich noch den italienisch-türkischen Krieg in Tripolis erwähnen, in dem die Türken vertrieben wurden und die Italiener sich die Anwartschaft auf den Dodekanes sicherten, der im zweiten Weltkrieg eine Rolle bei unseren Kämpfen um Kreta spielte. Der

große Balkankrieg 1912, in dem sämtliche Balkanstaaten gegen die Türken vorgingen, ging in den Weltkrieg über und die Türken verschwanden, bis auf ein kleines Territorium um Konstantinopel herum, aus Europa. Ihren Regierungssitz verlegten sie 1918 nach Ankara in Kleinasien.

Große Aufregung verursachte die „Maroccoaffaire“. Frankreich wollte sich in den völligen Besitz des Landes setzen, Delcassé war es gelungen, das englische Einverständnis zu erlangen, da wir Deutschen aber sehr große Handelsinteressen in Marocco hatten, viele deutsche Firmen, u.a. die berühmten Mannesmannwerke, dort ihre Niederlassungen hatten, konnten wir uns das nicht so ohne weiteres gefallen lassen. Der Kaiser besuchte selbst den großen Hafen von Tanger und fand viel Sympathie, da die deutschen Firmen eine führende Rolle im Lande spielten. So kam es zu der großen Konferenz von Algeiras, Willy Radowitz, der unter seinem Vater, dem Botschafter in Madrid, daran teilnahm, nannte es „all Geseires“, wie die Engländer den Namen aussprachen, und weil so viel dort geredet wurde. Frankreich mußte in einigen Stücken nachgeben, Delcassé, der ein großer Deutschenfeind war, wurde entlassen, doch brachen 1911 neue Unruhen aus, die zu dem berühmten und viel verurteilten „Panthersprung nach Agadir“ führten, so genannt wegen der schnellen Entsendung unseres Kreuzers „Panther“ an die maroccanische Küste. Ein erneutes Abkommen brachte Ruhe, und Frankreich mußte einige Landstriche um Kamerun herum an uns abgeben.

Recht verschieden waren die Kanzler, die um die Jahrhundertwende herum auf den „Eisernen“ folgten. Die Caprivi-Zeit bis 1894 habe ich noch nicht so recht in mich aufgenommen. Caprivi war ein uranständiger Mann, aber als General ohne Kenntnisse der inneren und äußeren Politik. In ersterer versäumte er, die Lebensfähigkeit der Landwirtschaft zu erhalten, in letzterer versäumte er, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu erneuern. Auf seinen Nachfolger, den Fürsten Hohenlohe, der bis 1900 das Reichskanzleramt innehatte, besinne ich mich noch sehr genau. Er war ein sehr feiner, kluger, aber leider zu alter Mann. Klein von Statur, war er durch sein hohes Alter noch zusammengerutscht und auch in der Beziehung ein rechter Gegensatz zum „großen Kanzler“. Er hatte keine Feinde, was im öffentlichen Leben nicht immer ein Lob ist. Als Onkel der Kaiserin, deren Mutter eine Prinzess Hohenlohe war, hatte er ein besonderes Verhältnis zum Hof, was sich oft günstig auswirkte.

1900 begann die „Bülow-Aera“, die neun Jahre dauerte. So wenig erfreulich Bülow in charakterlicher und menschlicher Hinsicht war, was sich besonders herausstellte, als er seine Memoiren herausgab, – so war es ihm vorbehalten, herabsetzende Worte über die Kaiserin zu finden, was weder Sozialdemokraten noch Kommunisten je getan hatten, – der Kaiser sagte von diesen Memoiren: „Es ist das erste Mal, daß jemand nach seinem Tode Selbstmord begeht!“ – so war er doch der beste Diplomat, den wir nach Bismarck hatten. Unter seiner Ägide fand die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Zaren in Bjorkö statt, wo größte Einigkeit in Bezug auf die auswärtige Politik herrschte, ja die Möglichkeit erwogen wurde, auch Frankreich in ein Abkommen

hineinzuziehen, wozu es jedoch niemals kam. In der Innenpolitik gelang es Bülow, den oft so unseligen Einfluß des Zentrums zu verringern, um die große Reichsfinanzreform durchzuführen. Die Erneuerung des Dreibundes, die Nord- und Ostseeabkommen mit allen anliegenden Ländern, brachte er unter Dach und Fach. Daß in schweren Zeitläufen alle derartigen Abkommen, Verträge und Zusicherungen nur Fetzen Papier sind, das wurde uns 1914 klar vor Augen geführt.

Die Gräfin, später Fürstin von Bülow, eine geb. Prinzess Camporeale, die in erster geschiedener Ehe einen Grafen Dönhoff geheiratet hatte, war eine außergewöhnlich kluge, gebildete, kunstverständige und hochmusikalische Frau. Zu ihrer Zeit wurde das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, neben dem später die Hitler'sche Reichskanzlei gebaut wurde, das bis dahin noch die schlichte Einrichtung der Bismarck'schen Zeit behalten hatte, mit dem größten Geschmack und Kunstsinn ausgebaut, mit Bülow'schen herrlichen Bildern und Möbeln eingerichtet, und so wurde es eine Sehenswürdigkeit. Ich bin einmal mit meinen Eltern zu einem großen Empfang bei ihnen gewesen. Es wurde erzählt, daß Gräfin Bülow, als sie von Rom nach Berlin versetzt wurden, ihren langjährigen italienischen Koch gefragt habe, ob er mitkommen wolle, dieser erwidert hätte: „Einer guten Herrschaft folgt man auch in die Misère“.

Die Mutter der Fürstin, Donna Laura Minghetti, spielte auch eine Rolle. Später zogen Bülows in die herrliche Villa Malta nach Rom, wo Bülow 1914 noch einmal kurz in Tätigkeit trat, als er den vergeblichen Versuch machte, Italien bei der Stange des Dreibundes zu halten. Die Fürstin Bülow galt als sehr schön, doch war sie nicht mehr jung, stark und untersetzt, und mein Vater meinte, daß ihre Erscheinung als Kassensmutter in einen Zirkus passe.

Als fünften Kanzler des Kaiserreiches erlebte ich Theodor von Bethmann-Hollweg, dessen Amtsführung in den Ausbruch des großen Gewitters fiel. Ein vortrefflicher, kluger, hochgebildeter Mann, ein berühmt guter Oberpräsident und Innenminister, war er der furchtbaren Kriegszeit nicht gewachsen. Als Diplomat durch seine Ehrlichkeit nicht geeignet, in der Innenpolitik ein Zauderer, konnte er den Stürmen, die die Feinde draußen und die Parteien im Innern entfachten, nicht standhalten. Ob allerdings ein anderer Mann dieser Zeit gewachsen gewesen wäre, ist schwer zu sagen. Mein Vater sagte bei Bethmann's Ernennung halb im Spaß: „Er ist nicht zum Reichskanzler geeignet, denn er ist magenleidend, und solche Leute ärgern sich unnütz über alle Vorkommnisse und haben schlechte Nerven!“ Er hatte Recht behalten.

5. Kapitel

Verlobung und Hochzeit

Motto:

*Es muß ein Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen
Und Freud und Leid und Glück und Not
So miteinander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen.*

C.v.Redwitz

Brachte das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, wie geschildert, viel Unfrieden, Zank und Streit in die Welt, so brachte es für uns persönlich viel Freude und Sonnenschein.

Im Oktober 1902 verlobte Armgard sich mit dem Grafen Oskar von Platen zu Hallermund aus Weißenhaus. Er war Marineoffizier, Flügeladjutant des Kaisers und Erzieher der Prinzen August-Wilhelm und Oskar. Es war diese Verlobung eine große Freude für uns alle, besonders auch für meine Eltern, denn Armgards Herzenswunsch wurde erfüllt, das Paar kannte sich seit Jahren, und wir wußten Oskar geschätzt und angesehen. Mutter und ich waren zu einem reizenden Verlobungsfest im Neuen Palais geladen, Oskar war gerade wieder zur Marine versetzt und hatte das Kommando des Kanonenbootes „Iltis“, Nachfolger des untergegangenen, in Ostasien bekommen. So erfreulich dies war, so schwer war doch die dem Brautpaar auferlegte Trennung von zwei Jahren. Ende Oktober sollte Oskar sich in Neapel auf einem Lloyd dampfer einschiffen, und mein Vater, der sonst gar nicht für extravagante Unternehmungen war, richtete es ein, daß Mutter mit Armgard und mir, die ich noch gar nicht weit gereist war, mit nach Neapel herunterfahren. Wir verlebten zehn sonnige Tage an dem überirdisch schönen Ort, machten die herrlichsten Ausflüge und kehrten dann über Rom, für das wir allerdings nur vier Tage übrig hatten, heim. In Rom haben wir die Tage von morgens bis abends ausgenützt, und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich Rom kenne, so habe ich doch einen Begriff davon, und der Gang durch das Collosseum, die Peterskirche mit ihrem entsetzlich schwindlig machenden Umgang in der Kuppel, die Fahrt an den Aquaedukten entlang, werden mir unvergänglich sein.

Armgard ging wieder zu ihrer geliebten Kaiserin und nahm tapfer die lange Trennung auf sich. So bitter schwer ihr seinerzeit der Abschied aus dem Elternhaus und aus dem

hineinzuziehen, wozu es jedoch niemals kam. In der Innenpolitik gelang es Bülow, den oft so unseligen Einfluß des Zentrums zu verringern, um die große Reichsfinanzreform durchzuführen. Die Erneuerung des Dreibundes, die Nord- und Ostseeabkommen mit allen anliegenden Ländern, brachte er unter Dach und Fach. Daß in schweren Zeitläufen alle derartigen Abkommen, Verträge und Zusicherungen nur Fetzen Papier sind, das wurde uns 1914 klar vor Augen geführt.

Die Gräfin, später Fürstin von Bülow, eine geb. Prinzess Camporeale, die in erster geschiedener Ehe einen Grafen Dönhoff geheiratet hatte, war eine außergewöhnlich kluge, gebildete, kunstverständige und hochmusikalische Frau. Zu ihrer Zeit wurde das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, neben dem später die Hitler'sche Reichskanzlei gebaut wurde, das bis dahin noch die schlichte Einrichtung der Bismarck'schen Zeit behalten hatte, mit dem größten Geschmack und Kunstsinn ausgebaut, mit Bülow'schen herrlichen Bildern und Möbeln eingerichtet, und so wurde es eine Sehenswürdigkeit. Ich bin einmal mit meinen Eltern zu einem großen Empfang bei ihnen gewesen. Es wurde erzählt, daß Gräfin Bülow, als sie von Rom nach Berlin versetzt wurden, ihren langjährigen italienischen Koch gefragt habe, ob er mitkommen wolle, dieser erwidert hätte: „Einer guten Herrschaft folgt man auch in die Misère“.

Die Mutter der Fürstin, Donna Laura Minghetti, spielte auch eine Rolle. Später zogen Bülows in die herrliche Villa Malta nach Rom, wo Bülow 1914 noch einmal kurz in Tätigkeit trat, als er den vergeblichen Versuch machte, Italien bei der Stange des Dreibundes zu halten. Die Fürstin Bülow galt als sehr schön, doch war sie nicht mehr jung, stark und unersetzlich, und mein Vater meinte, daß ihre Erscheinung als Kassensmutter in einen Zirkus passe.

Als fünften Kanzler des Kaiserreiches erlebte ich Theodor von Bethmann-Hollweg, dessen Amtsführung in den Ausbruch des großen Gewitters fiel. Ein vortrefflicher, kluger, hochgebildeter Mann, ein berühmt guter Oberpräsident und Innenminister, war er der furchtbaren Kriegszeit nicht gewachsen. Als Diplomat durch seine Ehrlichkeit nicht geeignet, in der Innenpolitik ein Zauderer, konnte er den Stürmen, die die Feinde draußen und die Parteien im Innern entfachten, nicht standhalten. Ob allerdings ein anderer Mann dieser Zeit gewachsen gewesen wäre, ist schwer zu sagen. Mein Vater sagte bei Bethmann's Ernennung halb im Spaß: „Er ist nicht zum Reichskanzler geeignet, denn er ist magenleidend, und solche Leute ärgern sich unnütz über alle Vorkommnisse und haben schlechte Nerven!“ Er hatte Recht behalten.

5. Kapitel

Verlobung und Hochzeit

Motto:

*Es muß ein Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen
Und Freud und Leid und Glück und Not
So miteinander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen.*

C.v.Redwitz

Brachte das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, wie geschildert, viel Unfrieden, Zank und Streit in die Welt, so brachte es für uns persönlich viel Freude und Sonnenschein.

Im Oktober 1902 verlobte Armgard sich mit dem Grafen Oskar von Platen zu Hallermund aus Weißenhaus. Er war Marineoffizier, Flügeladjutant des Kaisers und Erzieher der Prinzen August-Wilhelm und Oskar. Es war diese Verlobung eine große Freude für uns alle, besonders auch für meine Eltern, denn Armgards Herzenswunsch wurde erfüllt, das Paar kannte sich seit Jahren, und wir wußten Oskar geschätzt und angesehen. Mutter und ich waren zu einem reizenden Verlobungsfest im Neuen Palais geladen, Oskar war gerade wieder zur Marine versetzt und hatte das Kommando des Kanonenbootes „Iltis“, Nachfolger des untergegangenen, in Ostasien bekommen. So erfreulich dies war, so schwer war doch die dem Brautpaar auferlegte Trennung von zwei Jahren. Ende Oktober sollte Oskar sich in Neapel auf einem Lloyd dampfer einschiffen, und mein Vater, der sonst gar nicht für extravagante Unternehmungen war, richtete es ein, daß Mutter mit Armgard und mir, die ich noch gar nicht weit gereist war, mit nach Neapel herunterfahren. Wir verlebten zehn sonnige Tage an dem überirdisch schönen Ort, machten die herrlichsten Ausflüge und kehrten dann über Rom, für das wir allerdings nur vier Tage übrig hatten, heim. In Rom haben wir die Tage von morgens bis abends ausgenützt, und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich Rom kenne, so habe ich doch einen Begriff davon, und der Gang durch das Collosseum, die Peterskirche mit ihrem entsetzlich schwindlig machenden Umgang in der Kuppel, die Fahrt an den Aquaedukten entlang, werden mir unvergeßlich sein.

Armgard ging wieder zu ihrer geliebten Kaiserin und nahm tapfer die lange Trennung auf sich. So bitter schwer ihr seinerzeit der Abschied aus dem Elternhaus und aus dem

Geschwisterkreis geworden war, so schwer wurde ihr dann wiederum der Abschied vom Hof. Die Kaiserin war ihr zu einer gütigen, mütterlichen Freundin geworden; Gräfin Brockdorff, ein prächtiger Mensch, die sich Humor und Urwüchsigkeit im Hofleben bewahrt hatte, Gräfin Keller, ein weiblicher „Preuße“ mit allen Vorzügen und Nachteilen desselben, Frä. von Gerssdorff, die künstlerische Persönlichkeit mit ihrer schönen Stimme, in deren Salon Armgard bei so manchen Konzerten mitwirkte, bildeten einen Kreis, in dem man sich gut einleben und wohlfühlen konnte.

All meine Hoffnungen und Wünsche waren und blieben erfüllt, als Fritz und ich uns im Herbst 1903 verlobten. Ich habe das seltene Glück gehabt, daß meine „erste Liebe“ auch meine einzige blieb. Als Nachbarskinder kannten wir uns von klein auf und unzählig sind unsere Begegnungen gewesen. Einzelne derselben sind mir als Höhepunkte noch besonders im Gedächtnis geblieben, so als bei dem Einweihungsfest unseres Kinderhäuschens in Dönhofsstadt ich, damals siebenjährig, gerufen haben soll: ... ach, nur noch einmal mit Fritz!“ als der Tanz beendet wurde, oder als dieser zu uns in den Königsberger Garten stürmend, sein bestandenes Abitur meldete, als er mit einer hellblauen Weste, die genau zu seinen Augen paßte, später einmal zu uns herübergeritten kam, ein „Robert-Johannes-Abend“ in Prassen, ein roter Rosenstrauß zu meinem Geburtstag, oder als wir auf einem Hofball, anstatt zu tanzen, in ernsthaftem Gespräch über die Vorzüge des Landlebens in der Bildergalerie standen. Kurz, als Fritz im Frühjahr 1903 den Abschied nahm, um für seinen kränklichen Vater die Wirtschaft in Prassen zu übernehmen, häuften sich die Begegnungen so, daß nur noch der Ausweg der Verlobung übrigblieb. Seine geliebten Reitpferde „Chantry Post“ und der „Trakehner“ sind in dem Sommer öfter und schneller den Weg durch den Wald nach Dönhofsstadt galoppiert als es ihnen vielleicht lieb war. Auch am 19. Oktober kam Fritz auf „Chantry Post“ über die Staller Brücke geritten, als Vater, Marie Eleonore und ich unseren Vormittagsritt auf der Staller Allee machten. Eine gemeinsame Runde über die Colbiehner Felder führte uns nach Hause, wo in Vaters Schreibstube die entscheidende Frage gestellt und die entscheidende Antwort gegeben wurde. Der Funke der Kinderliebe war wohlbehütet in die Jugendliebe übergegangen und wurde zu einer großen, wärmenden und leuchtenden Kraft, die Leben hervorrief und reifen ließ. Fritz sagte oft: „Wenn es mehr so glückliche Ehen wie die unsrige gäbe, würde es in der Welt anders aussehen“.

Ein Schatten fiel auf unsere Verlobungszeit dadurch, daß Mutter nicht persönlich an unserem Glück und an dem nun noch geschäftigeren Hin und Her zwischen Prassen und Dönhofsstadt teilnehmen konnte, aber sie war durch eine schwere Erkrankung von Adolf mit diesem in Dresden gefesselt, wo Armgard und ich sie im November besuchten.

Zuerst herrschte über unsere nächste Zukunft noch einige Ungewißheit. Der Besitzer von Döhrings, das an Prassen grenzte, bot sein sehr verwirtschaftetes Gut meinem Schwiegervater zum Kauf an, der es gern für uns als Wohnsitz gehabt hätte; als Hell-

barth dies merkte, erhöhte er den Preis, und mein Schwiegervater verzichtete. Wir sollten nun in Prassen im oberen Stock wohnen, aber da kam Hellbarth mit dem zuerst vereinbarten Preis reumütig nach Prassen und der Kauf wurde perfekt. Es war für uns eine herrliche Lösung.

Inzwischen war das Kommando von Oskar Platen auf dem „Iltis“ abgekürzt worden, und es stand in Aussicht, daß er Anfang Januar zu Hause sein könne. So wurden Doppelhochzeitspläne geschmiedet, da Fritz auch dringend wünschte, den Winter schon gemütlich mit mir zu verleben. So stürzten Armgard und ich uns in das Besorgen der Aussteuer, da meine arme Mutter noch immer bei Adolf sein mußte. Fritz erklärte allerdings, daß dieses Besorgen die Hochzeit nur unnütz verzögere, ich hätte ja alles, und in Prassen hingen in der Dienerstube und in der Küche auch alle Tücher, die man brauche.

Die Pläne wurden dadurch noch komplizierter, daß Kaiser und Kaiserin an Armgards Hochzeit teilnehmen wollten und wir den Termin auch danach richten mußten. Krepelhof, als das bestzuheizende Haus, wurde zum Ort der Tat bestimmt, und bald mit allen Vorbereitungen begonnen. Fritz kam zu Weihnachten und Oskar bald darauf, und zu Sylvester hörten wir vereint in einer herrlichen Schnee- und Sternennacht am offenen Fenster das Läuten der Neujahrsglocken.

Unsere Hochzeiten verliefen ernst, ohne Tanz und Aufführungen, denn Adolf war noch immer krank, lebte ganz zurückgezogen in seinen Räumen, Mutters Bruder Albrecht Arnim-Mellenau und unsere geliebte Großtante Marie-Eberhard waren im Dezember heimgegangen, so war keine Stimmung für laute Fröhlichkeit vorhanden. Am 10. Januar, dem Geburtstag von Albrecht und Renata, der in dem Trubel etwas unterging, trafen die zahlreichen Gäste ein, die vielköpfige Familie Platen, Stolbergs und Arnims. Die Kaiserin sagte wegen Erkältung im letzten Augenblick ab, nur der Kaiser traf am 11. zur Trauung ein. In vorsorglicher Weise waren Wagen und Pferde vom Marstall gestellt worden, was Vater sehr lieb war, denn die Stadt Landeshut hatte geflaggt, war mit Tannen und Girlanden geschmückt, die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und gab ihrer Freude lauten Ausdruck, dem wären unsere Pferde wohl nicht gewachsen gewesen, und so waren wir die Verantwortung los. Der Kaiser sprach bei der Hochzeitstafel, unten in der großen, gewölbten Halle, sehr herzlich zu dem jungen Paar, das ihm und der Kaiserin sehr nahe gestanden hatte.

Wie meine Mutter diesen ganzen Trubel im Hause bewältigte, das war staunenerregend, denn als am 12. die Platen'schen Gäste uns verließen, wurde alles in Eile für die Eulenburg'schen Verwandten und Freunde eingerichtet. Das große helle Eßzimmer war zum Aufbau all unserer herrlichen Geschenke bestimmt. Dort überreichte auch Renata dem jeweiligen Paar den Brautkranz. Es waren wunderschöne, harmonische, festliche Tage, denn unsere Eltern freuten sich uneingeschränkt an dem Glück der Töchter, und Vater sprach bei unserer Hochzeitstafel sehr bewegt von der Elternliebe, die die selbstloseste

aller „Lieben“ sei. Am Hochzeitstag empfing mich Fritz schon frühmorgens unten an der Treppe mit einem riesigen Nelkenstrauß, und ich könnte noch jede Minute des herrlichen Tages beschreiben, die unfeierliche standesamtliche Trauung in Mutters Schreibtischecke, bei der der alte Standesbeamte immer die Namen Eberhard und Udo verwechselte, und wie wir mit Mutter im Landauer zur Kirche fuhren. Pastor Kretschmar, der mich eingesegnet hatte, traute uns und gab uns den Spruch für das neue Leben: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“.

Die schöne Kirche mit der reichen Barockverzierung war ein malerischer Hintergrund für die Feier, und Tante Ittel sagte, Fritz habe in seiner weißen Uniform mit dem adlergeschmückten Helm wie ein Engel ausgesehen.

Unsere Hochzeitsreise führte uns über Wien nach dem sonnigen Cannes an der französischen Riviera, mit seiner lauen Luft und seiner Nelkenpracht. Wir machten die schönsten Ausflüge nach Nizza in die Estrelles, hinauf nach La Turbie, wo einem die ganze Riviera zu Füßen lag. In Berlin hielten wir uns kurz bei den Prasser Eltern auf, die immer den Winter in ihrer langjährigen Wohnung in der Dorotheenstraße zubrachten, und reisten über Königsberg nach Hause. Damals war die Chaussee von Wormen noch im Bau, so fuhr uns Schwark über Kaltwangen. Vor Wettin, an der Grenze der Begüterung, empfing uns der alte Herr Krause mit seinen Leuten, und in Prassen vor dem Schloß standen die Schulkinder mit Sträußen und Gedichten parat, und Herr Rätjen, als der älteste Pächter, sprach sehr herzliche und warme Begrüßungsworte.

Wir nisteten uns zuerst in Vaters Wohnstube ein, wohin auch mein Flügel gestellt wurde, aßen nebenan und schliefen oben in der „Frau Gräfin Stube“, nachher „Prinzenstube“ genannt. Die alte Frau Klempert und die liebe alte Kastellanin betreuten uns, und ich hatte die ersten Monate nichts zu tun, als mich meines Lebens zu freuen, unentwegt mit Fritz über die Vorwerke zu fahren, die Namen in meine Ausstattung zu sticken und langsam das Nest in Döhrings zu bauen.

Der alte Baumeister Wurm, ein Hausfreund, bei dem Fritz und Albrecht in Bartenstein in Pension gewesen waren, übernahm den kleinen inneren Umbau, bei dem das Souterrain ausgebaut und die Küche herunterverlegt wurde, weil man es damals nicht schön fand, die Küche neben dem Eßzimmer zu haben. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen!

Jeden Morgen fuhren wir herüber und freuten uns auf die Begrüßung des Poliers Stadie, der ein köstliches Ostpreußisch sprach; noch lange blieb seine häufig gestellte Frage: „Herr Graf, wie machen wir mit de Kallerfanster?“ ein geflügeltes Wort bei uns.

Fritz wirtschaftete damals nur mit dem kleinen Prasser Hofbeamten Heide, nachdem er den unzulänglichen ersten Beamten entlassen hatte, als er die Wirtschaft übernahm; so fing unser Tag schon zeitig an und war gut ausgefüllt. Später kam Herr Enss, der



Hochzeit in Kreppelhof 1903

Tageseinteilung.

Mittwoch, den 13. Januar:

- 5 Uhr Nachmittags Ankunft der Gäste.
Thee im Salon.
8 Uhr Diner in der Halle.
Versammlung im Salon.

Donnerstag, den 14. Januar:

- 9 Uhr Andacht in der Kapelle.
Um 9 1/4 Uhr am Frühstück in der Halle.
1 1/2 12 Uhr Buffet im grossen Flur.
1 Uhr Fahrt zur Kirche.
Versammlung im grossen Flur.
1 1/2 2 Uhr Training in der Kirche zu Landesgut.
3 Uhr Diner in der Halle.
Versammlung im Salon.
8 Uhr Buffet im grossen Flur.

längere Jahre blieb, bis er die Pachtung von Wangnick übernahm, wo wir uns von dem Pächter Firley trennten, der nach Schwaraunen zog. Döhrings war damals in trostlosem Zustande. Nachdem der sehr tüchtige Besitzer Pannke fortgezogen war, der vierzehn Kinder hatte, was mein Schwiegervater als Trost empfand, wenn er an das kleine Haus dachte, denn er meinte, dann müßten wir doch auch Platz haben. hatte der nächste Besitzer Hellbarth es verstanden, in wenigen Jahren Feld und Wald zu „verasen“; in letzterem war buchstäblich nichts getan, weder gepflanzt, noch gerodet, noch abgefahren, nur das nötige Brennholz wahllos geholt. Förster Woop vollbrachte ein Meisterstück, als er in wenigen Jahren alles nachholte. Da Hellbarth gern die aus der Damrau heraushüpfenden Hasen und die heraustretenden Rehe abschoß, hatte der Vater einen Drahtzaun an der Grenze entlang ziehen lassen. Als dieser fiel, fuhren wir auf einem verwarlosten, undrainierten Schlege, mit vielen erlenbestandenen Gräben je nach Laune und Bodenbeschaffenheit quer über das Feld, jeden Tag eine andere Strecke wählend, in der Hoffnung, es würde dort besser vorwärts zu kommen sein. Nach dem Drainieren wurde der richtige Weg angelegt, mit Kastanien bepflanzt, die schon schöne Bäume waren, als der böse Winter 1929 große Frostschäden anrichtete.

Am 11. Mai zogen wir endgültig herüber in das liebe Haus. Als Tante Wanda Senden uns im Sommer besuchte, taufte sie es: „Das Haus in der Sonne“ nach dem schwedischen Buch, und das war es auch für uns. Die Sonne schien außen und innen. Unser gemütliches Wohnzimmer mit den drei Fenstern nach Süden, die Veranda, auf der wir frühstückten, die offene Tür mit einem Perlenvorhang versehen, der breite Weg am Giebel, auf dem wir manchmal den Abendbrottisch deckten, der kleine, aber hübsche Garten, in dem wir viel anpflanzten, alles liebten wir, und in wenigen Jahren eilten viele Kinderfüße durch die Räume.

Aus dem großen Dönhofstädter Betrieb kam ich in den kleinen Döhringer, und ich lasse einige Ausführungen folgen, die Tante Sophie Schwerin machte, als sie auch aus einem großen Rahmen kommend, nach Wolfshagen in die Praxis des Landlebens zog, wo ihr Mann für den erblindeten Vater wirtschaften sollte.

„Ich hatte in meiner ersten Jugend viel auf dem Lande gelebt, einige Jahre, die ich ununterbrochen in Dönhofstadt zubrachte, hatten wir den ganzen Zauber der Natur enthüllt, aber es war in Wolfshagen zum ersten Mal, daß die tausendfachen Geschäfte des Landlebens an mir vorübergingen, wie sie sich an diese, an jene Jahreszeit anschließen, mit den Monaten in gleicher Reihenfolge kommen und gehen und jeden Zeitpunkt des Jahres mit neuen Pflichten, Geschäften und Genüssen bezeichnen. Dieser beständige Kreis von Bestellen, Säen, Blühen, Reifen, Ernten, der sich in unzähliger Beziehung wiederholt, dieser so ganz neue Gesichtspunkt, aus dem die bisher nur im poetischen Sinn betrachtete Natur uns erscheint, belebt sie mit den mannigfachsten Ansichten. So nahe hängt ja dieser ganze Verkehr mit der inneren und äusseren Wirtschaft, mit dem Bestehen des Hauses und der Familie zusammen, daß man ihn oft mit häuslichem Glück verwechseln möchte. Alles trat in unmittelbare Verbin-

„... mit meiner Liebe und meinem Glück!“

Die Eltern kamen nun, wie immer, für den Sommer und Herbst nach Prassen. Es begann unser reizendes Zusammenleben, fast täglich waren wir drüben, unternahmen alle Ritte mit der lieben Lenor, waren stets eingeladen, wenn die Eltern nette Gäste hatten, und unsere lieben kleinen Füchse fanden den Weg durch die Damrau bei Tag und Nacht ganz allein. Wie oft bin ich damals durch die Damrau (bei Tag und Nacht) ganz gewandert, in anderer Richtung als in späteren Jahren, habe mich an den Hundsveilchen, an den Hummler-, Stern- und weißen Springaufblumen gefreut, die den Boden bedeckten. Zu jeder Jahreszeit hatte die Damrau ihre Reize, wenn die Linden an der Allee blühten, wenn im Herbst die Fasanen aus den Hecken aufstiegen, oder wenn Schneelasten auf den Fichten lagen.

6. Kapitel

Die neue Familie

Motto:

*Nachdem ich vieles gesehen und einiges davon selbst versucht,
so ist in meinen Augen die Bedeutung der Familie
immer mehr und mehr gestiegen.
Keine Bande außerhalb derselben Zeit,
nur in der Familie sind die Freuden stets pflichtgemäß
und die Pflichten meist erfreulich.*

Alexander Keyserling

Es war schön für mich, wieder in eine festgefügte und zusammenhaltende Familie zu kommen, schön auch, daß ich meine neue Familie in all ihren Gliedern kannte.

Mein Schwiegervater hieß mich in seiner großen Liebenswürdigkeit besonders warm willkommen, wir hatten schon immer eine sehr herzliche Verbindung. Seine zierliche, schmale Gestalt begrüßte mich am Nachmittag unserer Verlobung vor der später so geliebten Prasser Haustür, als mein Vater mit uns darüber fuhr. Musikalisch und zeichnerisch begabt, war er ganz der vornehme ritterliche Mann alter Schule, konnte geistreich plaudern und mit großem Talent Geschichten erzählen, es seinen Gästen so angenehm wie möglich machend. Sein gerader, ehrlicher Charakter, seine geschickte Art, mit Menschen umzugehen, führten dazu, daß er überall am Platze war, wo es galt, Frieden zu stiften und Streit unter den Menschen zu schlichten. Seine Jugend war

nicht leicht gewesen, nach dem frühen Tode des Großvaters Elimar blieb die Großmutter Bertha, geb. Gräfin zu Dohna-Schlodien, nicht unter glänzenden Verhältnissen zurück. Prassen war seit Jahrzehnten verpachtet, da der Urgroßvater Wilhelm nach dem frühen Tode seiner Frau, der schönen „Minchen Klüchzner“ mit seiner unverheirateten Tochter Ida nach Königsberg gezogen war, als er seinen Abschied als General nahm. Großmutter Bertha zog zur leichteren Ausbildung ihrer sechs Kinder auch nach Königsberg, wo mein Schwiegervater das Kneiphöfische Gymnasium besuchte. Er trat dann bei den 3. Kürassieren ein, wurde später zu den Gardekürassieren versetzt und machte als Reserveoffizier die Feldzüge 1866 und 70 bei den 1. Kürassieren mit, die in Breslau standen. Dort lernte er seine Frau im schönen Schlanitz kennen. Er wurde später Obermarschall und dann Landhofmeister im Königreich Preußen. Es waren dies ostpreussische Ehrentitel, zu denen noch der Kanzler und der Oberburggraf dazukamen.

In alter Zeit waren es vier Ämter mit erheblichen Befugnissen in der ostpreussischen Verwaltung gewesen, die aber unter Friedrich Wilhelm I bei der Verwaltungsreform hinfällig und nur noch als Ehrentitel den alten Familien verliehen wurden. Achtzehn Jahre lang war mein Schwiegervater Vorsitzender des Provinziallandtages, seine ganze Liebe und Passion galt der Heimatprovinz, für die er sich bis zuletzt mit größter Treue einsetzte. Lange Krankenjahre mit einem schweren Lungenleiden, das zur Entfernung der einen Lunge führte, haben ihn gequält, aber immer wieder kam er seinen Pflichten in der Provinz nach und war zu jeder Mithilfe bereit.

Meine Schwiegermutter hatte nicht die selbstverständliche, gefangennehmende und beeindruckende Liebenswürdigkeit ihres Mannes, doch hatte sie im Grunde genommen ein goldenes Herz und war von einer Pflichttreue, Selbstaufopferung und Tüchtigkeit, wie man sie nicht so leicht findet. Man mußte bis in ihr Inneres vorstoßen, um in das rechte gegenseitige Verhältnis zu ihr zu kommen, dann aber hatte man gewonnenes Spiel und konnte sich auf ihre Treue verlassen.

Mir ist es so gegangen, nachdem die Mutter zu Anfang nicht unbedingt für die Wahl ihres Sohnes war.

Wie liebefähig ihr Herz war, ging aus den entzückenden „Kriegs- und Liebesbriefen 1870/71“, die wir in Prassen hatten, hervor. Sie war nur ein herber Mensch, der seine Gefühle nicht gerne zeigte. Was sie in der jahrelangen schweren Pflege ihres Mannes geleistet hat, war beispiellos. Sie ist eine strenge Mutter für ihre Kinder gewesen, die sie aber auch berühmt gut erzogen hatte, und später haben die Kinder es ihr mit größter Liebe gedankt. Gegen niemand war sie so streng wie gegen sich selbst. Mit ihrem schönen weißen Haar, ihren feinen regelmäßigen Zügen, ihrem immer tadellos gehaltenen Anzug, war sie bis in ihr hohes Alter eine beeindruckende Erscheinung. Sie hing mit fanatischer Liebe an ihrer väterlichen Familie, und haben meine Schwiegereltern die ersten Jahre ihrer Ehe viel in Breslau und Schlanitz gelebt,

„... mit meiner Liebe und meinem Glück!“

Die Eltern kamen nun, wie immer, für den Sommer und Herbst nach Prassen. Es begann unser reizendes Zusammenleben, fast täglich waren wir drüben, unternahmen alle Ritte mit der lieben Lenor, waren stets eingeladen, wenn die Eltern nette Gäste hatten, und unsere lieben kleinen Fuchse fanden den Weg durch die Damrau bei Tag und Nacht ganz allein. Wie oft bin ich damals durch die Damrau (bei Tag und Nacht) ganz gewandert, in anderer Richtung als in späteren Jahren, habe mich an den Hundsveilchen, an den Hummler-, Stern- und weißen Springaufblumen gefreut, die den Boden bedeckten. Zu jeder Jahreszeit hatte die Damrau ihre Reize, wenn die Linden an der Allee blühten, wenn im Herbst die Fasanen aus den Hecken aufstiegen, oder wenn Schneelasten auf den Fichten lagen.

6. Kapitel

Die neue Familie

Motto:

*Nachdem ich vieles gesehen und einiges davon selbst versucht,
so ist in meinen Augen die Bedeutung der Familie
immer mehr und mehr gestiegen.
Keine Bande außerhalb derselben Zeit,
nur in der Familie sind die Freuden stets pflichtgemäß
und die Pflichten meist erfreulich.*

Alexander Keyserling

Es war schön für mich, wieder in eine festgefügte und zusammenhaltende Familie zu kommen, schön auch, daß ich meine neue Familie in all ihren Gliedern kannte.

Mein Schwiegervater hieß mich in seiner großen Liebenswürdigkeit besonders warm willkommen, wir hatten schon immer eine sehr herzliche Verbindung. Seine zierliche, schmale Gestalt begrüßte mich am Nachmittag unserer Verlobung vor der später so geliebten Prasser Haustür, als mein Vater mit uns darüber fuhr. Musikalisch und zeichnerisch begabt, war er ganz der vornehme ritterliche Mann alter Schule, konnte geistreich plaudern und mit großem Talent Geschichten erzählen, es seinen Gästen so angenehm wie möglich machend. Sein gerader, ehrlicher Charakter, seine geschickte Art, mit Menschen umzugehen, führten dazu, daß er überall am Platze war, wo es galt, Frieden zu stiften und Streit unter den Menschen zu schlichten. Seine Jugend war

nicht leicht gewesen, nach dem frühen Tode des Großvaters Elimar blieb die Großmutter Bertha, geb. Gräfin zu Dohna-Schlodien, nicht unter glänzenden Verhältnissen zurück. Prassen war seit Jahrzehnten verpachtet, da der Urgroßvater Wilhelm nach dem frühen Tode seiner Frau, der schönen „Minchen Klüchzner“ mit seiner unverheirateten Tochter Ida nach Königsberg gezogen war, als er seinen Abschied als General nahm. Großmutter Bertha zog zur leichteren Ausbildung ihrer sechs Kinder auch nach Königsberg, wo mein Schwiegervater das Kneiphöfische Gymnasium besuchte. Er trat dann bei den 3. Kürassieren ein, wurde später zu den Gardekürassieren versetzt und machte als Reserveoffizier die Feldzüge 1866 und 70 bei den 1. Kürassieren mit, die in Breslau standen. Dort lernte er seine Frau im schönen Schlanitz kennen. Er wurde später Obermarschall und dann Landhofmeister im Königreich Preußen. Es waren dies ostpreussische Ehrentitel, zu denen noch der Kanzler und der Oberburggraf dazukamen.

In alter Zeit waren es vier Ämter mit erheblichen Befugnissen in der ostpreussischen Verwaltung gewesen, die aber unter Friedrich Wilhelm I bei der Verwaltungsreform hinfällig und nur noch als Ehrentitel den alten Familien verliehen wurden. Achtzehn Jahre lang war mein Schwiegervater Vorsitzender des Provinziallandtages, seine ganze Liebe und Passion galt der Heimatprovinz, für die er sich bis zuletzt mit größter Treue einsetzte. Lange Krankenjahre mit einem schweren Lungenleiden, das zur Entfernung der einen Lunge führte, haben ihn gequält, aber immer wieder kam er seinen Pflichten in der Provinz nach und war zu jeder Mithilfe bereit.

Meine Schwiegermutter hatte nicht die selbstverständliche, gefangennehmende und beeindruckende Liebenswürdigkeit ihres Mannes, doch hatte sie im Grunde genommen ein goldenes Herz und war von einer Pflichttreue, Selbstaufopferung und Tüchtigkeit, wie man sie nicht so leicht findet. Man mußte bis in ihr Inneres vorstoßen, um in das rechte gegenseitige Verhältnis zu ihr zu kommen, dann aber hatte man gewonnenes Spiel und konnte sich auf ihre Treue verlassen.

Mir ist es so gegangen, nachdem die Mutter zu Anfang nicht unbedingt für die Wahl ihres Sohnes war.

Wie liebefähig ihr Herz war, ging aus den entzückenden „Kriegs- und Liebesbriefen 1870/71“, die wir in Prassen hatten, hervor. Sie war nur ein herber Mensch, der seine Gefühle nicht gerne zeigte. Was sie in der jahrelangen schweren Pflege ihres Mannes geleistet hat, war beispiellos. Sie ist eine strenge Mutter für ihre Kinder gewesen, die sie aber auch berühmt gut erzogen hatte, und später haben die Kinder es ihr mit größter Liebe gedankt. Gegen niemand war sie so streng wie gegen sich selbst. Mit ihrem schönen weißen Haar, ihren feinen regelmäßigen Zügen, ihrem immer tadellos gehaltenen Anzug, war sie bis in ihr hohes Alter eine beeindruckende Erscheinung. Sie hing mit fanatischer Liebe an ihrer väterlichen Familie, und haben meine Schwiegereltern die ersten Jahre ihrer Ehe viel in Breslau und Schlanitz gelebt,

bis Mitte der siebziger Jahre Prassen ausgebaut und instand gesetzt, zu einem überaus praktischen und wohnlichen Heim wurde.

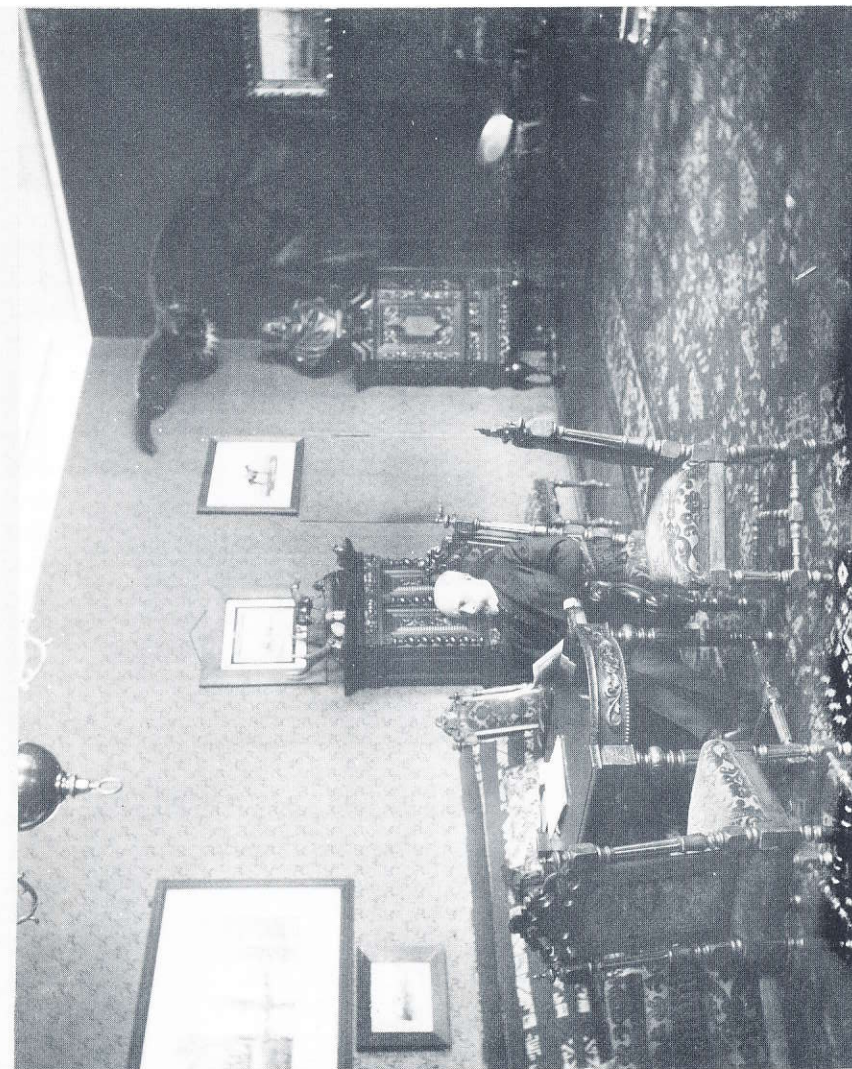
Im Jahre 1879 erlebten meine Schwiegereltern den großen Schmerz, daß ihr Ältester, Elimar, der ein besonders begabter und schöner Knabe war, und die kleine zweijährige Vera im Laufe von 8 Tagen an Scharlach starben. Da bleichte das kastanienbraune Haar meiner 33jährigen Schwiegermutter, und ich habe sie nie anders als schneeweiß gekannt.

Wenn ich nun noch dankbar des neuen Geschwisterkreises gedenke, in den ich eintrat, und der mir auch schon so wohlbekannt war, so muß ich als erste Marie erwähnen, die mir im Leben so viel gewesen ist, angefangen mit ihrer Pflege bei den Geburten meiner Kinder und endend in dem engen beieinanderleben von 1920 – 1943; 1920 bezog sie Döhrings als Witwensitz, und 1943 nahm Szesima sie ganz zu sich nach Sachsen; schon sehr krank hat sie sich noch drei Jahre quälen müssen und den Russeneinfall dort noch erlebt. Ihre gerade, feste, starke und wahrheitsliebende Persönlichkeit gab einem das Gefühl unbegrenzter Zuverlässigkeit, nie kam man umsonst mit der Bitte um Hilfe zu ihr, ihren lieben Kinderkreis betrachteten wir fast als den unsrigen.

Sie heiratete jung ihren Onkel Carl zu Eulenburg, der den Wicker Familienkreis übernahm, wohin sie, nachdem Carl als Generalleutnant den Abschied nahm, ganz zogen. Er hat dort noch lange Jahre in regem Interesse an dem Besitz gewirkt. Sein starker Familiensinn zog auch mich gleich in seinen lebendigen Kreis, und für unsere Kinder war es rührend: „Ich kann nie genug kleine Blondköpfe an meinem Tisch haben!“ sagte er. Im Jahre 1914 wurde er Stellvertretender Kommandierender General und schloß 1919 die Augen, nachdem die Not des Vaterlandes ihm tief zu Herzen gegangen war.

Meine zweite Schwägerin Wanda hatte viel von ihrem Vater. Ein äußerlich und innerlich harmonischer und kultivierter Mensch, verbreitete sie Behagen um sich. Eine entzückende Erscheinung, heiratete sie ganz jung den ebenfalls ganz jungen Werner von Senden, der später in die Gestütsskariere ging. Sie verstanden beide, ihre Häuslichkeiten in Zirke, Neustadt a.d. Dosse, Potsdam und später in Gerbin so gepflegt und so mustergültig einzurichten, daß ein Besuch bei ihnen inneres und äußeres Wohlbefinden hervorrief. Ohne Luxus war alles bei ihnen schön, ruhig und selbstverständlich. Ein glückliches Zusammentreffen ermöglichte es, daß sie 1917 im Krieg bei uns die Silberne und 1942 ebenfalls im Krieg, bei uns die Goldene Hochzeit feiern konnten, so daß das Paar dreimal vor dem selben Altar eingeseget wurde. Um so furchtbarer empfanden wir die Nachricht, daß sie beide im Februar 1945 in Gerbin von den Russen erschossen wurden.

Meine jüngste Schwägerin Lenor stand uns ganz besonders nah. Eine große Freundschaft verband sie von klein auf mit meiner Schwester Renata, und in ihrer Kinderzeit



Richard Graf zu Eulenburg im Herrenzimmer, Prassen



Euphemie Gräfin zu Eulenburg im Roten Salon, Prassen

verging wohl kaum eine Woche im Sommer, in der sie nicht mit ihren Scheckenponies nach Dönhofstadt gefahren kam. Wie innig verbunden wir dann bis zu dem Tode meines Schwiegervaters in Prassen und Döhrings gelebt haben, das erwähnte ich schon. Auch später war sie noch wochenlang von Schlan aus bei uns. Sie war einige Jahre Ehren-dame bei der Kaiserin, an der sie mit größter Liebe und Verehrung hing. Als sie 1921 Konrad zu Dohna Schlodien heiratete, verband die Häuser Prassen und Schlodien von neuem eine liebevolle Gemeinschaft, wie es schon vor zwei Generationen gewesen war. Wie oft konnten wir uns an dem schönen vornehmen Schlodien erfreuen und bei den Taufen an dem wachsenden Glück des Hauses, bis 1936 der liebe Konnie nach schwerer Herzkrankheit, die er sich wohl bei dem langen Aufenthalt in Afrika geholt hatte, die Augen schloß, und später der Krieg alles zerstörte und Lenors beide Söhne fielen.

Mein lieber Schwager Albrecht war mir auch von Kindheit an bekannt und befreundet. Der beste Reiter, der beste Tänzer, der beste Schütze, spielte er in der Berliner Geselligkeit eine große Rolle, alle Herzen flogen ihm zu. Er wurde sehr jung Regimentsadjutant bei den 2. Gardeulanen, kam als Divisionsadjutant nach Königsberg und blieb auch im Krieg in der Adjutantenkarriere. Er verbreitete um sich eine Atmosphäre von Fröhlichkeit und überschäumender Lustigkeit, und unsere Kinder jubelten, wenn er nach Döhrings kam. Keiner konnte so gut Geschichten erzählen, keiner war bei den Neffen und Nichten der ganzen Familie so beliebt wie er. Er brachte überall, wie man sagt, „Leben in die Bude“. Als er 1910 die so unendlich liebebreizende Freda von Janson heiratete und später Bednarken kaufte, verband unsere Familien eine große Liebe. Albrecht wirkte auf seinem Besitz in großer Treue und wurde im Kreis Osterode mit vielen Ämtern betraut. Auch sein Ende, von den Russen beim Treck überholt und nach drei Monaten Elend im Altersheim in Allenstein im April 1945 gestorben, gehört zu den erschütternden Schicksalen des zweiten Weltkrieges.

Ich muß noch die drei Geschwister meiner Schwiegermutter erwähnen, die in unserem Leben eine große Rolle spielten. Wenn man sagt: „Die Originale sterben aus“, so konnten wir das Gegenteil bezeugen. Mortimer Graf von Tschirschky Renard, der von seinem Vater Schlan und von mütterlicher Seite den Renard'schen Besitz Groß-Strelitz in Oberschlesien erbt, war ein sehr kluger Kopf. Seine Passionen lagen alle auf praktischem Gebiet, Landwirtschaft, Pferdezucht, Jagd- und Soldatenleben, – er übte jedes Jahr sechs Wochen bei den 1. Kürassieren in Breslau – betrieb er in der Vollendung. Er soll zwar den „Faust“ in- und auswendig gekonnt haben, ging auch gerne in eine gute Oper, war aber sonst das Gegenteil von einem „gebildeten Rindvieh“, welchen Ausdruck er selber geprägt hatte. Er hatte ein Talent, treffende Sachen zu sagen, so stammt von ihm das Wort: „Unsere Gäste machen uns immer zwei Freuden, einmal, wenn sie kommen, und einmal, wenn sie abfahren!“, das er in Breslau an den Kaiser richtete, als dieser das Zarenpaar nach einem Besuch auf dem Bahnhof verabschiedete. Als dann der Kaiser nach einer Jagd in Groß-Strelitz dem Hausherrn sagte: „Na, lieber Mortimer, unsere Gäste machen uns immer zwei Freuden, einmal, wenn sie kommen, aber die größere, wenn sie abfahren!“, erwiderte Onkel Mortimer: „Euer Majestät,

die größere habe ich nicht gesagt!“

Für Fritz, der nach dem plötzlichen Tode von Franz Tschirschky, der bei einem Rennen verunglückte, der spätere Fideikommißnachfolger für Schlanitz wurde, hatte er ein besonderes Interesse und war wie sein zweiter Vater, Fritz wiederum hing mit Sohnesliebe an ihm. Junggeselle par excellence, war er der treueste Sohn seiner Stiefmutter, Emma, geb. von Schwanefeld, der allverehrten und geliebten Seniorin der Familie, und der treueste Bruder seiner Schwestern, sowohl seiner richtigen Schwester Euphémie als seiner Stiefschwester Ittel und Agnes. Onkel Mortimer war ein sehr lauterer Charakter, jeder unsaubere Gedanke „lag hinter ihm in wesenlosem Scheine“, aber er war ein Original durch und durch. Zuerst stand er mir etwas abweisend gegenüber, dann aber war er sehr gütig. Zwei Weihnachten habe ich in Groß-Strelitz verlebt, überhäuft von herzlicher Liebe und den schönsten Geschenken der Verwandten. Dort herrschte noch ein gewissermaßen altmodischer Luxus, den wir bei uns nicht kannten. Die Menues bei Jagdessen bestanden aus Kaviar oder Austern, es folgten Suppe, warmes Vorgericht, Fisch, Fleisch, kaltes Zwischengericht, Braten, Gemüse, Süßes, Käse und Dessert. Herrlich waren die Jagden in Groß-Strelitz, 1220 Hasen an einem Tage waren keine Seltenheit, und die Fasanen wimmelten in den Remisen.

Groß-Strelitz war ein sehr großer Besitz in dem gleichnamigen Kreise in Oberschlesien gelegen. Nach dem schon früher erfolgten Abverkauf des 100 000 Morgen grossen „Minervawaldes“, der in der Renard'schen Zeit „Malepartus“ hieß, dann in Besitz von Wernigerode „Ottowald“ und zuletzt dem Grafen Thiele aus Moschen gehörte, umfaßte er noch immer über 20 000 Morgen. Herrliche Wälder und eine vorzügliche Landwirtschaft mit erstklassigem Kartoffelbau, großer Ziegelei und Kalkwerken machten Groß-Strelitz zu einem sehr wertvollen Besitz. Das geräumige Schloß war schlicht und ohne architektonische Reize, es lag mit der Rückseite dicht an der kleinen Stadt, davor aber dehnte sich ein riesiger Park aus, der auf das Beste gehalten war, mit uralten Bäumen und weiten Rasenflächen, mit den schönsten blühenden Büschen und irisumstandenen Teichen. Der Obergärtner Ulrich war ein Künstler in seinem Fach, hatte aber ebensoviel Sinn für die kulinarische Seite des Gartens, produzierte zu Weihnachten in Glashäusern frische Spargel und andere junge Gemüse, und das herrlichste Obst aller Sorten gedieh unter seinen Händen, es war ein Vergnügen, die Gärtnerei zu besichtigen.

Die Inneneinrichtung des weitläufigen Schlosses war gediegen, aber nicht sehr geschmackvoll. Die Wohnräume lagen im ersten Stock, da war ein großer gelber Saal, in dem der Weihnachtsaufbau stattfand, ein brauner Salon, ein roter, ein fraise-farbener, ein großes Billardzimmer, ein Eßsaal mit riesigen farbigen Lederstühlen, Tante Ittels Zimmer mit geschnittenen und versilberten Möbeln, alles etwas überladen und die Bilder mit erdrückend breiten Rahmen. Onkel Mortimer hatte unten eine sehr gemütliche große Stube, in der der Jagdtee eingenommen wurde, sonst spielte sich das

äußerst harmonische Familienleben meist im roten Salon und in dem Billardzimmer ab.

Onkel Mortimer hatte Groß-Strelitz von seinem Großvater Andreas Grafen von Renard geerbt, es schwebte ein wunderliches Verhängnis über diesem alten Besitz, der seit langen Zeiten nie mehr direkt von Vater auf Sohn gegangen war, die Familien Gaschin und Colonna hatten ihn besessen. Auf Onkel Mortimer folgte sein Vetter Graf Brühl, der kinderlos starb, auf diesen sein Stiefbruder Graf Schlieffen, der nur Töchter hatte, so mußte er das Fideikommiß seinem Neffen, dem Grafen Castell, lassen. Nun hätte der alte Bann gebrochen werden können, da dieser zwei Söhne hatte, da aber kam 1945 der Verlust des ganzen Ostens.

Tante Ittel (Luise) war auch ein Original, dem Leben aufgeschlossen, „Bienvenue“ wohin sie kam, Freundin und Vertraute von unzähligen Nachbarn und Verwandten, beliebt bei allen Kindern, was ich mich noch aus eigener Kindheit entsinne, als wir einige Wochen in Neuhäuser zusammen waren und sie zweimal in der Woche riesige Körbe mit Stachelbeeren und Kirschen aus Schlanitz kommen ließ, die sie unter uns verteilte. Tante Ittel liebte die Ihrigen und das schöne Schlanitz fanatisch. Sehr elegant, war sie früher eine reizende Erscheinung gewesen, sie hat ihr Leben genossen, reiste viel, las viel, kannte „Gott und die Welt“. In späteren Jahren, nach dem Tode der Kaiserin, war sie zweimal in Doorn beim Kaiser, der ein großer Freund und Gönner Onkel Mortimers gewesen und mehrere Male in Schlanitz und Groß-Strelitz zur Jagd gewesen war. Es wurde Tante Ittel schwer, als meine Schwiegermutter 1910 nach Schlanitz zog und sie in das zweite Glied rücken mußte, aber mit welcher Treue hat sie nach deren Tode für mich das Regiment im Schlanitzer Hause ergriffen und unseren Kindern herrliche Ferienzeiten dort bereitet. Auch die jüngste Generation erlebte sie noch und hatte ganz besonders die kleine verstorbene Armgard in ihr Herz geschlossen. Im zweiten Weltkrieg schloß sie 84jährig die müde gewordenen Augen.

Tante Agnes Veltheim war die Jüngste, aber das größte Original von allen. Feine regelmäßige Züge wurden durch klare blaue Augen verschönt, die die ganze Liebe, Ehrlichkeit und Treue widerspiegeln, die in ihr wohnten. Es hat wohl aber selten einen solchen absoluten Mangel an Eitelkeit gegeben wie bei ihr. Sie verstand es, sich so unbeschreiblich originell, altväterisch und unvorteilhaft zu kleiden, daß ihr manches Mal die jahrzehntelang getragenen Kleider und Mäntel mit Gewalt entwendet werden mußten. Tante Agnes hatte einen männlichen Verstand und eine männliche Energie, wehe, wer bei ihr „wider den Stachel löckte“. Sympathien und Antipathien waren bei ihr gleich stark, wie es ja auch bei meiner Schwägerin Marie etwas der Fall war. Welche Fülle von Fürsorge, Hilfe und guten Taten von dem Veltheimschen Ehepaar ausgingen, ist nicht in Worten zu sagen, sie lebten nur für andere, kannten nur Arbeit und Sorge für ihren Besitz und ihre Leute. Für sich anspruchslos bis zum Äußersten, hatten sie immer Mittel für ihre Mitmenschen bereit. Onkel Au-

gust Veltheim war ein sonniger, liebevoller, fröhlicher Mensch. Sein helles Lachen schallte durch das ganze Schloß, niemand konnte so reizend necken, wie er, niemand so von guter Laune übersprudeln, in seinem Munde klang selbst der leichte sächsische Dialekt reizend.

Festgefügte Daten vereinten uns mit der mütterlichen Familie, jeden Ostern fuhr man nach Veltheimsburg, jeden 10. Juli zum Geburtstag der Großmutter Emma nach Schlanz, und wenn man es irgend ermöglichen konnte, jeden Weihnachten nach Groß-Strelitz zu Onkel Mortimer, bis zu seinem Ableben 1908. Unser erstes Weihnachten feierten wir in aller Stille allein in Döhrings. Bei allem Glück, bei allen schönen Hoffnungen, bangten wir uns doch, jeder uneingestandenmaßen, nach dem gewohnten großen Familienkreis und den gewohnten Gebräuchen, die sich erst allmählich bei uns so besonders schön, feierlich und fröhlich entwickelten, daß später nichts den Zauber Prasser Weihnachtstage übertraf, in den liebe Verwandte und Freunde mit-hineingezogen wurden.

Eine ganz besondere Bedeutung kam für unser Leben dem vom Carl Wicken so genannten „großen Dreieck Prassen-Wicken-Gallingen“ zu. Das kleine Dreieck bestand aus Wicken, Perkau und Pöhlen, welch letztere Orte auch zu unserem regen Verkehr gehörten.

Bei unserem ersten Besuch in Wicken empfingen uns die reizenden Kinder, von denen Heinrich und Jonas es mir damals am meisten antaten, als Zwerge verkleidet, mit Blumen und Versen an der Haustür. Die freundlichen Worte, die sie mir sagten, haben sie alle treulichst gehalten, und Besuche in Wicken sind für uns in jeder Generation eine herzliche Freude gewesen.

In Gallingen lebte noch der gütige, freundliche Onkel Arthur mit seiner reizenden Frau Elly geb. Freiin von Esebeck, die einen ganz besonderen weiblichen Charme hatte. Trotz ihrer Kränklichkeit verbreitete sie einen Zauber von Behagen und Harmonie um sich. Onkel Arthurs trauriger Tod, er fand in den eisigen Fluten des Pregels im Winter 1905 ein selbstgewähltes Ende, war und blieb uns allen ein ungreifliches Rätsel. Fritz konnte damals der armen Witwe und den Kindern mit Rat und Tat beistehen, hat auch lange Jahre die Oberaufsicht über die Gutsverwaltung gehabt. Mit der gleichaltrigen Tochter Therese, die später ihren entfernten Vetter Ernst von Kretschmann heiratete, verband mich bald eine herzliche Freundschaft, und was der Sohn Botho Wendt in unserem Prasser Leben bedeutete, ist schwer in Worte zu fassen. Er war uns Sohn und Bruder zugleich, gehörte zu uns in festlichen, fröhlichen sowie in ernsten Tagen. Mit dem schönen Gallingen verband Fritz schon seit seiner Bartensteiner Schülerzeit eine besondere Liebe, denn er und Albrecht verbrachten ihre Sonntage dort, wenn im Winter die Eltern nicht zu Hause waren. Als ältester Eulenburgscher Familienbesitz in Ostpreußen hatte Gallingen eine ganz besondere Note in Tradition und Vornehmheit, bei aller Schlichtheit. Unser lieber Botho Wendt

ist von den Russen verschleppt worden und auf dem Transport gestorben. Das so innig geliebte Gallingen, das unser Sohn Udo einstmalen erben sollte, liegt verödet im ent-rückten Raume.

7. Kapitel

Ausklang in Döhrings

Motto:

*Die Erinnerung reinen Glücks
bleibt so schön wie Gegenwart.*

Am 3. Februar 1905 wurde unser Ältester geboren, wir waren überglücklich, besonders Fritz wußte sich gar nicht zu lassen vor Freude, Liebe und Fürsorge. Zu meinem ersten Aufstehen ließ er 10 riesige Azaleen aus Königsberg kommen, die meinen Salon in ein Blumenhaus verwandelten. Marie kam und meine Schwester Marie Eleonore und meine gute Frau Lehn, die mich dann noch achtmal pflegen sollte. Zur Taufe, in der der Junge den Namen Mortimer erhielt, waren wir Anfang März nur ein kleiner Kreis, mein Schwiegervater, Mutter, die so lange bei Armgard gewesen war, der im Februar ein totes Söhnchen geboren wurde, kamen zu uns, und alle lieben Wicker. Unsere vier großen Kinder schlugen in Döhrings die Augen auf, Agnes am 12. Juli 1906, welcher Tag Fritz besonders im Gedächtnis blieb, weil der Roggen dieses Jahr schon zu diesem frühen Termin angehauen wurde. Eine ganz große „Kaffeetaufe“ mit allem Sommerbesuch der Verwandtenhäuser, bei köstlichem Wetter ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Vor Werners Geburt hatte Fritz den grossen Schmerz, seinen geliebten Onkel Mortimer zu verlieren, ein Schlaganfall in Breslau, im Augenblick, als Fritz mit ihm nach Karlsbad gehen sollte, setzte seinem Leben ein Ziel. Die komplizierte Nachlaßordnung hat Fritz mehrere Jahre in Anspruch genommen, und stammte daher seine große Kenntnis der Fideikommißgesetze. Für Fritz hörten damit die schönen Erholungszeiten im lieben Groß-Strelitz mit den herrlichen Ritten und den herrlichen Jagden auf, und der sehr geliebte Mittelpunkt der Familie fehlte.

Zu Werners Taufe im August 1908 standen wir unter der Sorge um meinen lieben Schwiegervater, der wenige Wochen vorher an einem schweren Leiden in Berlin operiert worden war. Er konnte zwar anwesend sein, doch war er noch sehr schwach, und hat sein letztes Lebensjahr unter vielen Beschwerden gelitten, die er in rührender Geduld trug. Er blieb ein kranker Mann und schloß am 13. Juli 1909 die Augen.

gust Veltheim war ein sonniger, liebevoller, fröhlicher Mensch. Sein helles Lachen schallte durch das ganze Schloß, niemand konnte so reizend necken, wie er, niemand so von guter Laune übersprudeln, in seinem Munde klang selbst der leichte sächsische Dialekt reizend.

Festgefügte Daten vereinten uns mit der mütterlichen Familie, jeden Ostern fuhr man nach Veltheimburg, jeden 10. Juli zum Geburtstag der Großmutter Emma nach Schlanitz, und wenn man es irgend ermöglichen konnte, jeden Weihnachten nach Groß-Strelitz zu Onkel Mortimer, bis zu seinem Ableben 1908. Unser erstes Weihnachten feierten wir in aller Stille allein in Döhrings. Bei allem Glück, bei allen schönen Hoffnungen, bangten wir uns doch, jeder uneingestandenmaßen, nach dem gewohnten großen Familienkreis und den gewohnten Gebräuchen, die sich erst allmählich bei uns so besonders schön, feierlich und fröhlich entwickelten, daß später nichts den Zauber Prasser Weihnachtstage übertraf, in den liebe Verwandte und Freunde mit-hineingezogen wurden.

Eine ganz besondere Bedeutung kam für unser Leben dem vom Carl Wicken so genannten „großen Dreieck Prassen-Wicken-Gallingen“ zu. Das kleine Dreieck bestand aus Wicken, Perkau und Pöhlen, welch letztere Orte auch zu unserem regen Verkehr gehörten.

Bei unserem ersten Besuch in Wicken empfingen uns die reizenden Kinder, von denen Heinrich und Jonas es mir damals am meisten antaten, als Zwerge verkleidet, mit Blumen und Versen an der Haustür. Die freundlichen Worte, die sie mir sagten, haben sie alle treulichst gehalten, und Besuche in Wicken sind für uns in jeder Generation eine herzliche Freude gewesen.

In Gallingen lebte noch der gütige, freundliche Onkel Arthur mit seiner reizenden Frau Elly geb. Freiin von Esebeck, die einen ganz besonderen weiblichen Charme hatte. Trotz ihrer Kränklichkeit verbreitete sie einen Zauber von Behagen und Harmonie um sich. Onkel Arthurs trauriger Tod, er fand in den eisigen Fluten des Pregels im Winter 1905 ein selbstgewähltes Ende, war und blieb uns allen ein ungegreifliches Rätsel. Fritz konnte damals der armen Witwe und den Kindern mit Rat und Tat beistehen, hat auch lange Jahre die Oberaufsicht über die Gutsverwaltung gehabt. Mit der gleichaltrigen Tochter Therese, die später ihren entfernten Vetter Ernst von Kretschmann heiratete, verband mich bald eine herzliche Freundschaft, und was der Sohn Botho Wendt in unserem Prasser Leben bedeutete, ist schwer in Worte zu fassen. Er war uns Sohn und Bruder zugleich, gehörte zu uns in festlichen, fröhlichen sowie in ernsten Tagen. Mit dem schönen Gallingen verband Fritz schon seit seiner Bartensteiner Schülerzeit eine besondere Liebe, denn er und Albrecht verbrachten ihre Sonntage dort, wenn im Winter die Eltern nicht zu Hause waren. Als ältester Eulenburgscher Familienbesitz in Ostpreußen hatte Gallingen eine ganz besondere Note in Tradition und Vornehmheit, bei aller Schlichtheit. Unser lieber Botho Wendt

ist von den Russen verschleppt worden und auf dem Transport gestorben. Das so innig geliebte Gallingen, das unser Sohn Udo einstmalen erben sollte, liegt verödet im ent-rückten Raume.

7. Kapitel

Ausklang in Döhrings

Motto:

*Die Erinnerung reinen Glücks
bleibt so schön wie Gegenwart.*

Am 3. Februar 1905 wurde unser Ältester geboren, wir waren übergücklich, besonders Fritz wußte sich gar nicht zu lassen vor Freude, Liebe und Fürsorge. Zu meinem ersten Aufstehen ließ er 10 riesige Azaleen aus Königsberg kommen, die meinen Salon in ein Blumenhaus verwandelten. Marie kam und meine Schwester Marie Eleonore und meine gute Frau Lehn, die mich dann noch achtmal pflegen sollte. Zur Taufe, in der der Junge den Namen Mortimer erhielt, waren wir Anfang März nur ein kleiner Kreis, mein Schwiegervater, Mutter, die so lange bei Armgard gewesen war, der im Februar ein totes Söhnchen geboren wurde, kamen zu uns, und alle lieben Wicker. Unsere vier großen Kinder schlugen in Döhrings die Augen auf, Agnes am 12. Juli 1906, welcher Tag Fritz besonders im Gedächtnis blieb, weil der Roggen dieses Jahr schon zu diesem frühen Termin angehauen wurde. Eine ganz große „Kaffeetaufe“ mit allem Sommerbesuch der Verwandtenhäuser, bei köstlichem Wetter ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Vor Werners Geburt hatte Fritz den grossen Schmerz, seinen geliebten Onkel Mortimer zu verlieren, ein Schlaganfall in Breslau, im Augenblick, als Fritz mit ihm nach Karlsbad gehen sollte, setzte seinem Leben ein Ziel. Die komplizierte Nachlaßordnung hat Fritz mehrere Jahre in Anspruch genommen, und stammte daher seine große Kenntnis der Fideikommißgesetze. Für Fritz hörten damit die schönen Erholungszeiten im lieben Groß-Strelitz mit den herrlichen Ritten und den herrlichen Jagden auf, und der sehr geliebte Mittelpunkt der Familie fehlte.

Zu Werners Taufe im August 1908 standen wir unter der Sorge um meinen lieben Schwiegervater, der wenige Wochen vorher an einem schweren Leiden in Berlin operiert worden war. Er konnte zwar anwesend sein, doch war er noch sehr schwach, und hat sein letztes Lebensjahr unter vielen Beschwerden gelitten, die er in rührender Geduld trug. Er blieb ein kranker Mann und schloß am 13. Juli 1909 die Augen.

Wir fuhren kurz vorher mit den zwei großen Kindern, mit Lenor und Albrecht nach Schlanitz zum 80. Geburtstag der Großmutter Emma, wurden aber telegraphisch von der Mutter zurückgerufen und saßen alle abwechselnd noch zwei Tage lang an dem Sterbebett des geliebten Vaters. Sein Verlust bedeutete einen schmerzlichen Einschnitt in unser aller Leben, besonders die Mutter und Lenor sahen sich ganz Neuem gegenüber, ihr Leben sollte sich nun in Schlanitz abspielen, das meine Schwiegermutter das Jahr vorher von Onkel Mortimer geerbt hatte. Sie blieben zwar noch bis zu Weihnachten in Prassen, aber der Abschied und die Trennung lagen schwer auf uns allen. So war die Geburt und Taufe der geliebten Phemie von viel Trauer umgeben. Meine Schwiegermutter freute sich herzlich, als wir unsere besonders niedliche und zierliche Tochter nach ihr Euphémie nannten, sie war ein heller Sonnenstrahl in viel Dunkel.

Eine ganz große Sorge war über mich gekommen durch die schwere Erkrankung meines Bruders Albrecht im Manöver, auch mein Bruder Adolf war sehr leidend und befand sich in einem Sanatorium in Berlin. Im Januar 1910 erkrankte mein Vater an einer Bronchitis, die sich zur Lungenentzündung steigerte. Albrechts Leiden hatten ihn innerlich so mitgenommen, daß er keine Widerstandskraft mehr besaß. Im Januar waren wir eine Weile in Berlin, und ich konnte Mutter und Schwestern etwas bei der Pflege der drei Patienten helfen, denn meine Brüder waren nun auch zu Hause. Mitte Februar waren Fritz und ich noch einmal dort, da lagen die Schatten des Todes aber schon auf Vaters Gesicht, er wurde auf Anraten der Ärzte zu einem Eingriff in die Klinik gebracht, tat aber schon am ersten Abend dort den letzten Atemzug. Er war bereit zu sterben, die Auferstehung der Toten war sein unverrückbarer Glauben. In den Krankheitstagen sagte er einmal zu meiner Mutter: „Sieh mich an, mein Lieb, wir werden uns wohl nicht mehr lange ansehen können“.

Pastor Lahusen, der ihm in der Dreifaltigkeitskirche die Feier hielt, sagte: „Wer ihn im Reichstag so aufrecht, stark und ruhig stehen sah, der ahnte nicht, wieviel bitteres Leid seine Seele bedrückte“. Der Reichstag wünschte sich die Aufbahrung und Feier im großen Sitzungssaal, doch konnte meine Mutter sich nicht dazu entschließen, wir brachten ihn in die Dreifaltigkeitskirche, die er so oft besucht hatte. Der Schmerz der ersten Tage wurde betäubt durch viel äußeres Gepräge, Berge der herrlichsten Kränze häuften sich, Besuche kamen und gingen. Schön war der Kondukt von der Kirche durch das Brandenburger Tor nach dem Lehrter Bahnhof, flankiert von einer Eskorte der Garde Du Corps und gefolgt von ungezählten Wagen. Ich stand mit den beiden kranken Brüdern, in ihren Rollstühlen, auf der großen Freitreppe des Reichstages, und noch jetzt zittert mein Herz, wenn ich an die Gefühle denke, die die beiden Gelähmten bewegen mußten, als der Kondukt an uns vorüberzog. Ich blieb bei ihnen, als die anderen alle nach Dönhofsstadt fuhren, wo ich dann gleich nach meiner Heimkehr das neue Grab auf dem schönen Friedhof besuchte.

Fritz konnte auch hier bei vielem helfen, was er mit seinem warmen Herzen und sei-

nem klaren Verstand schon oft hatte tun können. Zwei Jahre hat er die Verwaltung der drei Besitze, zuerst für Adolf und dann für Albrecht geführt, bis dieser sich selber dazu imstande sah.

Standen so die letzten Monate in Döhrings im tiefen Schatten, so ist mir die Erinnerung an den lieben kleinen Ort doch wie in helles Licht getaucht. Es waren sorgenlose Jahre für Vaterland, die gesunde Kinderschar, der schöne Verkehr mit den beiden Elternhäusern, unsere Fahrten und Ritte, winterliche Besuche in Berlin in der lieben Dorotheenstraße und im Reichstagspräsidentenpalais, eine schöne Reise an die Riviera und Venedig mit Marie, bei der Fritz in Monte Carlo den Grand Prix im Taubenschießen gewann, für den wir und die hübschen messingingelegten Möbel in Venedig, die Marmorlöwen für Wicken und meine große Perle kauften, — für Fritz mehrere Reserveübungen bei seinen geliebten Gardekürassieren, — einige Monate mit Botho Wendt, der bei Fritz die Landwirtschaft studierte, alles war licht und froh. Fritz wurde der Abschied von Döhrings schwer, er verschob den Termin von einer Woche zur andern, bis ich schließlich langsam jeden Morgen einige Möbel mit dem Milchwagen herüberfahren ließ und er einen Tag sagte: „Nun ist es aber nicht mehr gemütlich hier, ich glaube, wir ziehen morgen um!“

8. Kapitel

Prassen

Motto:

*Über diesem ehrenfesten Dach
Spann sich Schicksal tausendfach,
Blüten schauten hell ins Morgenrot,
Seine schwarze Fahne schwang der Tod.
Aber leuchtend durch die Räume schwebt
Doch Liebe, die hier treu gelebt.
Mancher kam, und mancher ging hinaus.
„Gott mit dir, du liebes, altes Haus!“*

Wir zogen am 26. April 1910 in Prassen ein, und der Wunsch, der meine Schwiegermutter an den Schluß ihrer Chronik schrieb, ist in Erfüllung gegangen. Er lautete: „So verlasse ich nun heute mein liebes, altes Prassen, wo ich mit meinem Richard 41 Jahre gelebt, Glück und Leid geteilt habe. Was aber Gott der Herr uns auch an

Wir fuhren kurz vorher mit den zwei großen Kindern, mit Lenor und Albrecht nach Schlanitz zum 80. Geburtstag der Großmutter Emma, wurden aber telegraphisch von der Mutter zurückgerufen und saßen alle abwechselnd noch zwei Tage lang an dem Sterbebett des geliebten Vaters. Sein Verlust bedeutete einen schmerzlichen Einschnitt in unser aller Leben, besonders die Mutter und Lenor sahen sich ganz Neuem gegenüber, ihr Leben sollte sich nun in Schlanitz abspielen, das meine Schwiegermutter das Jahr vorher von Onkel Mortimer geerbt hatte. Sie blieben zwar noch bis zu Weihnachten in Prassen, aber der Abschied und die Trennung lagen schwer auf uns allen. So war die Geburt und Taufe der geliebten Phemie von viel Trauer umgeben. Meine Schwiegermutter freute sich herzlich, als wir unsere besonders niedliche und zierliche Tochter nach ihr Euphémie nannten, sie war ein heller Sonnenstrahl in viel Dunkel.

Eine ganz große Sorge war über mich gekommen durch die schwere Erkrankung meines Bruders Albrecht im Manöver, auch mein Bruder Adolf war sehr leidend und befand sich in einem Sanatorium in Berlin. Im Januar 1910 erkrankte mein Vater an einer Bronchitis, die sich zur Lungenentzündung steigerte. Albrechts Leiden hatten ihn innerlich so mitgenommen, daß er keine Widerstandskraft mehr besaß. Im Januar waren wir eine Weile in Berlin, und ich konnte Mutter und Schwestern etwas bei der Pflege der drei Patienten helfen, denn meine Brüder waren nun auch zu Hause. Mitte Februar waren Fritz und ich noch einmal dort, da lagen die Schatten des Todes aber schon auf Vaters Gesicht, er wurde auf Anraten der Ärzte zu einem Eingriff in die Klinik gebracht, tat aber schon am ersten Abend dort den letzten Atemzug. Er war bereit zu sterben, die Auferstehung der Toten war sein unverrückbarer Glauben. In den Krankheitstagen sagte er einmal zu meiner Mutter: „Sieh mich an, mein Lieb, wir werden uns wohl nicht mehr lange ansehen können“.

Pastor Lahusen, der ihm in der Dreifaltigkeitskirche die Feier hielt, sagte: „Wer ihn im Reichstag so aufrecht, stark und ruhig stehen sah, der ahnte nicht, wieviel bitteres Leid seine Seele bedrückte“. Der Reichstag wünschte sich die Aufbahrung und Feier im großen Sitzungssaal, doch konnte meine Mutter sich nicht dazu entschließen, wir brachten ihn in die Dreifaltigkeitskirche, die er so oft besucht hatte. Der Schmerz der ersten Tage wurde betäubt durch viel äußeres Gepräge, Berge der herrlichsten Kränze häuften sich, Besuche kamen und gingen. Schön war der Kondukt von der Kirche durch das Brandenburger Tor nach dem Lehrter Bahnhof, flankiert von einer Eskorte der Garde Du Corps und gefolgt von ungezählten Wagen. Ich stand mit den beiden kranken Brüdern, in ihren Rollstühlen, auf der großen Freitreppe des Reichstages, und noch jetzt zittert mein Herz, wenn ich an die Gefühle denke, die die beiden Gelähmten bewegen mußten, als der Kondukt an uns vorüberzog. Ich blieb bei ihnen, als die anderen alle nach Dönhofsstadt fuhren, wo ich dann gleich nach meiner Heimkehr das neue Grab auf dem schönen Friedhof besuchte.

Fritz konnte auch hier bei vielem helfen, was er mit seinem warmen Herzen und sei-

nem klaren Verstand schon oft hatte tun können. Zwei Jahre hat er die Verwaltung der drei Besitze, zuerst für Adolf und dann für Albrecht geführt, bis dieser sich selber dazu imstande sah.

Standen so die letzten Monate in Döhrings im tiefen Schatten, so ist mir die Erinnerung an den lieben kleinen Ort doch wie in helles Licht getaucht. Es waren sorgenlose Jahre für Vaterland, die gesunde Kinderschar, der schöne Verkehr mit den beiden Elternhäusern, unsere Fahrten und Ritte, winterliche Besuche in Berlin in der lieben Dorotheenstraße und im Reichstagspräsidentenpalais, eine schöne Reise an die Riviera und Venedig mit Marie, bei der Fritz in Monte Carlo den Grand Prix im Taubenschießen gewann, für den wir und die hübschen messingingelegten Möbel in Venedig, die Marmorlöwen für Wicken und meine große Perle kauften, — für Fritz mehrere Reserveübungen bei seinen geliebten Gardekürassieren, — einige Monate mit Botho Wendt, der bei Fritz die Landwirtschaft studierte, alles war licht und froh. Fritz wurde der Abschied von Döhrings schwer, er verschob den Termin von einer Woche zur andern, bis ich schließlich langsam jeden Morgen einige Möbel mit dem Milchwagen herüberfahren ließ und er einen Tag sagte: „Nun ist es aber nicht mehr gemütlich hier, ich glaube, wir ziehen morgen um!“

8. Kapitel

Prassen

Motto:

*Über diesem ehrenfesten Dach
Spann sich Schicksal tausendfach,
Blüten schauten hell ins Morgenrot,
Seine schwarze Fahne schwang der Tod.
Aber leuchtend durch die Räume schwebt
Doch Liebe, die hier treu gelebt.
Mancher kam, und mancher ging hinaus.
„Gott mit dir, du liebes, altes Haus!“*

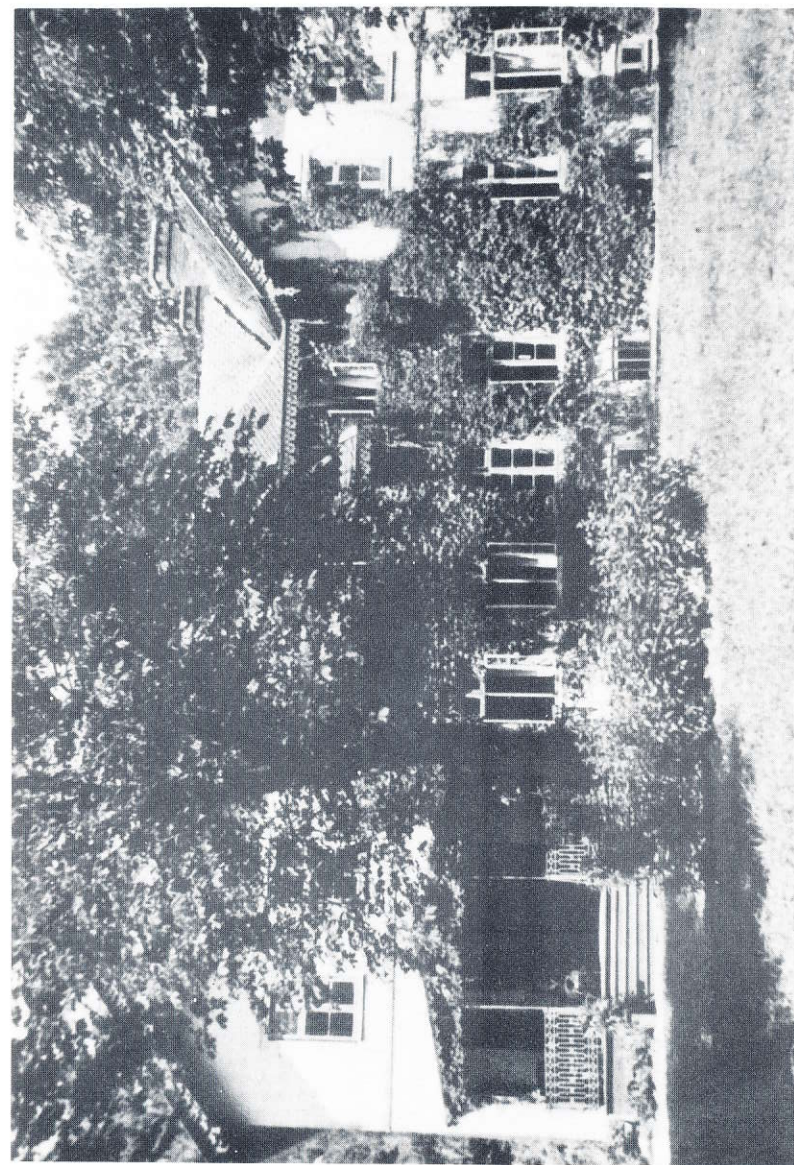
Wir zogen am 26. April 1910 in Prassen ein, und der Wunsch, der meine Schwiegermutter an den Schluß ihrer Chronik schrieb, ist in Erfüllung gegangen. Er lautete: „So verlasse ich nun heute mein liebes, altes Prassen, wo ich mit meinem Richard 41 Jahre gelebt, Glück und Leid geteilt habe. Was aber Gott der Herr uns auch an

dunklen und frohen Tagen beschieden, seine Gnade und Liebe hat über allem gewaltet, und mit Dank erfülltem Herzen blicke ich auf mein hiesiges vergangenes Leben zurück, bitte Gott, daß er auch meinen Kindern, die nun ihre Lebensarbeit hier beginnen, seinen reichen Segen geben möge“.

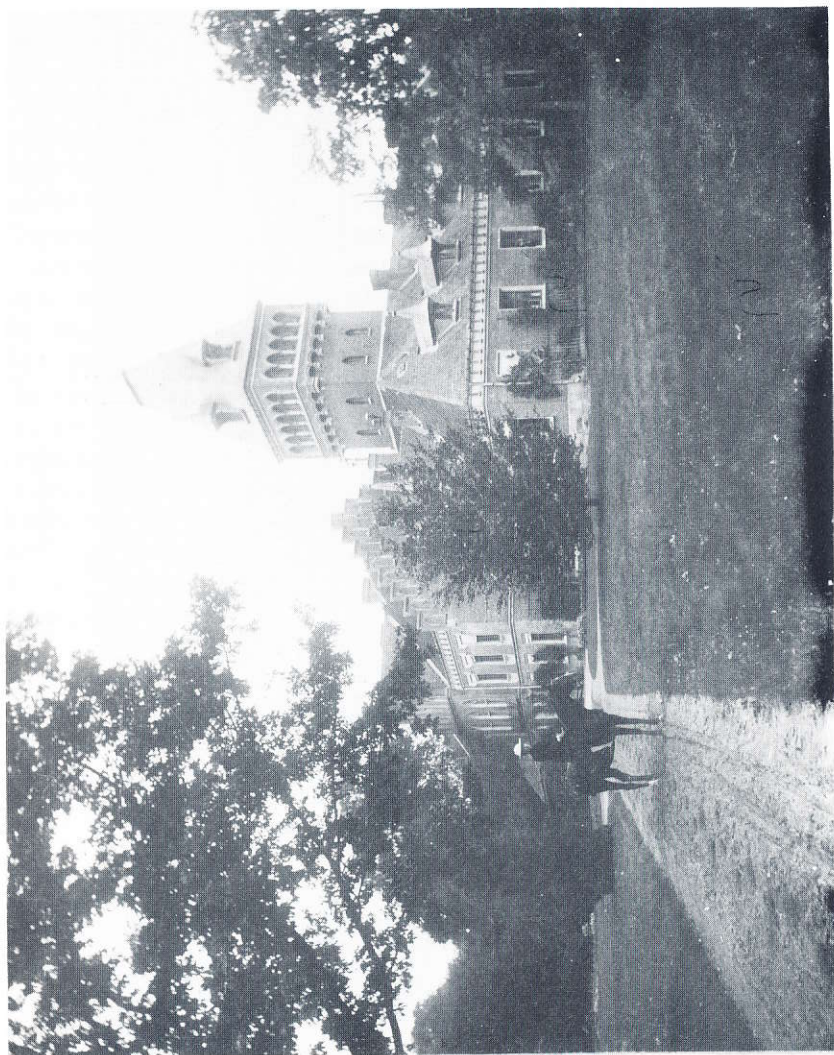
Wir zogen in Prassen in die späteren Feldmarschallstuben, da ich den alten, kleinen Anbau, in dem meine Schwiegermutter wohnte, zu feucht für Fritzs häufigen Rheumatismus fand, mein Schwiegervater schlief schon seit seiner schweren Lungenentzündung neben seiner Wohnstube. Sonst blieb alles unverändert, wir richteten nur eine Badstube in dem Kinderflügel ein. Die Jahre 1910 bis 1914, bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, waren schön und für jetzige Begriffe sorgenlos. Fritz begann seine Tätigkeit im Kreis und Provinz, sowie im Herrenhaus, neben seiner weiteren sehr intensiven Arbeit in Prassen. Da wurden die neuen Leutehäuser in Leunenburg und die Schneidemühle gebaut, unser sehr tüchtiger Oberinspektor Ense pachtete Wangnick, ihm wurde ein hübsches neues Haus gebaut, nachdem das alte abbrannte, Kowatchek, zweiter Beamter aus Schlanitz, wurde Enses Nachfolger, doch war er der großen Wirtschaft nicht gewachsen und wurde im Sommer 1914 von Herrn Kaibel abgelöst, der fast 20 Jahre in Treue, Fleiß und Liebe zu seiner Arbeit bei uns gewirkt hat. In damals fast selbstverständlicher Fügung kam Fritz nach dem Tode seines Vaters in den Kreistag, und schon nach einem Jahr in den Kreisausschuß und in den Provinziallandtag, wurde Mitglied der Kreissynode, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Zuckerfabrik in Rastenburg, Vorsteher der Heil- und Pflegeanstalt Karlshof, Kreisdelegierter der Konservativen Partei, und wurde zum Stellvertretenden Generallandschaftsrat gewählt. Letzteres verdankt er wohl seinem Gönner und Freunde, dem Generallandschaftsdirektor Kapp, der sich mit Fritz besonders gut verstand. Beide waren energische, herzenswarme, fröhliche Menschen „Geradezu-Charaktere“.

Als erbliches Mitglied des Herrenhauses beteiligte Fritz sich besonders an der neuen Wahlrechtsvorlage und an dem Fideikommißgesetz, für welches er in die engere Kommission gewählt wurde. Damals war Graf Dietloff Arnim-Boitzenburg Präsident des Herrenhauses. Fritz wurde Schriftführer, welches Amt ihn gleich in alle Details einführte.

Nimmt man dazu, daß Fritz bis 1912 auch die Wirtschaft in Dönhofsstädt führte, was außer diesem noch Kreppelhof und Cammin umfaßte, daß er Gallingen betreute, da Botho Wendt aktiver Soldat geworden war, und daß nach dem Heimgang Hilmar auch Woplauken dazukam, daß er sich damals schon sehr für die Elektrifizierung der Provinz einsetzte, und deswegen Reisen nach Pommern und Bayern zum Besichtigen großer Werke unternahm, und das alles ohne Auto, so kann man sich denken, daß er viel unterwegs war, und daß wir den Tag sehr früh begannen, um alles zu schaffen. Aber uns drückten ja auch nur leichte Sorgen, und die Schwingen waren noch nicht gelähmt durch den Zusammenbruch des Vaterlandes, das Leben war wie ein sonniger frischer Morgen.



Döhrings



Prassen 1909, Lenor Gräfin zu Eulenburg

Auch für mich war das Leben reich und glücklich, unsere geliebte Kinderschar wurde 1912 durch Armgard vermehrt, die Kinder gediehen, sie fingen an zu lernen, wir ritten und rodelten, wir machten große Spaziergänge und Poniefahrten und „alles hübsch gemeinsam“, wie unsere Parole lautete.

Ich fing die Tätigkeit im Vaterländischen Frauenverein des Roten Kreuzes an, in der eigenen Gemeinde, in Zusammenarbeit mit der Gemeindediakonisse und in Kreis- und Provinzialsitzungen; viel Freude ist mir aus dieser Arbeit erwachsen. In so mancher Not und bei so manchen Krankheitsfällen konnte geholfen werden, auch durch die Lungenfürsorgestelle. Damals durften wir auch noch Traubibeln und den Konfirmanden Neue Testamente schenken. Unter unserer Kreisvorsitzenden Katharina von Schmidtseck war es ein harmonisches Arbeiten, zu unser aller Wohl hatte sie die Zügel fest in der Hand. Welche Freude, wenn auch viel Arbeit, hatten wir an unseren Festen, noch jetzt kommen Klänge an mein Ohr, daß sie vielen unvergeßlich sind, alle Stände waren daran beteiligt und vertrugen sich.

In diesen Jahren haben wir auch in Haus und Garten so manches geschaffen. Zuerst wurde das neue Gewächshaus gebaut und der neue Gemüsegarten eingerichtet, das alte Ananas-Haus abgerissen, und an seiner Stelle der Rosengarten angelegt, der Abhang, an dem dort die Frühbeete waren, planiert, und Gebüsch gepflanzt. Sodann wurde die Orangerie ausgebaut, die bald als geselliger Mittelpunkt bei sommerlichem Besuch den Namen „Die Bridgehalle“ erhielt. 1913 wurde der neue Anbau in die Hand genommen, wie einer von den Leuten sagte: „Ein frisches Stück Schloß“ gebaut. Dieser Bau, nebst Anlegung von elektrischem Licht, das durch die Schneidemühle erzeugt wurde, und von Zentralheizung durch das ganze Haus, nahm uns fast ein Jahr in Anspruch. Schon im Januar fing ich mit dem Ausräumen des alten feuchten Anbaus an, gleich darauf wurde mit dem Abreißen und den Ausschachtungsarbeiten begonnen, denn das alte Haus war nicht unterkellert, und im März konnte mit dem Bau begonnen werden. Es war ein schönes Frühjahr, Leberblümchen und Veilchen blühten schon im März.

Die Holztreppe mit dem Schnitzwerk und unserem Doppelwappen von nicht ganz heraldischen Gnomen gehalten, wurde in Elbing angefertigt, wo noch die Tradition der alten Danziger Schnitzkunst lebendig war, wir waren zweimal dort zu Besprechungen und Besichtigungen. Ende April wurde das Richtfest mit einem großen Mahl unter der Kastanie an der Küche gefeiert, 50 Mann nahmen daran teil. Ansprachen und Gesang bis in die Nacht zeugten von fröhlichster Stimmung, unsere Kinder nahmen glückseligen Anteil. Mit Fritzens Energie wurde der Bau vorangetrieben, und er konnte die Wette mit Onkel August Veltheim, daß im November zur Fasanenjagd alles fix und fertig sein würde, gewinnen. Es machte viel Arbeit: Fr. Kroschewski, die seit einem Jahr bei Fritz Sekretärin war, ordnete mit mir die Bibliothek, deren Schränke wir erweitert hatten, Fr. von Schmidt restaurierte die Ahnenbilder, wir brachten die Metallplatten mit den Namen an denselben an. Sämtliche Stuben muß-

ten zurechtgemacht werden, aber es war ein fröhliches Arbeiten, und wir konnten Anfang Oktober ein sehr lustiges Einweihungsfest geben, zu dem alle Nachbarn mit ihren Kindern kamen. Wir waren 60 Personen, in der Bibliothek wurde getanzt, und ich sehe noch Botho Wendt mit Phemie auf dem Arm übermütig durch den Saal walzen. Im November war dann die große Fasanenjagd mit Veltheims, Tante Ittel und vielen Verwandten.

Prassen war ein rechtes Jagdeldorado. Die nach schlesischem Vorbild angelegte Fasanerie unter Leitung des guten dicken Förster Thiel war eine Quelle jagdlicher Freuden, später kam noch eine Dependence in der Damrau dazu. Die rundherum liegenden Wälder bargen viele Rehe, Damwild und später auch Sauen, es wurden starke Böcke erlegt, später auch sehr gute Damhirsche. Bei der großen Jagdausstellung im Winter in Berlin wurden mehrmals Prasser Böcke prämiert, so der des Oberpräsidenten Graf Moltke, des Grafen Blücher, der von Stani Dönhoff und Ernst Kretschmann. Hasen und Hühner gab es in Mengen, die Jagd auf letztere hatte nach dem Kriege sehr nachgelassen, doch wurden damals 500–600 Stück im Sommer erlegt und bis zu 2000 Hasen und Fasanen. Die Jahresrekordzahl war 2768 Stück.

Ein Wintervergnügen war das Füttern der Fasanen und Rehe im Park, in kalten Wintern kamen sie dicht bis an das Schloß, die Rehe fraßen sogar den Efeu an der Wand; sonst beobachteten und zählten wir sie unter dem Lebensbaum; im Schnee ein unvergeßlicher, hübscher Anblick. Das jagdliche Treiben brachte viele gesellige Freuden mit sich, wie mancher gute Freund kam zur Rehbockpirsche, an goldenen Sommerabenden oder am nächtlichen Morgen, denn bei uns fing der Morgen schon in der Nacht an, und die Damwildpirschfahrten im Schnee hatten für viele Nachbarn und Verwandte großen Reiz. Ich selbst kann mir nichts Schöneres in der Erinnerung denken, als Schritt für Schritt im Schlitten durch den Leunenburg Wald zu streifen, wenn der Schneebehang ihn verzauberte.

Auch die Hühnerjagden im Sommer, meist nur mit vier bis fünf guten Schützen, an denen wir Damen am Nachmittag durch die Felder streifend auch teilnahmen, bei denen bis zu 200 Stück an einem Tage geschossen wurden, waren sehr beliebt. Abends wurde der Durst mit der traditionellen Ananasbowle gestillt, die früher aus den selbstgezogenen Früchten unvergleichlich gut war, und dann wurde der Tag am Kellerberg beschlossen, einem Platz oberhalb der Guber, mit weitem Blick auf Wiesen und Wald, der in unserem Leben eine nicht fortzudenkende Rolle spielte.

Früher fand nach den Winterjagden nach dem Diner die „Strecke“ vor der Rampe statt, bei Fackelbeleuchtung und Jagdhornblasen der Jägerei. Wir hatten außer dem treuen Revierförster Schönwald noch die ebenso treuen Förster Woop und Thiel, und jeder hatte einen Försterlehrling zur Hilfe.

Im Sommer gingen wir regelmäßig mit den Kindern nach Schlanitz zu dem Geburtstag

der Urgroßmutter Tschirschky, da war dann allseits Ferienstimmung und Kirschenessen. Einen solchen Reichtum dieser Früchte kannten wir in Ostpreußen nicht, in Schlesien war jede Chaussee von rotbeladenen Bäumen gesäumt, die Buden an den Wagen standen voller Körbe mit den herrlichsten Früchten, und wir fuhren jeden Nachmittag erneut zu Einkäufen umher.

Werner hatte als Kind der Großmutter auf ihre Nachricht, daß es dieses Jahr wenig Kirschen an den Bäumen gäbe, geantwortet: „Aber in den Buden gibt es bestimmt welche!“, womit er sehr geneckt wurde. Im November gingen Fritz und ich nochmals zu den Fasanenjagden nach Schlanitz.

Schlanitz war ursprünglich ein Besitz deren von Reichell, einer Breslauer Patrizierfamilie, deren Bilder noch den Ahnensaal zierten. Die Letzte der Familie, Charlotte Gottliebe, heiratete 1837 Karl-Konrad-Leopold von Tschirschky, der den Namen von Tschirschky-Reichell annehmen mußte. Der offizielle Name meiner Schwiegermutter lautete, seit sie im Besitz von Schlanitz war, auch: Gräfin zu Eulenburg Tschirschky-Reichell. Botho Wendt und ich hatten gemeinsam ein Wappen für sie zusammengestellt, das neben dem Eulenburgschen Löwen und den drei Sternen den Reichellschen Löwen und den Tschirschkyschen Stier zeigte.

Schlanitz lag in sehr fruchtbarer Gegend halbwegs zwischen Breslau und dem Zobten, dessen feine Silhouette zu dem Begriff „Schlanitz“ gehörte. Nach den Abverkäufen war es rund 2000 Morgen groß, schönster Rüben- und Weizenboden; die vielen Büsche und Gehölze dazwischen mit herrlichen alten Bäumen und kleinen Wiesen, ließen es wie einen Park erscheinen.

Das Schloß lag im Dorf wie bei den meisten schlesischen Gütern, jedoch in einem großen und eigenartigen Heckengarten, der eine Sehenswürdigkeit war. In den Hecken standen ganz versteckt verschiedene Denkmäler für Familienangehörige, Vasen, Säulen und Bänke sowie Kinderfiguren.

Werner setzte nach Fritzens Tod auch diesem einen Denkstein in Form eines großen Findlings, den Marion reich mit Rosen umpflanzte. Eine Bestimmung der Fideikommissurkunde, ausgefertigt vom Großvater Benno, lautete, daß dieser Heckengarten immer beizubehalten und zu ergänzen sei. Uralte Linden standen am Schloß und eine ebensolche Allee führte aus dem Garten in das Feld. Es verging im Sommer kein Abend, an dem man nicht diese Allee entlanggegangen wäre und sich an dem Ausblick auf den Zobten erfreut hätte, an klaren Tagen sah man auch den Kamm des Riesengebirges. Herrliche Wein- und Pfirsichhäuser sorgten für das leibliche Wohl.

Das Haus hatte einen eigenartigen Turm, den der Großvater Benno so hoch baute, um eine Wette zu gewinnen, die dahin ging, daß er von dem Turm aus das Gut seines Nachbarn Haidanichen sehen würde. Diesem Turm hatte der böse Winter 1929 seinen

schönen dicken Efeumantel genommen.

Die Stuben waren niedrig, zum Teil gekachelt und boisiert. Eine Fülle von Salons mit vielen, zum Teil sehr schönen altväterlichen Möbeln, gab ihnen ein urgemütliches und apartes Gepränge.

Im Winter waren wir öfters in Meran, welcher Aufenthalt Fritz nach der meist fälligen Wintergrippe besonders gut tat. Damals noch ganz deutsch, hatte dieser Ort einen eigentümlichen Zauber. Im letzten Friedenswinter schloß sich noch eine sehr genußreiche Reise an die italienischen Seen mit Mutter und Lenor, in Begleitung des alten Herrn v. Rabe und Stani Dönhoffs an.

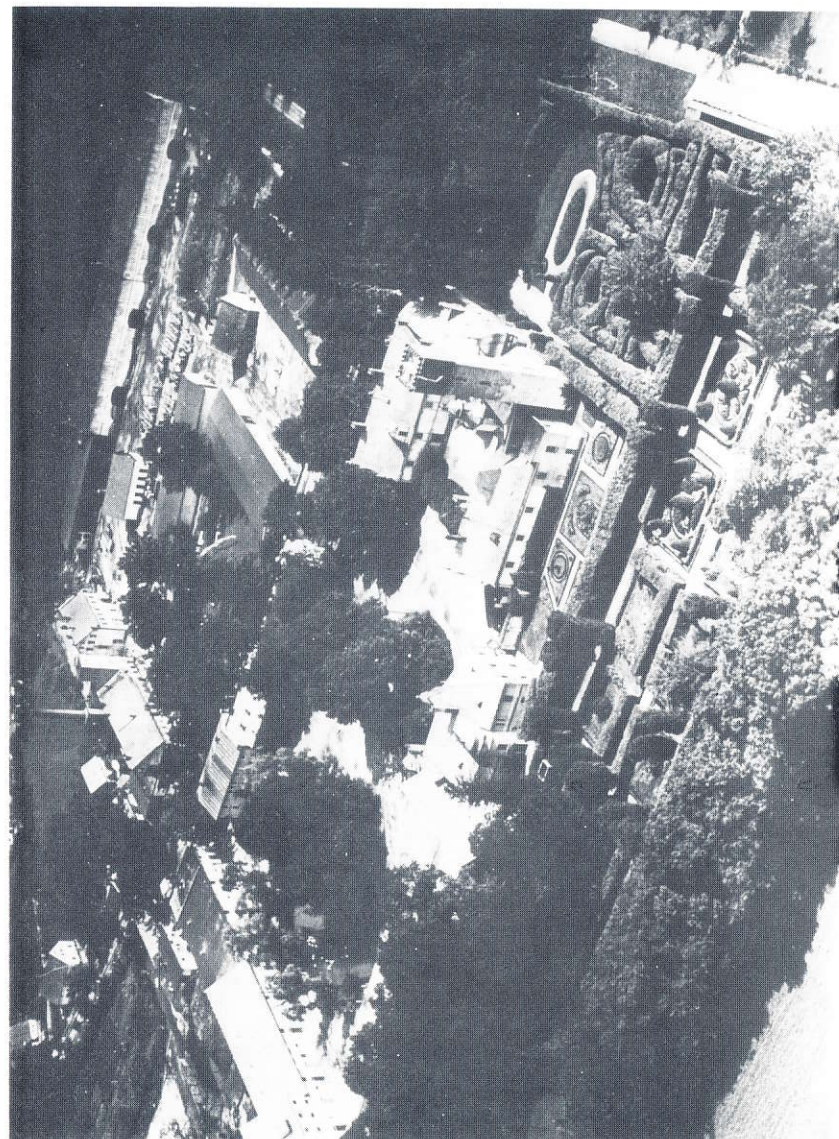
1929 waren wir noch einmal in Meran, als es schon zu Italien gehörte. Es war dies ein schmerzlicher Eindruck für uns, die Tiroler fühlten sich sehr unglücklich unter Mussolinis Herrschaft. So antwortete uns ein Fiakerkutscher auf die Frage, warum die Stadt geflaggt habe: „Es wird wohl der Geburtstag von Mussolinis Hund sein!“

Im Sommer 1910 heiratete mein Schwager Albrecht Freda von Janson aus Gerdauen. Eine wunderhübsche Hochzeit, bei der wir auch sehr viele Gäste beherbergten, vereinte die ganze Familie. Bald darauf wurde Albrecht Brigadeadjutant und nach Königsberg versetzt, das junge Paar fand eine hübsche Wohnung am Paradeplatz, und der Verkehr war äußerst rege. Albrecht verbrachte fast jeden Sonntag bei uns, Freda konnte viel in Gerdauen bei ihrer Mutter sein, wo in den Jahren auch Vera und Botho geboren wurden.

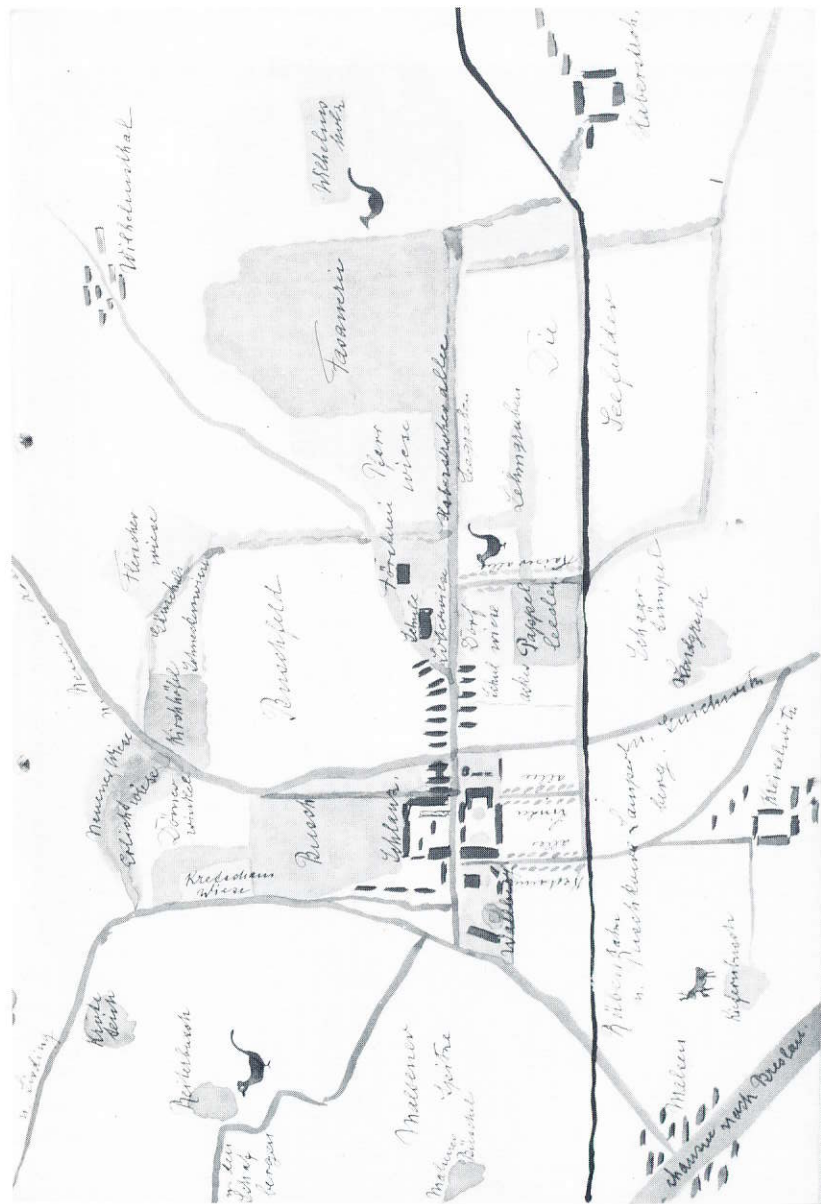
An ländlicher Geselligkeit fehlte es uns nicht, ungezählte Male waren die lieben zahlreichen Nachbarn bei uns, zu Jagden, zu Bridgepartien und zu ländlichen Rundfahrten. Meine Schwestern und Lenor besuchten uns oft wochenlang. Jeder Herbst brachte lustige Manöverinquantierungen und für Fritz Fohlenreisen in die litauische Gegend, wo er für Wicken, Gallingen, Dönhofsstadt und uns Pferde kaufte.

Viel Arbeit, aber auch viel Freude, hatte Fritz an seinem Korscher Kriegsverein, erst nach 1918 wurde der Leunenburger ins Leben gerufen. Zu seiner Rittmeisterbeförderung gaben die Korscher ihm ein hübsches Fest im Kaltwanger Walde.

Es waren die letzten Jahre der Monarchie, und wir hatten so manches schöne Erlebnis, welches damit zusammenhing, angefangen von der jährlichen Illumination zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar, wo wir in jedes Fenster des Hauses 6 große Kerzen stellten, deren malerischen Schein wir uns im winterlichen Garten besahen, wozu die Kinder meist noch ein kleines Feuerwerk abbrannten. Im Juli 1913 war das 25jährige Regierungsjubiläum des Kaisers, das wir mit einem Volksfest im alten Roßgarten feierten, an dem auch unsere Kinder fröhlichen Anteil nahmen.



Schlan, Kreis Breslau



1910 fand das Kaisermanöver in Ostpreußen statt, verbunden mit allerhand Festlichkeiten in Königsberg, Fritz machte das Essen im Schloß im riesigen Moskowitersaale mit, dessen Größe nur von einem Saal im Escorial in Madrid übertroffen wurde. Er wurde zum Kammerherrn ernannt, was ihm manche Neckerei eintrug, da er nichts weniger als ein Höfling war. Ich erlebte den großen Damenempfang, bei dem die Kaiserin mit zwei Schwiegertöchtern Cercle machte, was sie und die Kronprinzessin sehr gut verstanden, wohingegen die arme Prinzess Eitel-Friedrich unendlich verlegen und von ihren Damen nicht genügend unterstützt, einem herzlich leid tun konnte.

Zur Jahrhundertfeier der Preußischen Erhebung 1913 waren beide Majestäten in Königsberg. Die Feier begann mit einem Gottesdienst im Dom, bei dem der prächtige Generalsuperintendent Schöttler die Ansprache hielt, alsdann eröffnete der Kaiser den Provinziallandtag, bei dem vor hundert Jahren York seine zündende Ansprache gehalten hatte. Ein großes Gemälde davon hing in der Generallandschaft, in deren Räumen die Tagung stattgefunden hatte. Nachbildungen davon hingen bei uns in allen Häusern.

Es fand dann ein großes Essen in der Stadthalle statt, zu dem auch meine Schwiegermutter als Palastdame geladen war, und abends konnten wir den Fackelzug der Studentenschaft im Schloßhof aus der Wohnung des Regierungspräsidenten Grafen Keyserlingk beobachten. Den Tag darauf war die Eröffnung der Jahrtausendausstellung zu der wir die Bilder der fünf Brüder Eulenburg, die an den Freiheitskriegen teilnahmen, Louis mit dem Pour le Merite geschmückt geschickt hatten.

Im Winter 1914 gingen wir „zu Hof“, wie man es damals nannte, machten die Cour mit, ich in der 4 m langen dunkelgrünen Samtschleppe meiner Mutter mit dem schönen Nerz besetzt, sie endete als Anzüge für Else und Udo, die ihnen reizend standen. Bei der Anprobe mußte ich alle Kinder einmal hinter mir her durch den roten Salon ziehen, was die Kaiserin sehr amüsierte, als ich es ihr erzählte. Wir erlebten einen großen Hofball und wurden einen Abend im kleinen Kreise zu den Majestäten geladen, wo die Kaiserin sich, für ihre Enkelkinder strickend, auf das Eingehendste mit uns unterhielt. Der Kaiser versammelte die Herren um sich und gab erstaunlich reiches Wissen auf allen Gebieten in angeregter Unterhaltung von sich. Sein brillantes Gedächtnis war eine gefährliche Eigenschaft, denn es begünstigte seinen Hang zur Unbelehrbarkeit. Bei einem Essen bei August Eulenburg sahen wir Kaiser und Kaiserin noch einmal im kleinen Kreis.

In diesen Jahren des äußeren Wohlergehens erlebten wir aber doch so manchen persönlichen Schmerz, wenn liebe Augen sich schlossen. Der Heimgang des 80jährigen Onkel Werner Alvensleben aus Rodehlen war nur der natürliche Ausklang eines langen Lebens, er starb als letzter der drei nachbarlichen treuen Freunde, Richard, Udo und Werner, im Laufe eines Jahres. Dieser väterliche Freund gehörte ganz zu unserem Leben, verging doch früher keine Woche, ohne daß die Rodehler zum Tennis oder zum

Tontaubenschießen in Dönhofstadt waren.

Auch Adolfs Tod im Juni 1910 bedeutete eine Erlösung durch Gottes Gnade, die dem Dulderleben ein Ziel setzte. Eine Lungenentzündung brachte das Ende, Mutter konnte noch zur Zeit aus Oeynhausen kommen, wo sie bei Albrechts war, und Adolf in den letzten 14 Tagen pflegen. Fritz und ich waren fast täglich bei ihm, und ich konnte ihm bei den letzten Atemzügen die Hand halten. Mit vielen Freunden und Verwandten, auch aus Diersfordt und Wernigerode, brachten wir ihn zum letzten Schlaf unter das große Kreuz am See, der Tod des geliebten Vaters hatte ihm den letzten Lebensmut genommen.

Aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug die Schrecken Kunde bei uns ein, daß unsere blühende, lebenssprühende, tatkräftige Armgard am 18. Februar 1912 im Lauf von wenigen Stunden, nach der Geburt des kleinen Rudolf einer Niereneklampsie erlegen war. Oskar Platen war das Jahr vorher Hofmarschall geworden und mit seiner Familie nach Berlin in die Brückenallee gezogen. Er war mit dem Kaiser in Kiel, als ihn die Todesnachricht erreichte. Fritz war gerade zu Herrenhaussitzungen gereist und ging am Vormittage zu Platens, um sie zu begrüßen, wo er das Unbegreifliche vorfand. Mutter und die Schwestern eilten nach Berlin, der kleine Rudolf wurde an Armgards Sarg getauft, wie wir es bei unserem kleinen Rudolf Zech auch so erschütternd erleben mußten. In der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche hielt Dryander eine ergreifende Feier, an der auch Kaiser und Kaiserin teilnahmen, dann wurde der Sarg nach Dönhofstadt überführt und zu den vielen Gräbern ein neues hinzugefügt, das uns allen ein Rätsel war.

Nie habe ich eine Lösung dafür finden können, warum eine Mutter von ihren Kindern gerufen wird, es erscheint mir als die unbegreiflichste aller Fügungen. Als Mutter in Prassen zu mir in die Stube trat, sagte sie nur: „Unsere Frühvollendete!“

Ich habe später bei dem Heimgang meiner lieben Töchter oft an dieses Wort denken müssen. Mutter hatte es schon lange aufgegeben, nach dem „Warum“ in diesem Leben zu fragen. Ich konnte an allem nicht teilnehmen, denn bald darauf wurde unsere Armgard geboren. Die gute Marie blieb am Begräbnistag bei mir, wir gingen durch den Garten, es schneite in dicken Flocken, und ich sah vor mir, wie sich das weiße Leichentuch über das neue Grab legte.

Mutter ging zuerst zu den verwaisten Kindern und kam dann zu mir, als am 16. März unsere liebe kleine Armgard geboren wurde. Es war ein grimmiger Winter und ein grimmig kaltes Frühjahr, und die Kinder setzten Fritz, zu dessen Geburtstag der Schneepflug im Garten ging, einen kleinen Schneemann als Tischdekoration vor seinen Platz.

Ich erholte mich sehr langsam, konnte noch lange an nichts teilnehmen, Lenor kam

zu mir, denn Mutter eilte bald wieder in die Brückenallee. Wir taufte erst am 5. Mai, und erst Ende des Monats konnte ich an Armgards Grab stehen. Es blieb nach Armgards Tode eine große Leere auch in unserem Leben. Seit ihrer Heirat war sie jeden Sommer mit ihren Kindern in Dönhofstadt gewesen, wenn Oskar Dienstreisen hatte. Im Sommer 1910 war sie drei Monate bei uns, wo ihre kleine Elisabeth am 27. Juni geboren wurde, die später als 12jähriges Mädchen zwei Jahre ganz bei uns war.

Fritz hatte ein ganz besonders herzliches Verhältnis zu Armgard. Nie werde ich ihre ansteckende Fröhlichkeit vergessen, als wir im Sommer vor ihrem Tode mit vielen Nachbarn, 40 an der Zahl, eine dreitägige Fahrt auf den Masurischen Seen unternahmen, als Fritz mit den heranwachsenden Neffen auf dem Heuboden in Rudzanny übernachtete, wo es noch keine so hübsche Unterkunft wie späterhin gab. Wie übermütig wir bei dieser Partie waren, erhellt daraus, daß Fritz dem Grafen Rautter den Hut vom Kopf nahm und ihn, ohne ein Wort zu sagen, ins Wasser warf.

Noch einmal setzte der Sensenmann seine grausame Hippe an einer unbegreiflichen Stelle an, als Hilmar von Schmidtseck am 26. Mai an Herzschwäche nach kurzer, schwerer Diphterie starb. Es war mehr als die übliche vetterliche Verbundenheit, die zwischen Prassen und Woplauken herrschte. Fritz hatte an dem älteren, sehr ruhigen und überlegten, mit hellem Kopf begabten Hilmar, einen wahren Freund. Die Zusammenarbeit im Kreise gab viele Berührungspunkte, und mit seiner Frau verband uns schon lange eine besonders herzliche Freundschaft, Fritz hat ihr und den Kindern später als Vormund manchen Dienst leisten können.

9. Kapitel

K r i e g

Motto:

„Ihr“

*Im hellen Lebenssaale
Wie ist mit einem Male
Der Estricht nun so rot!
Ihr trinkt aus dunkler Schale
Euch Ruhm und Tod!
Ihr schützt wie treue Brüder
Die Glut auf unsrem Herd,
Und alle Heldenlieder
Zu neuem Klange wieder
Weckt euer Heldenschwert!*

Lewald

Ahnungslos überschritten wir die Schwelle des Kriegsjahres 1914. Wie heute steht mir der 18. April vor Augen, wo die Erstürmung der Düppeler Schanzen sich zum 50. Mal jährte und Fritz den Leuten darüber einen Lichtbildervortrag in dem großen Maschinenraum unter dem Speicher hielt, da kreuzte kein Gedanke unser Hirn, daß uns etwas Ähnliches bevorstehen könne, und doch erstürmten wir vier Monate später Lüttich und Antwerpen. Unvergesslich ist mir der Augenblick, als Fritz am 28. Juni mit der Nachricht zu mir hereinstürmte, daß der Serbe Gabrielo Prinzip, dem die Serben geschmackvollerweise später ein Denkmal setzten, den Doppelmord in Serajewo an dem Thronfolgerpaar begangen habe. Wir hatten sofort den Eindruck, daß dieses Geschehen eine ernste Wendung bringen könne, denn schon einmal hatte ein österreichisch-serbischer Konflikt im Jahre 1908 fast zum Kriege geführt.

Im März hatten wir in Meran gelegentlich einer Bergpartie das auffallend große und auffallend schöne Thronfolgerpaar getroffen; ohne sie persönlich zu kennen, wußte man sofort, wer sie waren, denn ihre Bilder hatte man häufig gesehen, schwebte doch ein romantischer Schimmer um sie. Der Erzherzog Franz Ferdinand hatte Gräfin Sophie von Chotek als Hofdame einer Erzherzogin kennen gelernt, nach vielen Kämpfen gelang es ihm, sie zu heiraten, doch konnte sie als nicht ebenbürtig nicht Kaiserin werden, jedoch Königin von Ungarn, da dort keine Bestimmung über derartige Fälle vorlag. Sie erhielt den Namen einer Gräfin Hohenberg, der später in Herzogin von Hohenberg umgewandelt wurde, mit auf Betreiben unseres Kaisers, den eine herzliche Freundschaft mit dem Erzherzog verband, er war häufig sein Gast auf den schö-

nen Fasanenjagden in Böhmen gewesen.

Die Nachricht erreichte den Kaiser in Kiel während der Segelwoche. Der englische Flottenbesuch dort hatte scheinbar eine große Annäherung gebracht. Admiral Walker setzte beim Verlassen des Kieler Hafens den Flottengruß: „Friends now and friends for ever“. Wie konnte man es dem Kaiser verdenken, daß er bei seiner Gutgläubigkeit und eigenen Ehrlichkeit nie an das Schlimmste dachte, war ihm doch das Jahr vorher der feierliche Besuch des Zaren und des Königs von England zu der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Herzog von Braunschweig-Cumberland auch als ein Zeichen wirklicher Freundschaft erschienen.

Der russische Außenminister Sasanow äußerte sich bald darauf so: „Ich war dessen immer sicher, daß, wenn Deutschland einen Krieg anfinge, um seine Vorherrschaft in Europa zu bekräftigen, es unvermeidlich England gegen sich haben würde!“ Daraus erhellt der ganze Neid Englands auf den „Platz an der Sonne“, den Deutschland genau so gut das Recht hatte sich zu sichern, wie alle anderen Völker. Nur die „Daily News“ redete der absoluten Neutralität das Wort: „Wenn der beklagenswerte Streit, woran England keinerlei Anteil habe, den großen kontinentalen Mächten den Krieg bringen sollte“

Der Kaiser ging auf die Nordlandreise und kehrte erst am 26. Juli zurück, es wirkte sehr beruhigend, denn da er seit undenklichen Zeiten im Anschluß an die Kieler Woche nach Norwegen fuhr, hätte eine Änderung seiner Pläne großes Aufsehen erregt.

Am 23. Juli überreichte Graf Berchtold, der österreichische Außenminister, ein Ultimatum in Belgrad, das eine Untersuchung des Mordes unter Mitwirkung österreichischer Beamter verlangte, sowie die Unterdrückung aller Wühlereien der großserbischen Partei in Bosnien und der Herzogowina. Gabrielo Prinzip konnte nachgewiesen werden, daß er mit dem serbischen Kronprinzen Alexander in Verbindung stand.

Bethmann erfuhr erst am Abend vor der Überreichung des Ultimatus die Absicht und die scharfe Fassung der Note. Als er sich ins Mittel legte, war es schon zu spät. Diese ungeheuerliche Eigenmächtigkeit Berchtolds war der letzte Anstoß zu dem Aufflammen des Brandes, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Eine schwelende Glut war seit der Einkreisungspolitik Eduards VII., der er sich in Haß und Eifersucht gegen den Kaiser und Deutschland während seiner neunjährigen Regierung widmete, überall vorhanden.

Serbiens Antwort war, wie vorauszusehen, unbefriedigend, sie waren sich der Hilfe Rußlands nur allzu sicher. Sir Edward Grey versuchte über Bethmann Vermittlungsvorschläge zu machen, dahinzielend, daß ein Gremium aller Mächte zur Schlichtung des Falles einberufen würde. Berchtold ließ diese Anregung unbeantwortet, denn wie Serbien auf Rußland, so rechnete Berchtold auf die deutsche Nibelungentreue. Am

28. Juli erklärte Österreich den Krieg an Serbien, und am 29. wurde in Rußland die Gesamtmobilmachung befohlen. Der Zar selber hatte unseren Kaiser telegraphisch um Vermittlung gebeten, doch war die Partei der Großfürsten, die alle Panslawisten und große Deutschenhasser waren, stärker als der bestimmt ehrliche Friedenswille des Zaren. Unser Kaiser hat ebenfalls ehrlich versucht, zu vermitteln und gab am 29. sein Ehrenwort, daß er nichts Kriegerisches unternehmen würde, wenn die Gesamtmobilmachung in Rußland nicht erfolge. Der Zar wollte nur die Teilmobilmachung an der österreichischen Grenze aufrecht erhalten, aber der russische Kriegsminister Suchomlinow hinterging ihn, es blieb bei der Gesamtmobilmachung, und unser Kaiser blieb ohne Antwort. So erfolgte auch bei uns die Mobilmachung am 1. August und die Kriegserklärung an Rußland. Am 2. August kam die Nachricht von der französischen Mobilmachung, und die Franzosen überschritten an demselben Tage die Grenze in den Vogesen, so erklärte der Kaiser am 3. August auch Frankreich den Krieg. In der Nacht zum 4. überschritten wir die belgische Grenze, und England und Belgien erklärten uns daraufhin den Krieg.

Bethmann hatte Belgien Besitzstand und Unabhängigkeit garantiert und sich zur Räumung nach dem Frieden verpflichtet, falls Belgien neutral bleiben würde. Später erwies es sich, daß Belgien seit 1906 stiller Teilhaber der Einkreisungspolitik gewesen war und im Frühjahr 1914 eine Art Militärkonvention mit Frankreich und England abgeschlossen hatte. So wäre es uns auf alle Fälle in den Rücken gefallen, auch wenn wir nicht die Grenze überschritten hätten.

Ende Juli wurden die Kriegsgerüchte bei uns immer lauter, ich mußte Werner nach Königsberg zu einer Blinddarmoperation bringen, an der er schwer erkrankte. Walter Schmidtseck, der Chef des Stabes beim 1. Korps in Königsberg war, versicherte uns zwar, daß im Ernstfall kein Russe ostpreußischen Boden betreten würde, aber es ließ uns keine Ruhe, und so entschloß ich mich am 31. Juli, die vier Kinder mit Frl. Annchen Wiechert und dem treuen Nelde nach Königsberg zu dem Berliner Zug zu bringen. Auf dem Bahnhof herrschte eine beängstigende Unruhe und Fülle, in den Wartesälen konnte kein Apfel zur Erde fallen, unsere kleine Phemie wurde auf dem Bahnsteig fast erdrückt, bis Mortimer sie mit starkem Arm auf einen Gepäckhaufen setzte. Es gelang, die Kinder in ein Abteil zu stopfen, Armgard fand nur noch im Gepäcknetz Platz und wurde nachts von einem freundlichen Schaffner aus seiner Feldflasche getränkt. Wer hätte ahnen können, daß sie noch einmal eine ganz andere Flucht vor den Russen würde erleben müssen!

In Berlin machten die Kinder Station bei Platens und dann setzte Nelde sie in einen Zug nach Veltheimburg, das uns die lieben Verwandten schon bei auftauchender Kriegsgefahr als Asyl angeboten hatten. Dort verblieben sie, auf das Liebevollste versorgt, über ein halbes Jahr. Meine Schwiegermutter und Lenor, sowie die Urgroßmutter und Tante Ittel waren auch dort, und besonders letztere verwöhnte die Kinder mit abendlichen Näschereien und abendlichen Erzählungen.

Ich sah in Königsberg einen Augenblick nach Werner und kehrte mit dem Nachtzug nach Hause zurück. Den 1. August sind Fritz und ich ununterbrochen zusammen geritten und gefahren, wußte man doch schon, daß es bald ernst werden würde. Abends um 6 Uhr bekam der Rendant die Mobilmachungsorder, und ich brachte Fritz zum Nachtzug nach Korschen. Wir hatten aber noch nicht das Gefühl endgültigen Abschiedes, denn da man annehmen mußte, daß Fritz die Reserveschwadron bekommen würde, so tröstete er mich immer wieder, daß ich ihn bald in Berlin besuchen könne. Aber es kam anders: Rittmeister Graf Saurma war erkrankt, und glückselig übernahm Fritz seine Schwadron, mit der er auch zufällig als allererster Truppenteil in Berlin verladen wurde. Eine hübsche Aufnahme zeigt ihn an der Spitze der Schwadron zum Bahnhof reitend, umringt von begeisterten Menschen. Ich erhielt ein Telegramm: „Morgen Montag abend fort“.

Am 10. bekam ich die ersten Zeilen von ihm aus Bitburg im Rhld., wo die ganze Gardekavalleriedivision ausgeladen wurde. Eine begeisterte Menge hatte sie auf jedem Bahnhof begrüßt, alle Städte waren ein Flaggenmeer, später dachte er noch oft mit Wehmut an den herrlichen Anblick zurück, als die Division „tirez a quatre epingles“ zu einer Revue in Bitburg Aufstellung nahm.

Im Osten rückte unter dem Oberbefehl Generals von Prittwitz und Gaffron das 1. Korps unter Francois, das 17. (Danzig) unter Mackensen und das 20. (Allenstein) unter Scholz aus. Ihnen gegenüber stand die Njemenarmee unter Rennekampf und die Narewarmee unter Samjanow. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch war in Rennenkampfs Stabe.

Schon am 2. August hatten die Russen Eydtkuhnen besetzt und Johannesburg angegriffen. Das Trakehner Gestüt war nach Neustadt a.d. Dosse gebracht worden, wo Werner Senden Landstallmeister war.

Bei uns in Korschen wurde eine Erfrischungstation eingerichtet, die ich übernahm, denn damals gehörten der Leunenburger und Korscher Vaterländische Frauenverein noch zusammen, der ja leider noch gar nicht eingearbeitet war. Der Landsturm wurde eingezogen, jeder, vom Jüngsten bis zum Ältesten, rückte mit Begeisterung aus. Es herrschte eine Stimmung, wie sie ein ganzes Volk nicht häufig erfährt. Es ist ein erschütterndes Zeichen des Martyriums, das das Deutsche Volk inzwischen durchmachte, daß ein Menschenalter darauf die Parole „Ohne mich“ von Mund zu Mund gehen konnte.

Die Ansprache des Kaisers in Berlin an die Massen auf dem Lustgarten von dem Balkon des Schlosses aus, in der er sagte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“ fand begeisterten Widerhall. Im Reichstag war die Bewilligung der Kriegsgelder in Höhe von 5 Milliarden einstimmig erfolgt.

Zu Hause gab es genug zu tun, mußte doch die sehr schöne Ernte, wir draschen auf dem Schlag hinter dem Amt 16 Zentner Weizen, mit völlig ungenügenden Kräften an Menschen und Pferden eingebracht werden. Meine Mutter und Schwestern siedelten zu mir über, Mutter hatte sich bei einem Unfall eine schwere Hüftverletzung zugezogen und war dadurch sehr hilflos. Freda machte einen Rotkreuzkursus in Rastenburg mit. Am 5. hatten wir einen schönen Kriegsgottesdienst in überfüllter Kirche. Ein gut verlaufenes Gefecht bei Stallupönen hob unsere Zuversicht.

In meiner Chronik bemerke ich zu diesen Tagen: „Am Freitag dem 21. August brach über unser liebes Prassen der Anfang der entsetzlichen Flucht und der bösen Russenzeit herein, die keiner vergessen wird, der sie erlebt hat. Wir standen noch unter dem beruhigenden Eindruck der Schlacht bei Gumbinnen mit ihren 8000 Gefangenen, und es ging das Gerücht, daß wir die Russen in einem großen Kessel hätten, von dem 28000 Gefangene das Resultat sein würden. Da erhielt ich nachmittags um 2 Uhr zwei Telefone aus Korschen, von Dr. Neumann und von dem Bahnhofskommandanten v. Platen, die zur Flucht rieten. Es war ein entsetzlicher Moment, so niederschmetternd, daß einem Herz und Verstand stillstanden. Der nächste Zug ging um 4 Uhr, zu dem ich Mutter, die Schwestern und den kaum genesenen Werner brachte. Im Augenblick, als ich die Wagen dazu bestellte, trat gerade die Sonnenfinsternis ein, und das unheimliche bleigraue Licht, das plötzlich über Schloß und Garten lag, nachdem gerade die Sonne noch freundlich geschienen, war mir ein Abbild meines Innern. In Wormen gelang es mir, die Meinigen in den entsetzlichen vollen Zug zu bringen, in dem schon die Nachbarn aus der Korscher Gegend saßen. Mutter kam nach 48stündiger Fahrt mit ihrer schlimmen Hüfte gerädert in Berlin bei Platens an.

Ich fuhr dann nochmals nach Korschen, immer noch in der Hoffnung, daß die Flucht eine Vorsichtsmaßregel sei und ich vielleicht doch zu Hause bleiben könne. Unterwegs traf ich Herrn Macketanz, der mir auch keine guten Nachrichten geben konnte, und in Korschen sagte mir der Bahnhofskommandant, daß er mir nur noch für den Nachtzug garantieren könnte. Dies erwies sich später als ein Irrtum, denn der Bahnhof wurde erst zwei Tage später gesprengt. Ich kehrte heim, in Leunenburg umringten mich die Bewohner, um Nachricht und Trost bittend, den ich ihnen leider nicht geben konnte. Ich versprach ihnen nur, daß sie Fuhrwerk bekommen würden, wenn es zur allgemeinen Flucht käme. In Prassen hatte ich eine Unterredung mit Herrn Kaibel, dessen Frau und Söhne ich mitnahm. Um 9 Uhr abends mußte ich fort, und der Abschied von den Hausleuten, die die Absicht hatten zu bleiben, das Herunterfahren von der Rampe in der völligen Ungewißheit, wie man die Heimat und die Leute wiederfinden würde, war einer der schwersten Augenblicke des Krieges. Da ich aber Fritz versprochen hatte, fortzugehen, wenn die Russen kämen, konnte ich nicht anders handeln.

Inzwischen sah sich General v. Prittwitz nach den Gefechten bei Stallupönen und Gumbinnen gegen die Armee Rennenkampf genötigt, zurückzugehen, da die Narew-

armee von Süden her anrückte. Er nahm den Abschied, und General v. Hindenburg, der früher das 4. Korps in Magdeburg gehabt hatte, und in Hannover verabschiedet lebte, wurde sein Nachfolger. Ludendorff, der sich bei der Einnahme der Festung Lüttich ausgezeichnet hatte, kam als Chef des Stabes zu ihm. Den vereinten Kräften der beiden Feldherrn gelang es in den letzten Tagen des August, die gesamte Narew-armee einzukesseln und zu vernichten, in der Schlacht bei Tannenberg, wobei sich das 17. Korps unter Mackensen besonders auszeichnete.

Rennenkampf blieb unbegreiflicherweise ruhig in Insterburg im Dessauer Hof sitzen, anstatt Samsanow zu Hilfe zu kommen, so gelang es Anfang September, auch diesen zu vertreiben. Die Rennenkampschen Truppen waren bis hart vor Königsberg vorgestoßen, konnten aber an der Deimestellung durch die spärlichen Königsberger Festungstruppen, die zum größten Teil aus Landsturm bestanden, aufgehalten werden. Später hat man das unbegreifliche Verhalten Rennenkampfs dadurch zu erklären versucht, daß eine persönliche Feindschaft zwischen ihm und Samsanow bestanden habe. Letzterer nahm sich nach der Schlacht bei Tannenberg das Leben.

Ich fahre in meiner Chronik fort:

“In Wormen traf ich Frau Macketanz und Tochter im Zuge und hörte unterwegs gerüchtweise von der schweren Verwundung Carl-Elimars. In Königsberg holten wir nachts die großen Kaibelschen Jungens aus den Betten und faßten einen leidlich leeren Zug nach Berlin. Das Reisen war sehr beschwerlich in der Zeit, man brauchte meist 6 Stunden bis Königsberg und 40 Stunden bis Berlin. Immer noch wiegten wir uns in der Hoffnung, daß unsere Flucht unnütz gewesen sei, bis uns aus Briefen meines Bruders und meiner Schwägerin Marie die Gewißheit wurde, daß unsere arme Provinz, bis auf das Oberland und Königsberg selbst, völlig vom Feind überflutet sei. Ich holte Werner und Frl. Kroschewski bei Platens ab und fuhr mit ihnen nach Veltheimburg, dort harrete ich in größter Ungeduld auf die ersten Nachrichten über die Provinz und unsere Leute. Sie gingen Anfang September ein, nachdem wir schon die köstliche Nachricht von dem Siege bei Tannenberg erhalten, der unsere Gegend allerdings noch nicht befreite, sondern erst die Schlacht bei Gerdauen, Angerburg und Allenburg am 8. und 9. September.

Es war eine schwere Zeit der Ungewißheit, für mich doppelt, da ich durch Wochen nichts von Fritz hörte. Er erfuhr erst Ende September, daß die Russen bei uns gewesen und wieder fort seien. An demselben Tage erhielt er das Eiserne Kreuz. Gerade in der Zeit hatten sie die schwersten Kämpfe, denn die Gardekavalleriedivision gehörte zu der Avantgarde des Vormarsches auf Paris. Sie waren schon bis Provins südlich Paris gelangt und mußten dann behilflich sein, den Rückzug der Armeen nach der Marneschlacht zu decken. An dem Petit-Morins-Bach geriet Fritz in französische Gefangenschaft, da er als letzter mit seiner Schwadron die Brücke besetzt hielt. Schwere Nachhutgefechte mit starken französischen Kräften mußten durchgestanden werden. Der Truppe selbst war der Rückzug völlig unerklärlich, da sie nur den sieggewohnten

Vormarsch kannte. Fritz erlebte die schwere Verwundung seines lieben Freundes Heini Lehdorffs, der im Lazarett in Lille starb. Er hatte es durchsetzen können, daß Tante Margarete Lehdorff ihren Sohn besuchen durfte.

Wie es unserer Heimat und unseren Leuten ergangen, erhellt aus foldenden Briefen: Herr Kaibel an Fritz:

Am Sonnabend den 22. August kamen zahlreiche Flüchtlinge aus Angerburg und Umgegend durch Prassen, unsere Leute wurden nun ganz verrückt und beschworen mich, sie doch fahren zu lassen, um so mehr, als Frau Gräfin ihnen gesagt, daß sie Fuhrwerk bekommen sollten. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versprach ihnen, sie nicht im Stich zu lassen, sondern, wenn es wirklich Not wäre, zu handeln. Am Sonnabend nachmittag kam die Depesche vom Landrat, wir sollten das ganze Vieh möglichst auf die Westseite der Weichsel bringen, oder zum mindesten nach Wormditt zur Abnahmestation. Ich hatte am Freitag mit unseren drei Pächtern verabredet, gemeinsam zu handeln und, wenn es wirklich dazu käme, zusammen zu räumen. Als ich am Sonntag nach Klein-Leunenburg fuhr, um mit Gemmel unseren Viehabtrieb zu regeln, sah ich bereits Enes und Krause mit ihrem Vieh auf der Chaussee stehen und Gemmel beim Abfahren. Ich versuchte noch am Sonntag, auch unser Vieh abzutreiben, es gelang mir aber nur, es alles zusammen in den Wettiner Garten zu bringen.

Am Montag früh kam unser 17. Korps auf dem Rückzug von Groß-Bloskeim durch, und ich ging an die Brücke und fragte einige höhere Offiziere, wie die Sachen ständen, und was ich machen sollte; diese rieten mir einstimmig, die Leute und das schöne Vieh in Sicherheit zu bringen, da die Russen schon viel Vieh abgetrieben hätten und ihnen auf den Fersen wären. Ohne meine Leitung war es ausgeschlossen, das Vieh vorwärts zu bringen, und die Leute zu halten, war auch nicht möglich. Und so befolgte ich den Rat der Offiziere und trieb mit 12 Mann das Vieh vorwärts, während die Leute, 450 an der Zahl, in Leiterwagen folgten. Ich trieb und fuhr mit meiner Karawane bis Wormditt, wo ich das Vieh dem Fiskus übergab, und fuhr dann mit den Leuten nach Elbing. Dort machte ich die erste Station unter Dach und Fach und blieb vier Tage, da ich erhoffte, jeden Moment umkehren zu können. Unser Landrat, den ich übrigens schon in Gallingen getroffen hatte, war dort mehrere Tage, und jeden Tag fragte ich ihn, ob ich umkehren könne. Da er mir jedoch riet, weiterzufahren, fuhr ich bis in die Niederung und machte wieder vier Tage Station. Von da aus fuhr ich bis Neustadt, wo unser Landrat auch hingegangen war. Dieser sowohl wie der dortige Landrat rieten mir, die Leute unterzubringen und abzuwarten. Ich brachte die Leute mit Hilfe meines Neffen auf zehn Gütern in der Nachbarschaft unter, wo sie gegen Lohn arbeiteten und zwar vom 11. bis 21. September. Ich selbst fuhr am 12. nach Prassen, wozu ich acht Tage brauchte, und holte die Leute am 21. per Extrazug, den ich von der Eisenbahndirektion Danzig mit Mühe und Not erstanden, nach Hause, wo wir am 22. anlangten, Frau Gräfin kam am 26.“

Diese Zeilen waren die Antwort auf einen sehr scharfen Brief von Fritz, mit dem Kaibel im Oktober ganz niedergeschlagen zu mir kam, in dem ihm große Vorwürfe gemacht wurden, daß er Prassen verlassen habe. Ich schrieb gleich an Fritz, nahm alles auf meine Kappe, wie ich ja auch indirekt an allem schuld war, weil ich den Leuten versprach, daß ihnen auch eine Fluchtmöglichkeit gegeben werden sollte. Ich betonte auch, daß Kaibel alles ganz besonders gewissenhaft und praktisch gemacht habe, daß z.B. in Dönhofsstädt, wo die Leute auf Betreiben Pfarrer Gerlachs alle geblieben waren, der Beamte aber vorzeitig ausrückte, alle Pferde, alles Vieh fort seien und 14 Leute erschossen wurden.

Die Räumung der Provinz war, mit durch die Schuld des Militärs das eine Invasion nie in Betracht gezogen hatte, gar nicht vorbereitet, und sowohl der Oberpräsident von Windheim wie der Regierungspräsident Graf Kaiserlingk mußten über die Klinge springen. Ihre Anordnungen waren durcheinander gegangen, besonders hinsichtlich des Bleibens oder Fortgehens der Landräte; aus den südlichen Kreisen wurden mehrere Landräte verschleppt, anderen Vorwürfe gemacht, daß sie fortgegangen seien.

Fabelhaft umsichtig hatte sich die alte Gräfin Dohna aus Waldburg, geborene Gräfin Kanitz benommen, die in aller Eile in Königsberg große Flüchtlingsküchen einrichtete und damit vielen Menschen half. Die zweite Räumung der Provinz im November, unter Leitung von Herrn von Berg, ging ganz anders von statten.

Der alte Kammerdiener Nelde, ein schlesisches Original, wie man aus einigen Redewendungen sieht, schrieb mir nach Veltheimsburg: „Wir sind Montag vormittag aufgebrochen, mit Schönwald, Mamsell, Rendant, Meierin und Gärtner. Montag früh kam ein Offizier durchgeritten, den fragte ich, ob es ängstlich ist. So sagte er: „Besser räumen“. So sprang ich nach Hause und sagte zu meiner Frau. Ich hatte zur Fahrt den Gartenbraunen und einen kleinen Wagen. So zogen wir ab, vor uns die Herde Vieh, 400 Stück. In Wormen machten wir halt, da kam viel Militär hinter uns her, da fuhr der Gärtner, der Rendant und Mamsell nochmal zurück, da sind schon Truppen von uns im Schloß gewest, und haben den Weinkeller aufgebrochen. Wir sind von Montag bis Sonnabend unterwegs gewest, die Nächte unter freiem Himmel, von Schlaf war nicht viel die Rede, weil wir schon immer um 2 Uhr wieder aufbrachen, damit wir nicht so in die Enge kamen. Auf der Chaussee fuhren sie zu zwei Reihen, wer dieses nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen. In Gallingen haben wir Nacht gemacht, sind sehr gut aufgenommen worden. In Güldenboden habe ich bis früh um 5 Uhr auf der „Banke“ gesessen, auch in Schneidemühl die Nacht wieder auf der Banke gesessen, bis der Zug nach Breslau kam. Hätte ich unterwegs die Siegesnachricht gehört, hätte ich gleich nach Hause gemacht. Tun Frau Gräfin sich nur trösten, wenn unser Graf gesund zu Hause kommt und nichts verbrennt, so wird uns der liebe Gott helfen. Der liebe Gott möge bloß unseren Herrn Grafen schützen, wenn der uns sollte verloren gehen, dann geht uns alles verloren.“

Herr Kaibel schrieb uns nach Veltheimburg: „Die Leute sind alle gut untergebracht, zum Teil sogar sehr gut, haben ihr reichliches Auskommen, die Bedürftigen werden vom Kreis unterstützt, so daß sie alle zufrieden sein können, was die meisten auch sind. Frau Gräfin's Brief habe ich erhalten, die Grüße an die Leute bestellt, die sich sehr darüber freuten. Die Kaiserin hatte übrigens durch den hiesigen Landrat, Grafen Baudissin, nach den Prasser Flüchtlingen fragen lassen, und ich sollte ihr mit ihm entgegenfahren. Zuguterletzt aber klingelte der Oberpräsident ab, die Kaiserin sei abgehalten, nach Neustadt zu kommen, und war meine Freude umsonst. Die Leute hat die Kaiserin aber doch auf der Durchfahrt in Langfuhr gesprochen und nach Frau Gräfin und den Kindern gefragt.“

Marie schrieb mir aus Königsberg am 29. August:

„Wir sollten doch gestern aus der Festung heraus, weil Einschließung drohte, aber da kamen Donnerstag gute Nachrichten aus dem Süden der Provinz, und Karl nahm es als willkommenen Vorwand, um hier zu bleiben. In den Provinz sieht es jammervoll aus, spottet jeder Beschreibung, unsere Leute sind alle fort, geflohen vor den Russen, reisen planlos umher, fahren in ihr Elend, hungern und plündern. Seit Freitag, wo die armen Flüchtlinge aus Goldap und Pillkallen kamen, riß der Zug der Wagen nicht ab wie der Zug des Todes. Vieh wurde getrieben in Herden von vielen tausend Haupt. Szesima schickte ich am Dienstag mit dem Wagen nach Königsberg, ich stand mit allen Leuten auf der Chaussee und tränkte das 17. Korps, um 2 Uhr kam Karl mit dem Auto und befahl mir, mitzukommen, es war furchtbar! Nun waren die Russen gestern schon bis Tharau, und in Tapiau wurden Befestigungen beschossen.“

Am 10. September schrieb mir Marie: „Gestern war ich mit Deinem Bruder in Prassen, die Gebäude stehen alle, nichts verbrannt, nur das Haus sieht böse aus, Schränke aufgebrochen, alles herausgerissen, aber keine Bilder zerstört. Schmutz und Unordnung spotten jeder Beschreibung, im Weinkeller ging ich in Glasscherben wie im Schnee, aber das ist alles reinzumachen, ein erheblicher Schaden wird nicht sein. Agnes Hühner krächten im Stallboskett, Mortimers Kaninchen waren auf dem Rasenplatz, Beete blühten, die Sonne schien, es war ein eigener Anblick. Ein Auto stand verlassen an der Remise, Fritzens Feldwagen war herausgezogen. Was wir an Vorwerken sahen, stand alles bis auf Kleinleunenburger, wo sieben Gebäude abgebrannt waren. Große Freude machte das Erscheinen Deines Bruders in Dönhofsstadt. Rodehlen ganz heil, im tiefen Schlaf, Woplauken ein Stall verbrannt und 22 Männer mitgenommen, weil sie behaupteten, sie hätten geschossen, 32 Pferde mitgenommen; in Dönhofsstadt alle Pferde mitgenommen, Bahnhof Korschens brennen die Kohlenschuppen und Gasthäuser, Gallingen unversehrt, Tante Bertha Braun hat die Russen empfangen, sie geführt, alles gezeigt und ihnen gegeben, was sie konnte.“

Der Oberst hat ihr einen Schein dagelassen, daß sie eine treue russische Unterta-

nin sei und ihr Gut und Haus zu schonen sei. Gestern wurde noch bei Drengfurt und Angerburg gekämpft, vergangene Nacht sollte die Marschallsheide eingeschossen werden, weil viele Russen darin sein sollen. Denke nicht daran, zurückzukommen, ehe die Leute da sind, lohnt es nicht, Landrat schon in Rastenburg.“

Am 14. September schrieb Marie mir nochmal: „Eben kehre ich von Prassen heim, ich nahm mir Frl. Redzanowski mit und zwei Mädchen, um das Schlimmste zu entfernen, Du wirst noch genug Schmutz vorfinden. Jendreyceck war da, als ich in den Rosengarten ging, um mir von Deinen herrlichen Rosen zu schneiden, sah ich unten am Zielpunkt unserer Rodelbahn ein Pferd, es ist aber lahm, so konnte es dem Rendanten auch nichts nützen. Wenn nur jemand käme, Schweine hüten und Totes vergraben.“

Graf Sierstorpff schrieb: „Oberteich, den 7. September.

Im Vormarsch zum Angriff gegen Rennenkampf haben wir heute hier haltgemacht, ich bin mit meiner Schwadron direkt bei Prassen in einem Vorwerk von Dir auf Vorposten gezogen. Ich kann Dir gute Nachrichten von Prassen geben, das Schloß ist zwar offen, kein Mensch darin, alles zerwühlt, Geldschrank offen, Bilder nicht zerstört. Als ich im Juni Deiner netten Einladung nicht folgen konnte, schrieb ich Dir, daß ich hoffte, den Besuch bald nachholen zu können. Daß er unter solchen Verhältnissen stattfinden würde, hatte ich mir nicht träumen lassen. Morgen wird die große Schlacht beginnen, die wir hier für die Befreiung Ostpreußens schlagen werden. Wir wollen ihnen das Leder ebenso gerben wie der Naremmee. Vereinzelt treiben sich noch Russen hier herum, heute früh nahmen wir einige gefangen. Meine Kürassiere sind soeben beim Rettungswerk eines Deiner dicken Schweine, sie ziehen es aus einem Kellerloch, wo es wohl die Russen hineingeworfen haben.“

Graf Sierstorpff erzählte später von Vorpostengefechten im Leunenburger Walde, von ihrem Ritt nach Sillginnen, wo sie die Pferde ließen und bei Skandau ein schweres Fußgefecht hatten, bei dem seine Schwadron 29 Mann verlor. Die Reste von Schützengräben waren noch lange an dem Landkeiner Weg an der Fasanerie zu sehen.

Am 15. September begab ich mich mit Frl. Koschweski, unserer treuen Sekretärin, von Veltheimburg aus auf die Heimreise, fand in Berlin die Bahnen nach Osten für den Personenverkehr gesperrt, versuchte am 18. über Stettin nach Danzig zu fahren, mußte aber umdrehen, da, der Minen wegen, keine Schiffe gingen. Nach zwei Tagen gelang es mir, bis Danzig zu kommen, dort blieben wir eine Nacht, und fuhren dann per Schiff übers Haff nach Königsberg. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als am Abendhimmel die Türme der lieben Stadt auftauchten und wir endlich in der Heimat waren. Wir wurden im Stockfinstern am Pregel ausgeladen, und ich wanderte nach Maraunenhof zu Dori Schmidtseck. Nun war wieder die Südbahn gesperrt, und ich konnte erst am 26. herausfahren. In Königsberg sah ich noch meinen Bruder und die Wicker und konnte Carl-Elmar in der Klinik besuchen, in der er sehr elend mit dem schweren Kopfschuß lag. Bei Bartenstein fuhr man noch im Schnecken tempo

über die notdürftig reparierte Allebrücke, der Zug war überfüllt, da die Insterburger und Friedländer Bahnen noch nicht im Gang waren. Ich langte gegen Abend zu Fuß in Prassen an, tief dankbar, alle Leute gesund vorzufinden und das liebe Haus unverehrt, wenn auch in entsetzlichem Zustand. Sie hatten mir die spätere kleine Feldmarschallstube zurechtgemacht, und das ist dann mein Schlaf-, Wohn- und Eßzimmer geblieben, bis ich Ende Januar mit Fritz und den Kindern heimkehrte. 14 Tage widmete ich dem Säubern des Hauses und dem Aufstellen der Listen der vermißten Gegenstände, wie es vom Landratsamt gefordert wurde. Unsere Angaben wurden alle von der Entschädigungskommission anerkannt, nur an den eingefrorenen Zuckerrüben wurden Abstriche gemacht. Am schmerzlichsten war mir der Verlust alter Andenken, die ich im Blauen Salon im Schrank zwischen den Fenstern verschlossen und vergessen hatte, unter anderem das Kriegsbesteck vom Urgroßvater Wilhelm aus den Freiheitskriegen. Die vergrabenen Gewehre, meinen Schmuck nebst Sagenring, den ich im Park eigenhändig mit Herrn Kaibel und Kossack vergraben hatte, und alles Silber brachte ich nach Königsberg auf die Bank, ebenso sämtliche Ahnenbilder per Achse in das Landeshaus, wo Herr von Berg seine ganzen Räume für derartige Dinge zur Verfügung stellte.

Am 12. Oktober erhielt ich die herrliche und überraschende Nachricht, daß Fritz auf Urlaub nach Berlin zum Herrenhaus käme. Ich eilte hin. Wir wohnten damals immer in dem kleinen Hotel in der Neuen Wilhelmstraße. Ich fand Fritz mit seinem Vollbart recht verändert als richtigen rauhen Krieger vor. Da es damals noch kaum Urlauber gab, wurde er auf der Straße sehr angestaunt, seinem großen grauen Cape sah man deutlich die Biwaknächte an, auch waren manche Dinge bei ihm in Vergessenheit geraten, so, daß es für Soldaten streng verpönt war, Unter den Linden zu rauchen. Als wir nun recht vergnügt dort entlang wandelten, begegnete uns der Stadtkommandant General von Böhn und sagte streng: „Herr Feldwebel, es ist verboten, Unter den Linden zu rauchen!“, worauf Fritz stramm stand und erwiderte: „Zu Befehl, Euer Exzellenz, aber ich bin nicht Feldwebel, sondern Rittmeister“. Böhn erkannte ihn, und sie begrüßten sich herzlich.

Der Grund zu diesem überraschend frühen Urlaub, der allen ostpreußischen Mitgliedern des Abgeordneten- und Herrenhauses gegeben wurde, war die Vorlage über die Kriegsschäden in Ostpreußen, die der neue Oberpräsident, Herr von Batocki, sofort angemeldet hatte. Er setzte es mit seiner Energie durch, daß Mittel dafür bereitgestellt wurden, so daß sowohl persönliche Verluste, wie vor allem der Aufbau der vielen kleinen Städte, sofort vonstatten ging, auch wir konnten in Klein-Leunenburg alle Gebäude wieder aufbauen. Dieses große Verdienst hat Fritz Herrn von Batocki immer sehr hoch angerechnet, es war eine Lebensfrage für die Provinz.

Wir gingen noch kurz nach Veltheimburg zu den Kindern, und am 24. schlug die Abschiedsstunde. Was das Wort „Urlaub im Kriege“ für einen Zauberklang hat, das wissen nur die, die es erlebt haben.

Welcher Reichtum an Liebe und Freude sich in wenigen Tagen zusammendrängen kann, das muß man erfahren haben, um es zu begreifen. Ich ging anschließend auf Bitten meiner treuen Freundin Mary von Eschwege, geb. von Rosenberg, einige Tage zu ihr nach Potsdam, sie hatte soeben den Tod ihres Mannes erfahren, und ihre zarte Gesundheit erlitt einen schweren Zusammenbruch.

Diesem Urlaub folgten noch viele in den langen vier Jahren, meist verbunden mit Herrenhaus- und Provinziallandtagssitzungen, zu Hause mit kleinen Jagden, liebem Besuch der Schlanzer und aller treuen Nachbarn. Die Kinder hingen an den Lippen des Vaters, der in allen Situationen mit seinem Humor ein amüsantes Moment herausfand und uns mit seinem Erzählertalent mitteilte.

Da war der kurze Urlaub im Juni 1915, den ich den Sommernachtstraum nannte, weil wir bis zum späten Abend pirschen fuhren und früh um 3 Uhr schon wieder auf dem Wagen saßen, auf dem ich einmal kutschierend einschlief. 12 gute Böcke waren das Resultat, die auf einem großen Brett zusammen aufgesetzt wurden, 6 guten Schauflern erging es im Herbst ebenso. Ein schöner dreitägiger Urlaub, mit Walter Schmidtseck zusammen, ist mir in Erinnerung, dessen Familie für die Tage zu uns kam, und der auch im Leunenburger Wald auf den Schauflerplätzen zugebracht wurde. Oft gingen wir in den Urlaubszeiten zum Heiligen Abendmahl, es waren immer Tage voller Sonnenschein und Glück.

Ich kehre zu dem chronologischen Ablauf der Kriegsjahre zurück:

Anfang November 1914 fing wieder eine sehr unruhige Zeit für uns an, wir gaben Truppen nach Polen ab, um dem Durchbruch der Russen zu verhindern. In den schweren Kämpfen gegen eine ungeheure Übermacht gelang es diesen, das 25. Reservekorps unter Schäffer Boyadel und die 3. Gardedivision unter General Lietzmann einzukreisen, nach dreitägigen erbitterten Kämpfen konnten sie aber den Durchbruch bei Bzeziny erzwingen unter Einbringung von 12000 gefangenen Russen. Siegfried Macke-tanz war bei diesen aufregenden Ereignissen zugegen und berichtete uns davon.

In Ostpreußen räumten wir bis zur Angeraplinie, und die Flüchtlinge aus den Grenzkreisen kamen wieder zu Tausenden an. Korschen war einer der Knotenpunkte, wo den Flüchtlingen Vieh und Pferde abgekauft und sie selber per Bahn weitergeleitet wurden. Die Wagen standen zu Hunderten bei Korschen auf den Feldern, sie mußten dagelassen werden. Wir kochten täglich Kessel voller Suppen, und der Landeshauptmann schickte Säcke voll Brot aus Königsberg. Dieses Verladen dauerte ungefähr 10 Tage. Auf der Landwirtschaftskammer erfuhr ich in Königsberg, daß an ein Räumen unserer Gegend nicht gedacht sei, doch verursachte stärkerer oder schwächerer Kanonendonner täglich einige Aufregung, bis man sich so daran gewöhnte, daß man ordentlich erstaunt war, als im Februar nach der großen Winterschlacht keiner mehr zu hören war.

Von Korschen aus ging ich in den Pausen oft nach Glaubitten und Kremitten gerüber, besonders an letzterem Ort habe ich so manchen gemütlichen Vormittag verbracht. Frau von Mirbach war eine prächtige Frau, in dem schlichten Hause herrschte ein reges geistiges Leben, sie war einer der anregendsten Menschen, die ich gekannt habe, hatte stets die neuesten Bücher und wußte auf allen Gebieten Bescheid. Dabei war sie eine gute Hausfrau und vor allem eine vorzügliche Gärtnerin; trotz ihres erstaunlich großen Leibesumfanges war sie körperlich sehr tätig. Der trockene Humor ihres Mannes hat mich oft erfreut.

Mitte Dezember 1914 fuhr ich nach Veltheimburg, verlebte dort mit den Kindern das Weihnachtsfest, sie legten sich alle an Grippe, und ich verzögerte meine Abreise. Da kam Urlaubsnachricht von Fritz und der Bescheid, daß ich die beiden großen Kinder mit nach Hause nehmen solle. So stiegen wir denn am 20. Januar mit Frl. Balzer in Magdeburg früh um 5 Uhr selig zu Fritz in den Zug, blieben einen Tag in Königsberg bei meiner Mutter, die für den Winter mit den Schwestern eine Wohnung auf dem Paradeplatz genommen hatte, und war die Seligkeit der Kinder groß, wieder in der Heimat zu sein. Herrliche 10 Tage mit Pirschfahrten, Kinderrodeln, kleiner Fasanenjagd von fernem Kanonendonner begleitet, folgten. Dann brachten wir die Kinder wieder nach Königsberg. Die Truppenansammlungen zur Winterschlacht hatten begonnen, es war wieder Bahnsperre, so schickte Kapp uns mit seinem Auto nach Dirschau, wir nahmen Anni Dohna mit, die zu ihrer kranken Mutter mußte, und fanden dort einen Zug nach Berlin. Fritz kehrte nach Beernem in Belgien zurück, wo die Kürassiere seit dem Dezember lagen. Fritz hatte sich einen Schimmelviererzug in Belgien zusammengestellt und neckend wurde mir erzählt, daß er unbekümmert mit diesem vorn in die Schützengräben führe.

Inzwischen war die Winterschlacht geschlagen und Ostpreußen endgültig vom Feinde befreit. Ich holte, trotz rührenden Protest von Veltheims, auch die drei Kleinen ab. Für mich fing nun ein neues Stadium an, denn ich hatte alle Kinder wieder bei mir, wir zogen zur Einsparung von Heizung und Arbeit in den Neubau, der Blaue Salon wurde das allgemeine Wohnzimmer, auch Fritzens Schreibtisch kam herein.

Ich fuhr nur noch zweimal die Woche nach Korschen und war viel auf den Vorwerken. Zu Ostern nahm ich die Kinder mit zur Erfrischungsstelle, die sehr stolz darauf waren, die Soldaten mit einigen Ostereiern erfreuen zu dürfen.

Häufig besuchte ich Marie und Carl-Elmar in Wicken. Erstere hatte eine sehr schwere Operation durchgemacht, von der sie sich erst nach Monaten erholte, und auch Carl-Elmar war noch sehr schonungsbedürftig. Die Fahrten nach Wicken waren etwas erschwert dadurch, daß die Allebrücke zerstört war, an der übrigens Eberhard Senden ein hitziges Gefecht gehabt hatte. Sie wurde später ganz modern in Zement und Eisen aufgebaut. Damals mußten wir aber bei Herrndorfer rechts herunter über eine kleine Notbrücke und in knietiefem Weg über Langendorf auf die Chaussee fahren.

Im März 1915 wurde die Urgroßmutter Tschirschky in Veltheimburg von langem Leiden erlöst. Fritz konnte auch zur Beisetzung dieses unvergeßlichen Familienoberhauptes kommen, und wir verlebten anschließend drei Tage in Köln, das ich erst kennen lernte, besuchten Stani Dönhoff in Bonn, wo er als Rot-Kreuz-Delegierter war (Johanniter), und dieses gewohnte Zusammensein an ungewohntem Ort und unter so ungewohnten Umständen mutete uns sehr eigen an.

Fritz ging nach Balgerhock, die Gardekavalleriedivision hatte Grenzschutz an der Scheldemündung, wo man eine englische Landung befürchtete.

Im August 1915 hatten wir die große Freude, daß der Feldmarschall von Hindenburg von Lötzen aus uns zu einer Pirschfahrt besuchte, — ich schrieb darüber in meiner Chronik:

„Am Nachmittag kam der Feldmarschall in Begleitung des Fürsten Dohna und des Grafen Stani Dönhoff im Auto von Lötzen aus an. Von Korschen an standen die Zuschauer an den Straßen, in Leunenburg die Schulen, bei uns wehte die Fahne vom Turm, die wir, dank des Gastes, so oft in diesem Sommer hissen konnten. Ich begrüßte ihn in der Haustür, seine ragende Figur füllte den Vorraum. Die Dönhofstädter waren auch da. Wir tranken Tee in Fritzens Stube und fuhren dann gleich pirschen. Ich konnte ihn mit Schönwald und Woop kutschieren, und zwei Böcke wurden zur Strecke gebracht. Um 8 Uhr verließ uns der hohe Besuch wieder, nachdem er nur einen kleinen Imbiss eingenommen hatte. Phemie und Armgard gaben ihm zum Abschied Veilchen. Er hinterließ uns den Eindruck einer großen Persönlichkeit, Ruhe und Gutmütigkeit liegen in seinem Gesicht, er war außerordentlich liebenswürdig, und der Tag wird uns unvergeßlich bleiben.“

Noch einmal wurde uns sein Pirschbesuch im Juni 1916 in Aussicht gestellt, aber kurz vorher abgesagt, da Hindenburg den Oberbefehl über den ganzen Osten erhielt und sein Hauptquartier von Kowno nach Brestlitowak verlegte.

Im Juli wurde Fritzens großer Wunsch erfüllt, nach dem Osten zu kommen, Ich erhielt eine kurze Karte aus Breslau, aus der ich die Entwicklung ersah, später kam Nachricht aus Krakau und Krasnik. Dort doublierte sich die Division in die große Durchbruchschlacht von Tarnow-Gorlies ein.

Die Österreicher hatten im Herbst 1914 ihre Front bis hinter die Karpathen zurücknehmen müssen, ganz Galizien dem Feinde überlassen, dem ein Durchbruch nach Ungarn glückte, auch die Festung Przemyśl fiel in Feindeshand, als einzige aller Festungen der Mittelmächte. Posen und Schlesien waren bedroht. Die Südarmee unter Linzigen kam den Österreichern zu Hilfe und lieferte den Russen die große Winterschlacht in den Karpathen, mit der Erstürmung des Zwinin, auf dem wichtige Stellungen eingebaut waren. Im Mai begann unter Mackensen die große Durchbruchschlacht in Galizien, die zu einer der größten Niederlagen der Russen wurde. Als später

im Norden von Mitau und Dünsburg her und von Süden aus der Bulkowina, wo die Armeen von Linsingen, Böhn-Ermolli und Pflanzer-Baltin nach Norden drängten, die Zange angesetzt wurde, kam es fast zu einem unvorstellbar großen Kessel. Botho Wendt war im Norden mit seiner Kavalleriedivision in größten Eilmärschen begriffen. Mit seiner geschickten Rückzugstaktik gelang es dem Russen aber, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Immerhin war der Erfolg riesengroß. Es fielen die Festungen Warschau, Nowogeorgiewsk und Iwangorod in Polen, und an der ostpreußischen Grenze Prasnyac, Lomza, Ostrolenka, Ossowiez, Olita, Grodno und Kowno.

Unter Hindenburg kämpften im Norden die Armeen von Eichhorn, Scholz und Gallwitz. Die Gardekavalleriedivision kämpfte in dem Raum Krasnik-Pinsk, sie überschritten den San und den Bug. Fritz führte damals die zweite und dritte Schwadron, die sich laut Regimentsgeschichte bei der Einnahme von Cholm besonders auszeichneten. Er hat mir oft den wunderbar schönen Anblick geschildert, den diese Stadt mit ihren vielen Zwiebeltürmen im Morgennebel auftauchend, dann von der Sonne vergoldet, der anrückenden Truppe bot. Sie drangen über Lublin, Cholm, Kowel und Pinsk bis an den Oginsky-Kanal vor, der den Njemen mit dem Dniepr, somit Ostsee und Schwarzes Meer, verbindet. Fritz schrieb von großen Strapazen für Mensch und Pferd und von entsetzlichem Elend der polnischen Flüchtlinge.

Dort in Weißrußland in den Rokitnosümpfen, an der Jasiolda und Strumen, machten sie im Oktober halt und bauten ihre Stellung aus. Für Fritz mit seiner Baupassion war es das größte Vergnügen, die Unterstände praktisch und zugleich so hübsch wie möglich zu gestalten. Sie wurden bei Besichtigungen stets als mustergültig befunden. Wir hatten von dem Maler Illies Ölskizzen, die Fritz mit Freunden beim Skat in dem mit grüner Leinwand ausgeschlagenem Unterstand zeigten, die aber auch die ganze Öde und Trostlosigkeit der Gegend, die weiten Schneefelder nur mit Stacheldraht verziert, wiedergaben.

Der russische Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch wurde der großen Niederlage wegen abgesetzt. Und der Zar übernahm für kurze Zeit den Oberbefehl, gab ihn dann an General Russki ab. Die große Linie Düna-Wilna, Baranowitsche, Pinsk bis an den Dniestr konnte bis zum Waffenstillstand mit Rußland gehalten werden. Nur die große Brussilowoffensive im Frühjahr 1916, so genannt nach den russischen Oberbefehlshaber, konnte im Süden bei den Österreichern einige Erfolge erzielen.

Fritz hatte einen verhältnismäßig ruhigen Winter in seiner Stellung, der Russe war ziemlich friedlich. Vom Dezember bis zum Februar führte er das Regiment für den erkrankten Grafen Spee, was ihm eine große Freude war. Das Schloß Pessotschna der Gräfin Plater war ihr Mittelpunkt, als Werner im zweiten Weltkrieg in dieselbe

Gegend kam, hat er es vergeblich gesucht, es war dem Erdboden gleichgemacht.

Fritzens Winterurlaub war getrübt durch eine böse Grippe, die ihn zwei Wochen in Berlin ans Bett fesselte, vor allem aber durch die traurige Nachricht, daß Botho Senden als Gardedragonier bei Fritzens Division von einem Jagdkommando nicht wiederkehrte. Jagdkommando war die damalige Bezeichnung für Patrouillen. Das Gerücht kam auf, er sei verwundet in die Hände des Feindes gefallen, und Sendens haben später in Pinsk persönlich Erkundigungen eingezogen und glaubten, bei einem Lazarett sein Grab gefunden zu haben.

Zum Schluß des Urlaubs konnte Fritz den Provinziallandtag in Königsberg mitmachen und übernahm das Referat und die Vorarbeiten für die Elektrifizierung der Provinz. Bei seiner Rückkehr zum Regiment fand er das Eiserne Kreuz 1. Klasse vor, das ihm viel Freude machte.

Im Mai 1916 kam Fritz auf längeren Urlaub, er hatte das sogenannte „Pinsker Fieber“ gehabt, eine Art von Malaria, von dem er sich sehr langsam erholte. So blieb er drei Monate in Prassen, es war eine herrliche Zeit, er vertiefte sich wieder einmal in die Wirtschaft, und ich wurde viel Verantwortung los. Er war in Berlin und zu aufregenden Generallandschaftssitzungen in Königsberg, da Bethmann Kapp nicht als neugewählten Direktor bestätigen wollte. In Rastenburg sollte die Zuckerfabrik in eine Strohmehlfabrik verwandelt werden, so hatte er gleich viel zu tun.

Da Fritz der Gesundheit wegen nicht wieder in die Pinsker Gegend sollte, auch seine Schwadronen nicht mehr frei waren, erhielt er ein Kommando nach Wilna in den Stab der 10. Armee zu Feldmarschall von Eichhorn. Zuerst übernahm er die Verteilung und den Ankauf der Pferde für den ganzen Bereich der Armee und wurde später Adjutant und II b. Seine Tätigkeit dort hat ihn sehr interessiert, und die Zusammenarbeit mit Walter Schmidtseck, der Chef des Stabes bei Eichhorn war, war sehr erfreulich. Auch der Einzug in Riga im September 1917 war ihm ein begeisterndes Erlebnis. Trotzdem bangte er sich noch oft nach seinem geliebten alten Regiment, und dieses wohl auch nach ihm. In der Regimentsgeschichte heißt es:

„Ungern sahen Stab und Eskadronen den bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen gleich verehrten und beliebten Grafen Eulenburg scheiden. Bei zahlreichen Kämpfen, die nicht alle in den vorliegenden Blättern geschildert werden konnten, hatte er sich als ein ganz besonders umsichtiger und tapferer Offizier von unerschütterlicher Ruhe bewährt. Alle Gardekürassiere kannten ihn als einen Mann, auf den unbedingt Verlaß war, der nichts beschönigte und nichts verschwieg, der nur den Weg der Pflicht kannte, ein gerader aufrechter Charakter, ein stets hilfsbereiter Kamerad“.

Im August 1916 wurde Generalfeldmarschall von Hindenburg zum Chef des Großen Generalstabes ernannt, und Ludendorff wurde sein erster Quartiermeister, Prinz

Leopold von Bayern übernahm den Oberbefehl im Osten.

Im November desselben Jahres wurde das Königreich Polen wieder aufgerichtet, vorerst aber nur ein Regentschaftsrat eingesetzt. Es war dies eine Maßnahme, die uns allen unverständlich blieb. General von Beseler, der in Warschau saß, regte sie an und unterstützte sie mit aller Kraft, in dem Glauben, daß die alte Feindschaft zwischen Polen und Rußland uns viele polnische Freiwillige zuführen würde. Unter diesem Gesichtspunkt trat auch Ludendorff stark für die Sache ein. Der Erfolg waren einige klägliche polnische Kavallerieregimenter und im übrigen ein Erstarken des polnischen Nationalgefühls.

Wir hatten interessante Tage, als Feldmarschall Eichhorn, den Fritz auf das Äußerste verehrte, und der so ganz dem alten Offiziergrundsatz entsprach „Mehr sein, als scheinen“ im Juni 1917 mit seinen Herren bei uns war und 8 Böcke erlegte. Sein bescheidenes Auftreten, hinter dem sich aber ein ganz umfassendes Wissen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens verbarg, machte ihn zu einem ebenso anregenden wie angenehmen Gast. Sein Schicksal — es wurde auf ihn und seinen Adjutanten, Herrn von Dressler-Schreitlauken in Kiew auf der Straße ein tödliches Bombenattentat ausgeübt, — ging uns sehr nahe.

Mein Schwager Albrecht verbrachte auch einen Urlaub mit seiner Familie bei uns, Vera und Botho blieben anschließend lange Wochen in Prassen. Die Brüder hatten sich im Kriege selten und nur ganz flüchtig getroffen, so hatten sie sich viel zu erzählen. Eine Fasanenjagd mit lieben Nachbarn bildete den Schluß dieser Tage, abends verließen uns alle Gäste, auch Fritz fuhr nach Berlin, und früh am Morgen wurde uns ein Söhnchen geboren, am 5. Dezember, ein besonders hübsches und munteres Kind. Fritz konnte uns noch einige Stunden besuchen, ehe er wieder nach Wilna ging, konnte auch zur Taufe des geliebten Richard, Botho Wendt, Albrecht im Januar 1917 kommen. Meine Mutter war lange Wochen bei mir und hatte auch den neuen Enkel ganz besonders in ihr Herz geschlossen. Leider waren die großen Kinder, die Marie in ihrer Güte zu meiner Entlastung nach Wicken genommen hatte, drei Monate von uns getrennt, denn sie bekamen dort den Keuchhusten und sollten die kleinen Geschwister nicht anstecken.

Der Winter 1917 war furchtbar streng, das arme Wild kam bis an das Schloß, um den Efeu zu benagen. Entsetzlich war der Gedanke an unsere Truppen, die in Schneemassen an der Aa und bei Mitau in schwersten Kämpfen standen. Fritz schoß in Wilna Wölfe und Sauen.

Wenn auch die russische Front uns räumlich am nächsten war, und daher unsere allergrößte Aufmerksamkeit auf sich zog, so wußten wir doch alle, daß die Westfront die entscheidende und wichtigste sei. Es ist sehr schwer, aus dem wogenden Meer der Schlachten in den langen Jahren dort die festen und entscheidenden Punkte heraus-

zusuchen. Jedenfalls war unsere Front der Strand, an dem die Wogen sich jahrelang brachen. Die Marne-, Aisne-, Oise- und Sommeschlachten wurden mit dem größten Einsatz auf beiden Seiten geführt. Die Namen „Hartmannsweilerkopf“ in den Vogesen, Verdun, Chalons, Laon, Reims, Soissons, Chemin des Dames, St. Quentin, Cambrai, Lilles, Arras, La Bassée, Dixmuiden, Ypern und Langemark füllten die Wehrmachtsberichte mit immer neuen Heldentaten.

Der erste Aufmarsch geschah unter den Heerführern Kluck, Bülow, Hausen, Herzog Albrecht von Württemberg, Kronprinz Wilhelm von Preußen, Kronprinz Rupprecht von Bayern und Heeringen, von Norden nach Süden gerechnet. Der erste Generalstabschef war Graf Moltke. Nach der mißlungenen Marneschlacht nahm er den Abschied, er war kränklich und hatte sich von vornherein der Sache nicht gewachsen gefühlt. Ihm folgte der Kriegsminister General von Falkenhayn, der im August 1916, als auch Italien und Rumänien in den Krieg eintraten, durch Hindenburg ersetzt wurde. In den letzten Jahren gab es nur die drei Heeresgruppen Albrecht von Württemberg, Kronprinz Wilhelm und Kronprinz Rupprecht.

Einen guten Klang hatten und allgemein bekannt wurden die Namen der Generäle Emmich — Lüttich —, Beseler — Antwerpen —, Gallwitz, Einem, Loßberg (der Abwehrlöwe), Hutier, bei dem Walter Schmidtseck zuletzt Chef war, Marwitz, Fritz und Otto von Below und andere mehr.

Die Franzosen standen zuerst unter dem Oberbefehl von Joffre, nach der mißglückten Sommeschlacht übernahm ihn Nivelle, der Verdun erfolgreich verteidigt hatte, ihm folgte 1917 Petain und das Jahr darauf Foch als Generalissimus aller Ententetruppen.

Die Engländer standen zuerst unter French, dann unter Haig, die Amerikaner unter Pershing.

Der schnelle Vormarsch der Armeen Kluck und Bülow hatte uns mit größter Freude erfüllt, daß die Marneschlacht unglücklich ausging, wurde uns in der Heimat zuerst nicht klar, der Wettlauf an das Meer, an dem auch die Gardekavalleriedivision teilnahm, war eine erstaunliche Leistung. Ostende wurde erreicht und bis 1918 gehalten. Keinem gelang es, den anderen zu überflügeln und ihm in den Rücken zu fallen.

Im Februar 1915 war die erste große Champagneschlacht, der im Herbst die zweite folgte, im Mai brandeten die Fluten an der Lorettohöhe, und im Sommer 1916 erreichten die Schlachten an der Somme ihren Höhepunkt. Im Februar desselben Jahres begann von der Heeresgruppe Kronprinz Wilhelm der große Vorstoß auf Verdun, dem schon lange Kämpfe an der Maas vorangegangen waren. Dieses wurde für beide Seiten die mörderischste Schlacht des ganzen Krieges, nicht umsonst sprach man nur von „der Hölle von Verdun“. Große Hoffnungen erweckte es, als wir die Panzerfeste Douaumont und später Vaux einnahmen, wo Albrecht Wicken lag, der eine Zeit lang

den Spitznamen „das Vauxkäuzchen“ führte. Den Fall Douaumont erfuhr ich in Berlin, und begeisterte er die ganze Bevölkerung. Die Einnahme des „Toten Mannes“ und der „Höhe 304“ waren ein großer Erfolg, aber viel Blut floß, im Herbst wurden uns die Stellungen wieder entrissen, und die Festung selbst haben wir vergeblich beannt.

Im Februar 1917 nahm Hindenburg die Truppen in der Mitte auf die festausgebaute „Siegfriedstellung“ zurück, aus deren Gräben sie im März 1918 zur letzten Offensive herausstiegen.

Furchtbar waren die stets wiederholten Angriffe der Engländer in Flandern, auf dem von ihnen unterminierten Kemmelberg flog das ganze Rastenburger Regiment in die Luft, die Panzerschlacht bei Cambrai konnte trotz aller Wucht nichts Wesentliches ausrichten. Die Übermacht dieser Waffe war durch die Amerikaner besonders groß geworden.

Immer größer wurde die Anzahl unserer Feinde, als auch Italien offen zu ihnen hinüberging; das von vornherein den Dreibund im Stich gelassen hatte. Fürst Bülow wurde zum Botschafter am Quirinal ernannt, doch bemühte er sich vergeblich, wenigstens die Neutralität zu erhalten. Die Italiener ließen sich diese von Österreich mit Landabgabe bezahlen, als die Erpressungen aber kein Ende nahmen, verlor Österreich die Geduld, und Italien erklärte den Krieg. Erzherzog Eugen übernahm die neue Front, und Cadorna führte die Italiener. Es sprach nicht für die Güte seiner Truppen, daß es den Österreichern gelang, in 11 Isonzoschlachten einen Durchbruch an der Adria zu vereiteln. Erzherzog Eugen ging im Norden an der Etsch zum Angriff über, und es gelang, die Festungen Arsiero und Assiago, deren Namen durch stete Wiederholung im Wehrmachtsbericht uns nur allzu bekannt wurden, zu erobern. Als aber die Russen unter Brussilow zu einer großen Offensive in Galizien einsetzten, mußten die Österreicher Verbände abzweigen und die Festungen räumen.

Da Italien uns inzwischen den Krieg erklärt hatte, schickten wir eine Armee unter General Otto von Below das Etschtal hinunter. Die Festungen kamen wieder in die Hand der Mittelmächte, und der Angriff wurde mit einer solchen Wucht vorgetragen, daß die ganze Dolomiten- und Isonzofront zusammenbrach. Cadorna mußte bis zur Piave zurückgehen, wir standen dicht vor Venedig, über 300 000 Gefangene gerieten in unsere Hand. Heinrich Wicken hatte mit seinen Ortelsburger Jägern diese Kämpfe miterlebt. Es ging die Erzählung, die Venezianer hätten sich mächtig gefreut, daß die Deutschen kämen, da fingen wieder bessere Zeiten an, die hätten noch immer Geld ins Land gebracht, seit die deutschen Reisenden fehlten, sei nichts mehr los. Cadorna wurde durch Diaz ersetzt, und die Entente schickte Hilfe, auch Amerikaner erschienen, so kam der Vormarsch zum Stehen, und 1918 wurde die österreichische Widerstandskraft gebrochen. Kaiser Karl, der seinem Großonkel Franz Joseph im November 1916 auf dem Wiener Kaiserthron gefolgt war, bat um Frieden und dankte

im November ab.

Der Entschluß, in Belgrad das Tor nach Konstantinopel aufzustoßen, um die Bahnverbindung mit der Türkei als Versorgungslinie für diese an der Gallipolifront zu gewinnen, wurde im Herbst 1915 gefaßt. Ein schweres Erstürmen der Höhen um Belgrad, ein abenteuerliches Übersetzen der Truppe in Kähnen über die Donau, waren das Werk von Mackensen und Seekt. Zungenzerbrechend waren die Namen, die nun täglich auftauchten: Kujacewaz, Kragujewaz, Przisrend und ähnliche lernten wir kennen. Die Bulgaren schlossen sich uns an. Es gelang, die Serben an einer Vereinigung mit den Engländern bei Gallipoli und Saloniki zu verhindern und sie nach Montenegro abzurängen, wo sie im Januar 1916 mit den Montenegrinern kapitulierten. Die Bulgaren hielten die Front in Mazedonien bis zum Schluß.

Von Rußland gedrängt, erklärte Ferdinand I von Rumänien uns den Krieg. Sein Onkel, Carl I., ein Hohenzoller, war 1914 gestorben, er hatte loyal zu den Mittelmächten gehalten, mit denen seit Jahrzehnten ein Bündnis bestand. Die alte Königin war die bekannte Schriftstellerin Carmen Sylva, Prinzess zu Wied, die junge Königin, eine Coburgerin, hatte viele Beziehungen zu Rußland und hetzte schon lange gegen uns. Auf Berliner Hoffesten habe ich sie gesehen, sie war von bezaubernder Schönheit, aber sehr exzentrisch zurechtgemacht und paßte daher gar nicht an den Hof Wilhelms II.

Die Rumänen rückten sofort in Siebenbürgen ein und kamen in der Bukowina mit Brussilow in Verbindung, da galt es, nicht zu zögern. Prinz Leopold von Bayern schickte eine Armee unter Falkenhayn, dem bisherigen Chef des Großen Generalstabes, auf den neuen Schauplatz. Dieser säuberte in schweren Gebirgskämpfen Siebenbürgen vom Feinde. Bei Hermannstadt und Kronstadt wurde erbittert gerungen, aber es gelang über den Roten Turm Pass und den Predealpass in die Walachei herunterzusteigen, und sich in Bukarest mit Mackensen zu vereinigen, der mit seinem Chef, General v. Seekt, einen glänzenden Siegeszug hinter sich hatte. Im Januar 1917 wurde ganz Rumänien besetzt und die berühmte Weizenhandelsstadt Braila war in unserer Hand. Der Ernährung in Deutschland konnte noch einmal aufgeholfen werden. Im Mai 1918 wurde der Bukarester Frieden geschlossen. Eine deutsche Wirtschaftskommission ging schon das Jahr zuvor herunter, Botho Wendt gehörte ihr an. Er schickte uns eine reizende selbstgezeichnete Karte: Ein großer Rabe sitzt einsam auf einem riesigen Schneefeld, darunter stand: Rumänien.

Die Türken hatten als unsere Verbündeten schon 1914 die Dardanellen gesperrt, worauf die Engländer mit großem Einsatz in Galipoli landeten, das sie aber nach einem Jahr unter unendlichen Verlusten an Menschen und Schiffen räumen mußten, nur in Saloniki konnten sie sich halten. Diese Aktion war auf besondere Veranlassung von Churchill in Gang gesetzt worden. In Kleinasien drangen die Russen vom Kaukasus her weit in das türkische Gebiet vor, und die Engländer nahmen sie vom Persischen Golf her in die Zange. Die Türken unter Enver Pascha, unterstützt von Feld-

marschall von der Goltz und Limann von Sanders, wehrten sich tapfer. Unser Kutscher Kluwe rühmte die Türken sehr, er hatte sie in den Karpathen kennen gelernt.

Kut el Amara wurde belagert, eine Festung, die die Engländer stark verschanzt hatten; ein tragisches Geschick wollte es, daß Goltz wenige Tage vor dem Fall Kut et Amaras, bei dem wir reiche Beute machten, im türkischen Hauptquartier am Fleckfieber starb. Der uns sehr befreundete, ungewöhnlich kluge älteste Sohn Kanitz aus Podangen erlag dort derselben Krankheit. Feldmarschall v.d. Goltz, ein echter schlichter Ostpreusse, war wenige Jahre zuvor in Prassen einquartiert gewesen und leitete die Manöver. Fritz war damals sehr beeindruckt von der Gründlichkeit und Energie, mit der er einen Übergang der Artillerie durch die Guber an der Stelle der jetzigen Guberbrücke beaufsichtigte und vorantrieb.

Wir schickten den Türken weitere Hilfstruppen, die den Suezkanal erreichten, dann auch das sogenannte „Asienkorps“ unter Falkenhayn. Schwere Kämpfe in Palästina, belastet durch Hitze und Dürre, brachten zuerst Erfolge, der englischen Übermacht waren wir aber nicht gewachsen, und die Türken schlossen im Oktober 1918 einen Waffenstillstand.

Der Verlauf des ersten Weltkrieges in großen Umrissen wäre nicht vollständig geschildert, wenn ich nicht auch einige Worte über unsere Seestreitkräfte sagte, die trotz ihrer Minderzahl so Erstaunliches leisteten. Unser ganzes Herz gehörte auch ihnen. Gleich zu Anfang durchbrachen die „Göben“ und die „Breslau“ die englischen Bewachungslinien und gelangten von Algier aus nach Konstantinopel, wo sie bis zu ihrer Versenkung 1918 den Türken gute Dienste leisteten. Der Kreuzer Königsberg lief, nach Vernichtung zahlreicher englischer Handelsschiffe, im Indischen Ozean in einen deutsch-ostafrikanischen Hafen ein und wurde nach einem Kampf mit 16 englischen Schiffen schließlich von dem Kommandanten gesprengt. Von den zähen Kämpfen in Deutschostafrika hörten wir nach dem Kriege in Bartenstein den berühmten General von Lettow-Vorbeck selber berichten. An der Spitze der Eingeborenen, die ganz auf deutscher Seite waren, hat er den Engländern viel zu schaffen gemacht.

Legendäre Bedeutung bekamen der „Möve-Dohna“, die „Emden“ mit Kapitain von Müller, Luckners „Seeteufel“ u.a.m. Die Zahl der von ihnen versenkten und aufgebrauchten Schiffe war ungeheuer.

An der chilenischen Küste bei Coronel vernichtete das Kreuzergeschwader von Graf Spee drei große englische Kreuzer, um dann im Dezember einer großen englisch-japanischen Übermacht bei den Falklandinseln zu erliegen, wobei Graf Spee und seine schöne Erinnerungsmedaille an diesen dreifachen Tod geprägt, sie zeigte eine Möve, die suchend, mit einem Lorbeerzweig im Schnabel, über den Wellen dahinfliegt. Graf Spee war ein guter Freund von Oskar Platen, ich hatte mit ihm zusammen bei meiner Nichte Gerda Pate gestanden, er war eine schöne Erscheinung und

ein beeindruckender Mensch.

Der kühne Ubootfahrer Weddigen mit seinem „U 9“ versenkte unter vielen anderen drei große englische Kreuzer an der holländischen Küste, er wurde 1915 mit seinem „U 29“ von einem englischen Schiff, das unter schwedischer Flagge segelte, versenkt. Den großen Ubooten, man nannte sie Handelstauchschiffe, weil sie einen großen Verladeraum hatten, „Deutschland“ und „Bremen“, gelang es 1916, in Amerika zu landen. In demselben Jahre kam es im Mai zu der einzigen großen Seeschlacht. Die gesamte in diesen Gewässern befindliche englische Flotte unter Jellicoe stand im Skagerrak der deutschen Flotte unter Scheer und Hipper gegenüber. Der Sieg blieb unentschieden, aber die Engländer mußten sich zurückziehen, und ihr Verlust an Menschen und Schiffen bezifferte sich auf über das Doppelte unserer Einbußen.

Viel Staub wirbelte das Versenken des großen englischen Reisedampfers „Lousitania“ auf, von dem wir aber wußten, daß er aus Amerika Munition geladen hatte, und vor dessen Benutzung der Deutsche Botschafter, Graf Bernstorff, gewarnt hatte. Fast 2000 Passagiere gingen unter, darunter viele Amerikaner, auch der berühmte reiche Vanderbilt. Im August 1915 wurde ein deutsches Uboot von dem englischen Kreuzer „Baralong“ torpediert, die schwimmende Besatzung wurde von den Engländern beschossen und getötet. Dieser „Baralong-Fall“ war ein schwerer Bruch aller Gepflogenheiten und kein Ruhmesblatt der englischen Marine.

Lange ging der Kampf um den verschärften Ubootkrieg bei uns hin und her. Bethmann war dagegen, Hindenburg, von Tirpitz beeinflusst, dafür. Im Februar 1916, als die Hungerblockade der Engländer immer schärfer wurde, entschloß man sich bei uns, den uneingeschränkten Ubootkrieg zu erklären. Auf Einspruch Amerikas wurde die Anordnung nach kurzer Zeit zurückgenommen, unter der Voraussetzung, daß die völkerrechtlichen Bestimmungen über die „Freiheit der Meere“ von England befolgt wurden. Da dieses nicht eintraf, wurden im Februar 1917 alle Einschränkungen im Ubootkrieg von Neuem aufgehoben. Es zog uns die offener und endgültige Feindschaft Amerikas zu, das bald darauf die diplomatischen Beziehungen zu uns abbrach. Die Erwartungen, die Tirpitz auf unser Vorgehen gesetzt hatte, wurden nicht erfüllt, unsere Verluste waren zu groß, und der Ersatz konnte nicht schnell genug erstellt werden. Wir konnten auch den Transport der amerikanischen Soldaten nicht ernstlich stören, im Frühjahr 1918 stand fast die Menge von zwei Millionen Amerikaner in Frankreich.

Nach dem Waffenstillstand wurde unsere ganze Marine, es waren noch 200 Fahrzeuge, in der Bucht von Skapaflow an den Orkneyinseln interniert. Kurz vor der Übergabe wurde sie auf Befehl des Admiral Reuter von den Besatzungen gesprengt oder versenkt. Es wirkte wie ein Sühneakt der Marine, die durch ihre Meuterei den Anfang der Revolution hervorrief, und fand in unser aller Herzen einen zustimmenden Widerhall.

Auch der jungen Luftwaffe muß ich gedenken. Im Anfang operierten wir nur mit Zeppelin, die häufig über England Bomben abwarfen, vor allem über den Londoner Hafenanlagen. Anfang 1915 begann die Entente im größeren Stil mit Flugzeugen in die Kämpfe einzugreifen, wir waren ihnen zuerst sehr unterlegen, aber schon im Sommer 1916 konnten wir uns mit ihnen messen, sie überflügelten uns aber später durch ihren zahlenmäßig höheren Einsatz. Die Sterne erster Größe an unserem Fliegerhimmel waren Immelmann, Bölcke, Udet und der unvergeßliche Manfred von Richthofen.

In der Heimat häufte sich die Arbeit je länger der Krieg dauerte, und je knapper alles wurde. Es kam die Zeit, wo wir auch auf dem Lande Gerste und Kartoffeln in das Brot nahmen, und man nur ein Pfund Kartoffeln pro Kopf verbrauchen durfte. Zu den Brot- und Fleischkarten gesellten sich die Seifenkarten, die Erlaubnis zum Strümpfkaufen mußte eingeholt werden, später war auch zu jeder Reise eine Erlaubnis nötig. Das Wild war frei, womit wir uns helfen konnten, doch gab ich auch davon so viel wie möglich in die Stadt. Immer wieder bat der Landrat um Wild für Rastenburg, und Fritz war doch etwas betroffen, als er erfuhr, daß ich 60 Stück Damwild in einem Winter hatte abschießen lassen. Wieviel hat er selber aber in den schweren Inflationsjahren abgegeben, zentnerweise Erbsen und Getreide und waggonweise Kartoffeln nach Königsberg gestiftet.

Die Erholungsgäste wurden immer zahlreicher, da wir zuerst die etwas wunderliche und schwierige Kusine Irma von Saucken, Tochter der ältesten Schwester meines Schwiegervaters, der reizend lebenswürdigen Tante Bertha von Saucken, die völlig erblindet als Mater im Marienstift in Königsberg lebte. Sie kam jeden Sommer für mehrere Wochen zu uns. Da war die ganze Familie unserer treuen Lehrerin Frl. Balzer, da kamen Schwestern der Barmherzigkeit und ungezählte alte Dämchen, die einem von Königsberg zugewiesen wurden, deren Namen ich mich nicht mehr entsinne. Dreimal hatte ich Kinder in kleinen Heimen aufgenommen, einmal sächsische Kinder aus der Zwickauer Gegend in Döhrungs, die Marie Eleonore betreute, einmal in der Orangerie und zuletzt in Leunenburg Kinder aus dem Ruhrgebiet unter der Leitung einer sehr netten Lehrerin.

Viele Soldatenpakete wurden gepackt, damals vom Vaterländischen Frauenverein aus, und ich sehe mich noch mit Nelde im Roten Salon an der Erde knien und 200 Weihnachtspakete verschnüren, zu denen meine Mitglieder die Spenden gegeben hatten. Es wurden viele Kurse abgehalten, zuerst, als wir überreichlich Zucker hatten, für unsere Landfrauen, um ihnen süße Gerichte beizubringen, später zum Erlernen von fettlosen Gerichten; Kinderpflege und Verbandkurse wechselten in buntem Reigen, stets in der Schloßküche oder im Herrensaal. Die Kriegsnot hinter der Front wurde aber immer größer, besonders im Ruhrgebiet, alles wurde zur Hilfe aufgerufen, aber es fehlte an allem, England schnürte uns immer mehr ab.

Wir hatten aber auch manch erfreuliches Erlebnis, so die Silberne Hochzeit von Sen-

dens im September 1917, wir waren ein großer Kreis von Verwandten, und die Freude, sich in den schweren Jahren wiederzusehen, war sehr groß, Wie knapp es damals war, ersieht man daraus, daß wir als Festbraten nur ein Spanferkel hatten, was sich als ein recht mäßiger Genuß erwies, und daß sich die ganze Familie über einen schlichten und fettlosen Pflaumenkuchen freudig erregte. Eberhard war mit seiner Braut Asta v.d. Groeben da, deren Hochzeit wir dann auch zum Teil in Prassen feierten.

Tante Olgas 70. Geburtstag mit üblichen Kinderaufführungen wurde auch bei uns in der Kriegszeit begangen, sie war die jüngste Schwester meines Schwiegervaters, künstlerisch sehr begabt, sie spielte wunderschön Geige und malte viel, meist Bilder biblischen Inhalts. Ein Bild von ihr hing in Leunenburg in der Kirche auf unserem Chor. Sie war lange in Palästina gewesen; weltfremd und mit reicher Phantasie begabt, war sie ein rechtes Original. In kindlicher Naivität sah sie die Welt immer im rosigen Licht, mit rührender Liebe hing sie an der ganzen Familie, in deren Schoß sie im Kriege zurückkehrte, nachdem sie vorher ganz in Berchtesgaden mit einer Freundin gelebt hatte. Sie starb unverheiratet 1924 in Pöhlen, treulich gepflegt von Hertha Hammerstein und Marie.

Eine ganz große Freude machte Fritz den Kindern, als er ihnen zwei Schimmelponies aus Rußland mitbrachte, Strumen und Jasiolda, die mit unseren Rapp-Ponies über Kreuz gefahren einen allerliebsten Viererzug abgaben.

Zum Weihnachtsfest 1917 war Fritz zum ersten Mal bei uns und die Stimmung, dank des russischen Zusammenbruches, sehr hoffnungsvoll.

Am 31. März 1917 ging meine Mutter in Kreppelhof heim, ihr schweres Leben fand ein gnädiges schnelles Ende. Sie war in Landeshut abends im Pastorat zu einer Missionsstunde, hatte mit ihrer, noch immer schönen Stimme, das Schlußlied laut mitgesungen, als sie bei dem Besteigen ihres kleinen Poniegefährtes zurückfiel und das Bewußtsein nicht wieder erlangte. Nach wenigen Stunden tat sie noch in derselben Nacht den letzten Atemzug. Freda war als einzige bei ihr, Marie Eleonore in Nowoswensjany in einem Soldatenheim in Kurland. Ich reiste denselben Abend ab, traf Fritz in Korschen, der kurzen Urlaub zu Rudolfs Einsegnung in Woplauken hatte, er hatte nicht die Zeit, mit nach Kreppelhof zu kommen, konnte aber dann der Beisetzung in Dönhofsstadt beiwohnen. Wir Geschwister vereinigten uns alle in Kreppelhof, Mutter lag wunderbar jung und schön aussehend auf ihrem letzten Lager, und der Dank, daß sie einen so leichten Tod hatte, stimmte uns in allem Schmerz zu feierlicher Andacht. Am offenen Sarge hatten wir eine Feier für alle Gutsleute und eine zweite für alle Landeshuter und die Nachbarn. Acht Tage später schon konnten wir den Sarg in Dönhofsstadt in der Kapelle unter vielen Palmen und Blumen aufbahnen, was in der Kriegszeit mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Dann brachten wir sie zu ihren vielen vorangegangenen Lieben, auch unsere vier großen Kinder durften die liebe Großmutter geleiten. Ich fand unter ihren Aufzeichnungen einen indischen

Vers, der sie wohl beeindruckt hatte, und der mir für ihr Erleben zutreffend schien:

Sami
*Als er, Sami, mit dir jüngst Blumen brach
in dem Garten, stach
ihn ein Bienchen und heiß schmerzte die Hand.
Weise rietest du ihm, mit Erde zu kühlen,
und der brennende Schmerz schwand.
Wird auch die Wunde, die in dem Herzen blutet,
dann erst gekühlt und geheilt,
wenn sie die Erde bedeckt?*

Nun waren in kühler Erde all ihre Wunden gekühlt, und droben im Licht alle ihre Wunden geheilt. Wie schön war es für mich in der Erinnerung, daß sie gerade noch drei Monate bei mir gewesen war. Ihrem heißen patriotischen Herzen blieb das Erleben des Zusammenbruches erspart. Wie fehlte uns allen ihr Mutterherz, man kann noch so alt werden, solches Verständnis, solche Anteilnahme, solches Mitleben findet man nur bei einer Mutter. Wie vermißten wir sie gleich im Mai bei der Diakonissen-einsegnung von Renata in der Barmherzigkeit. Sie war doch immer unser geliebter Ratgeber und unser Bindeglied gewesen, vor allem aber für Marie Eleonore und Freda als Mittelpunkt eigentlich unentbehrlich. Fritz verlor mit ihr eine sehr große Liebe, seine treue Fürsorge für Adolf hat sie ihm nie vergessen.

Mich hatte sie schon vor einiger Zeit gebeten, doch besonders für Marie Eleonore zu sorgen, wenn sie einmal nicht mehr da sein würde, auch diese Pflicht nahm Fritz mit treuer Fürsorge auf sein Herz. Die Schwestern wollten sich gern eine neue Heimat, möglichst in unserer Nähe, gründen, und es kam ein günstiger Umstand uns allen zugut, daß nämlich Herrn von Gamp-Massaunen Rohmsdorf verkaufen wollte, das ein alter Eulenburgscher Besitz gewesen war. Der Wald hatte durch die Nonne stark gelitten, die Wiederaufforstung war dem alten Herrn wohl zu mühsam. Zuerst war der Plan so, daß meine Schwestern Romsdorf kaufen wollten und an Fritz verpachten. Es erwies sich bald als am günstigsten für alle Teile, daß wir vier Schwestern jeder 100 000 Mark gaben, Fritz der Eigentümer wurde und das Geld verzinst. Herr Rätthjen-Bollendorf war mein treuer Berater in der ganzen Angelegenheit, denn Fritz konnte ja immer nur kurz anwesend sein. Dieser fuhr auch nach Hebron-Damnitz, dem Hauptbesitz von Gamp in Pommern und machte dort mit ihm den Kauf perfekt. Im Februar 1919 holten wir die Möbel der Schwestern aus Kreppelhof, und war es ein wehmütiges Abschiednehmen von dem geliebten Ort, den ich nur noch einmal ganz flüchtig im Winter 1937 von der Teichmannsbaude aus wiedergesehen habe.

Im März 1917 brach in Rußland die Revolution aus, der Zar dankte ab und wurde zuerst mit seiner Familie nach Tobolks in Sibirien gebracht, dann in Jekaterinburg mit allen Angehörigen ermordet. Die „Sovjets“ d.h. die Arbeiter- und Soldatenräte

übernahmen die Regierung, Kerenski trat an die Spitze, die Kämpfe gingen weiter, sowohl im Norden auf der Insel Ösel, bei Riga und Dünaburg, als auch im Süden. Bald darauf wurden die „Menschewiki“ von den „Bolschewiki“ unter Lenin und Trotzki beiseitegeschoben, und diese schlossen im Dezember 1917 mit dem Prinzen Leopold von Bayern in Brestlitowsk einen Waffenstillstand, dem im März 1918 der Friede in derselben Stadt folgte. Kühlmann war unser Vertreter vom Auswärtigen Amt. Wir alle setzten die größten Hoffnungen auf diese Entwicklung.

Nie werde ich den ersten Geburtstag unseres kleinen Richard vergessen, Fritz kam auf Urlaub, und ich holte ihn mit allen Kindern in Korschen ab. Er war so erfüllt von seinem Erleben, daß er uns schon unterwegs alles berichten mußte, von den Vorverhandlungen des Waffenstillstandes in Soli mit drei russischen Armeen, die er unter General von Sauberzweig mit einer russisch bolschewistischen Kommission geführt hatte. Einem damals noch völlig ungewohnt, aber echt revolutionär, war sie aus lauter Laien, auch zwei Frauen, zusammengesetzt. Von Fachleuten waren nur zwei zaristische Generalstäbler anwesend, darunter ein Graf Lambsdorff, die die einzigen waren, die von der Materie eine Ahnung hatten. 23 Stunden, Tag und Nacht, hatten sie unaufhörlich verhandelt, General von Sauberzweig, der sehr aufgereggt war, ermüdete schließlich, aber Fritz hielt ihn bei der Stange und ließ nicht locker, bis alles unterzeichnet war.

Das Protokoll über die Sitzung und mehrere Blitzlichtaufnahmen der furchtbaren Gesellschaft brachte er mit, und hatte ich sie noch immer in den Akten. Man war so glücklich, daß der Krieg an dieser großen Front beendet war, daß die Hoffnung, mit verstärkten Kräften an der Westfront Schluß machen zu können, uns alle belebte.

10. Kapitel

Ausgang des Krieges

Motto:

*Das Unglück, welches über einzelne Menschen
oder ganze Völker zuweilen hereinbricht
wird für sie immer zum Glück,
wenn sie nicht den Mut verlieren.*

Clausewitz

Im April 1918 nahm Fritz einen langen Urlaub, da seine Hoffnungen auf ein Kavallerieschützenregiment, für dessen Aufstellung er sich sehr eingesetzt hatte, sich nicht

Vers, der sie wohl beeindruckt hatte, und der mir für ihr Erleben zutreffend schien:

Sami
*Als er, Sami, mit dir jüngst Blumen brach
in dem Garten, stach
ihn ein Bienchen und heiß schmerzte die Hand.
Weise rietest du ihm, mit Erde zu kühlen,
und der brennende Schmerz schwand.
Wird auch die Wunde, die in dem Herzen blutet,
dann erst gekühlt und geheilt,
wenn sie die Erde bedeckt?*

Nun waren in kühler Erde all ihre Wunden gekühlt, und droben im Licht alle ihre Wunden geheilt. Wie schön war es für mich in der Erinnerung, daß sie gerade noch drei Monate bei mir gewesen war. Ihrem heißen patriotischen Herzen blieb das Erleben des Zusammenbruches erspart. Wie fehlte uns allen ihr Mutterherz, man kann noch so alt werden, solches Verständnis, solche Anteilnahme, solches Mitleben findet man nur bei einer Mutter. Wie vermißten wir sie gleich im Mai bei der Diakonissen-einsegnung von Renata in der Barmherzigkeit. Sie war doch immer unser geliebter Ratgeber und unser Bindeglied gewesen, vor allem aber für Marie Eleonore und Freda als Mittelpunkt eigentlich unentbehrlich. Fritz verlor mit ihr eine sehr große Liebe, seine treue Fürsorge für Adolf hat sie ihm nie vergessen.

Mich hatte sie schon vor einiger Zeit gebeten, doch besonders für Marie Eleonore zu sorgen, wenn sie einmal nicht mehr da sein würde, auch diese Pflicht nahm Fritz mit treuer Fürsorge auf sein Herz. Die Schwestern wollten sich gern eine neue Heimat, möglichst in unserer Nähe, gründen, und es kam ein günstiger Umstand uns allen zugut, daß nämlich Herrn von Gamp-Massaunen Rohmsdorf verkaufen wollte, das ein alter Eulenburgscher Besitz gewesen war. Der Wald hatte durch die Nonne stark gelitten, die Wiederaufforstung war dem alten Herrn wohl zu mühsam. Zuerst war der Plan so, daß meine Schwestern Romsdorf kaufen wollten und an Fritz verpachten. Es erwies sich bald als am günstigsten für alle Teile, daß wir vier Schwestern jeder 100 000 Mark gaben, Fritz der Eigentümer wurde und das Geld verzinst. Herr Rätthjen-Bollendorf war mein treuer Berater in der ganzen Angelegenheit, denn Fritz konnte ja immer nur kurz anwesend sein. Dieser fuhr auch nach Hebron-Damnitz, dem Hauptbesitz von Gamp in Pommern und machte dort mit ihm den Kauf perfekt. Im Februar 1919 holten wir die Möbel der Schwestern aus Kreppelhof, und war es ein wehmütiges Abschiednehmen von dem geliebten Ort, den ich nur noch einmal ganz flüchtig im Winter 1937 von der Teichmannsbaude aus wiedergesehen habe.

Im März 1917 brach in Rußland die Revolution aus, der Zar dankte ab und wurde zuerst mit seiner Familie nach Tobolks in Sibirien gebracht, dann in Jekaterinburg mit allen Angehörigen ermordet. Die „Sovjets“ d.h. die Arbeiter- und Soldatenräte

übernahmen die Regierung, Kerenski trat an die Spitze, die Kämpfe gingen weiter, sowohl im Norden auf der Insel Ösel, bei Riga und Dünaburg, als auch im Süden. Bald darauf wurden die „Menschewiki“ von den „Bolschewiki“ unter Lenin und Trotzki beiseitegeschoben, und diese schlossen im Dezember 1917 mit dem Prinzen Leopold von Bayern in Brestlitowsk einen Waffenstillstand, dem im März 1918 der Friede in derselben Stadt folgte. Kühlmann war unser Vertreter vom Auswärtigen Amt. Wir alle setzten die größten Hoffnungen auf diese Entwicklung.

Nie werde ich den ersten Geburtstag unseres kleinen Richard vergessen, Fritz kam auf Urlaub, und ich holte ihn mit allen Kindern in Korschen ab. Er war so erfüllt von seinem Erleben, daß er uns schon unterwegs alles berichten mußte, von den Vorverhandlungen des Waffenstillstandes in Soli mit drei russischen Armeen, die er unter General von Sauberzweig mit einer russisch bolschewistischen Kommission geführt hatte. Einem damals noch völlig ungewohnt, aber echt revolutionär, war sie aus lauter Laien, auch zwei Frauen, zusammengesetzt. Von Fachleuten waren nur zwei zaristische Generalstäbler anwesend, darunter ein Graf Lambsdorff, die die einzigen waren, die von der Materie eine Ahnung hatten. 23 Stunden, Tag und Nacht, hatten sie unaufhörlich verhandelt, General von Sauberzweig, der sehr aufgereggt war, ermüdete schließlich, aber Fritz hielt ihn bei der Stange und ließ nicht locker, bis alles unterzeichnet war.

Das Protokoll über die Sitzung und mehrere Blitzlichtaufnahmen der furchtbaren Gesellschaft brachte er mit, und hatte ich sie noch immer in den Akten. Man war so glücklich, daß der Krieg an dieser großen Front beendet war, daß die Hoffnung, mit verstärkten Kräften an der Westfront Schluß machen zu können, uns alle belebte.

10. Kapitel

Ausgang des Krieges

Motto:

*Das Unglück, welches über einzelne Menschen
oder ganze Völker zuweilen hereinbricht
wird für sie immer zum Glück,
wenn sie nicht den Mut verlieren.*

Clausewitz

Im April 1918 nahm Fritz einen langen Urlaub, da seine Hoffnungen auf ein Kavallerieschützenregiment, für dessen Aufstellung er sich sehr eingesetzt hatte, sich nicht

verwirklichten. So widmete er sich der Wirtschaft und der Politik und war den ganzen Herbst über im Herrenhaus. Immer bedrohlicher gestaltete sich die innenpolitische Lage Deutschlands. Der furchtbare Winter 1917 mit seinem Kohlemangel bei grimmigster Kälte, dieser „Wruckwinter“ mit den Kohlrüben im Brot, in der Marmelade und in der Suppe, die Fleisch- und Fettknappheit erforderten ein hohes Maß von Anspruchslosigkeit, und wenn die Feldgrauen auf Urlaub kamen und fanden ihre Familien hungernd, so konnte man es ihnen nicht verdenken, daß sie im dritten Kriegsjahr müde und verzagt waren. Bethmann war schon im April 1917 zurückgetreten, sein Nachfolger Dr. Michaelis blieb nur drei Monate Kanzler. Im April erfolgte die sogenannte „Osterbotschaft“ des Kaisers als König von Preußen, das heißumstrittene Wahlrecht betreffend, das nun auch für das Preußische Abgeordnetenhaus dem Reichstagswahlrecht angeglichen werden sollte, ebenso das Herrenhaus zeitgemäßer zu gestalten sei. Es erfolgte aber alles zu spät und konnte bei der außenpolitischen Lage nichts mehr ändern. Gleich nach dem Amtsantritt von Michaelis brachten die Sozialdemokraten mit dem linken Flügel des Zentrums unter Erzberger eine Friedensresolution ein, im August folgte eine Friedenskundgebung des Papstes Benedikt XV, die von Deutschland und Österreich in entgegenkommender Weise beantwortet wurde, England und Frankreich aber wiesen die Friedensvermittlung des Vatikans ab.

Im Januar 1918 gab Präsident Wilson sein Friedensprogramm bekannt. Die berühmten 14 Punkte wurden dem Reichskanzler, Graf Hertling, der seit dem November 1917 am Ruder war, und auch von dem Österreicher, Graf Czernin, für eine gute Verhandlungsbasis erklärt, von den Alliierten aber ignoriert.

Am 21. März 1918 begann die große Frühjahrsoffensive im Westen, als letzter Versuch, die Feinde zu schlagen. Die Erfolge waren zuerst so erstaunlich, so unbegreiflich, brachten dem Feinde solche Gefangenens- und Geländeverluste, daß es wie ein Wunder erschien. Paris und Amiens konnten beschossen werden und auch in Flandern ging es von Erfolg zu Erfolg. Bis zum Juni dauerte der Vormarsch, über 200.000 Gefangene wurden gemacht, Tausende von Geschützen erobert, so hob sich bei uns allen die Hoffnung, daß alles noch zu gutem Ende kommen würde. Im Juli aber begann unter Generalissimo Foch, der zum einheitlichen Führer aller Streitkräfte ernannt wurde, und der die frischen Truppen der Amerikaner mit ihren vielen Panzern einsetzen konnte, die große Gegenoffensive. Wir aber hatten unsere letzte Kraft eingesetzt, um zum Frieden zu gelangen, es gab keine Reserven mehr an Menschen, an Material und an innerer Kraft. Die von Kapp gegründete „Vaterlandspartei“ wollte ein neues Feuer anzünden, aber das materielle und ideelle Brennmaterial war nicht mehr vorhanden. Die ganze Front wurde Anfang September nach schweren Abwehrkämpfen auf die Siegfriedlinie zurückgenommen. Einen Ort nach dem anderen mußten wir räumen. Anfang Oktober nahm Hertling seinen Abschied, und es wurde eine neue Regierung gebildet unter dem Prinzen Max von Baden, bestehend aus dem Zentrum, den Freisinnigen und Sozialdemokraten, die mit allen parlamentarischen Befugnissen versehen war.

Ludendorff ging, nachdem er am 4. Oktober durch Wilson ein Waffenstillstandsgesuch eingereicht hatte, und wurde durch Groener ersetzt. Fritz kam mit dieser Nachricht zu mir in den Roten Salon, es erschien uns so unglaublich, die Vollständigkeit unserer Niederlage so unbegreiflich, so erschütternd, daß wir uns beide der Tränen nicht schämten, die diese Kunde hervorrief.

Nach längeren Verhandlungen wurde am 11. November in Compiègne der Waffenstillstand geschlossen, der durch die Eigenmächtigkeit von Erzberger ganz ungeheuerliche Bedingungen enthielt.

Fritz war Ende Oktober viel in Berlin, ging auch zum Kanzler, der sein Regimentskamerad war, aber alle Vorhaltungen, alle Warnungen nützten nichts mehr, die Welle war zu stark, die über uns hinwegging. Anfang November kam es zu Meutereien in Kiel, wo die Marinemannschaften sich dem Befehl widersetzten, an die holländische Küste auszulaufen. Blitzartig griff die gleiche Bewegung in allen deutschen Städten um sich. Am 9. November wurde die Thronentsagung des Kaisers und der Thronverzicht des Kronprinzen vom Prinzen Max von Baden in Berlin proklamiert, noch ehe die letzte Entscheidung darüber aus dem Großen Hauptquartier vorlag. Dieser Umstand ist dem Prinzen sehr verdacht worden und führte zu seiner Entfernung aus dem Offizierskorps der Gardekürassiere. Dem Kaiser hatte man die drohende blutige Revolution in Berlin, falls er nicht entsage, so glaubhaft gemacht, auch war schon lange vom Ausland her die Parole ausgegeben „Kein Frieden mit dem Kaiser“, er ist und bleibt der Hinderungsgrund für eine Verständigung“, daß man seinen Schritt begreifen konnte. Wie die Verständigung dann in Versailles aussah, wie die 14 Punkte, auf Grund deren wir um den Waffenstillstand gebeten hatten, unter den Tisch fielen, das haben wir das Jahr darauf erlebt. Alle deutschen Fürsten dankten ab, Ebert wurde Reichskanzler, Soldaten-, Arbeiter- und Bauernräte wurden ausgerufen, hielten sich aber nicht lange am Leben.

Über den unglücklichen Entschluß des Kaisers, nach Holland zu gehen, ist so viel geschrieben worden, daß ich mich nicht lange darüber auslassen will. Ich bin nur der festen Überzeugung, daß der Kaiser es nicht aus Feigheit getan hat, sondern lediglich um seine Person aus dem Wege zu räumen. Wenn zwei Persönlichkeiten in diesen unglückseligen Tagen in Spa gewesen wären, wäre es nie zu dem traurigen Entschluß gekommen. Die Kaiserin hätte es aus dem ihr eigenen gesunden Menschenverstand und ihrer Herzensklugheit zu verhindern gewußt, und ebenso August Eulenburg, der aber nicht mehr Oberhofmarschall, sondern Hausminister und als solcher in Berlin war. Sein kluger Kopf und sein feines Empfinden für das, was richtig war, hätte ebenfalls den Ausschlag gegeben. Als der Kaiser im Oktober längere Zeit in Berlin war, freuten wir uns, als er wieder an die Front und zur Truppe ging, aber wir hatten unrecht, wäre er in Berlin geblieben, wäre vieles anders gelaufen.

Die Kaiserin hatte vom Neuen Palais in Potsdam aus, als die Unruhen ausbrachen,

sofort in das Berliner Schloß gewollt, weil sie meinte, dort sei ihr Platz, doch war dieses schon von meuternden Truppen besetzt.

Es ist vielleicht hier die Stelle, um einige Worte über diese Frau zu sagen, die zwar nach einer Äußerung ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin Friedrich, nur die drei K-s kannte: Kirche, Kinder, Küche; die aber doch in ihrem Auftreten und Erscheinen in der Öffentlichkeit so lauter und unantastbar, so geradlinig und warmherzig war, auch das Familienleben am kaiserlichen Hofe so vorbildlich führte, daß keine Verunglimpfung sich an sie heranwagte. Was sie im Kriege an Fürsorge, an Besuchen in Lazaretten und dergl. geleistet hat, war erstaunlich. „Wenn ich in den Lazaretten die vielen Leidenden sehe, dann weiß ich erst, was das Wort „Landesmutter“ bedeutet“, sagte sie. Ihr Herz hat diesem vielen mütterlichen Kummer auch nicht Stand gehalten. Als noch die große Sorge um den Ausgang des Krieges hinzukam und sie im August 1918 in Wilhelmshöhe einen sehr ernsten Brief des Kaisers erhielt, brach sie völlig zusammen. In weiser Voraussicht verbrannte sie ihre ganze Korrespondenz, mit der später übelwollende Menschen bestimmt nur Unheil angerichtet hätten. Sehr schweren Herzens verließ sie Deutschland, um dem Kaiser zu folgen, in Doorn konnte sie nur noch im Rollstuhl gefahren werden.

Treue Liebe in der Heimat hat versucht, dem Kaiserpaar in der Fremde kleine Freuden zu bereiten, so schenkten ihm die schleswig-holsteinischen Frauen ungezählte Rosenpflanzen, wir ostpreussischen Frauen wollten ihm ein Gespann Trakhener Pferde schenken, doch wurde es uns ausgedrückt, da in Doorn weder Platz noch Fahrgelegenheit vorhanden waren. Wir stifteten eine verkleinerte Nachbildung der Touaillon'schen Amazone, die früher vor der Nationalgalerie stand und jetzt im Tiergarten ist, sie wurde im Park in Doorn aufgestellt.

Am 11. April 1921 schloß die Kaiserin die Augen, die in den letzten Jahren viel geweint hatten, und kehrte im Sarge in die Heimat zurück. Wie sich aber dieser Leichenkondukt vollzog und ungehindert durch die Polizei und die Behörden vollziehen durfte, das sprach für die hohe Achtung, die ihr auch weiter entgegengebracht wurde. Der Zug rollte durch Deutschland, auf jedem Bahnhof warteten die Leute zu Hunderten und zu Tausenden, Kriegervereine und Frauenverbände hatten sich aufgestellt. Sie sangen Sterbechoräle, wenn der Zug einlief; in Emmerich, Hamm, Bielefeld, Hannover und besonders in Magdeburg, wo die Menge den Lieblingschoral der Kaiserin: „Jesu geh voran“ anstimmte, muß der Eindruck überwältigend gewesen sein.

Die schweigenden Massen, die den Weg von der Station Wildpark bei Potsdam bis zum „Antiken Tempel“ am Neuen Palais umsäumten, gaben ein beredtes Zeugnis für die Liebe, die die Kaiserin gesät und geerntet hatte. Die vordersten Reihen knieten nieder, um den Dahinterstehenden den Blick frei zu geben. Meine Schwiegermutter und Lenor waren bei der Feier zugegen und standen als Ehrenwache am Sarge, an dem ich auch später einen Blumengruß niederlegen durfte.

An allen Orten fluteten die Menschen zu den Trauergottesdiensten, wir hatten in Leunenburg am 17. eine Feier. In der Begräbnisstunde war ich in der Barmherzigkeit zu einer Gedächtnisstunde, und Graf Brünneck hielt in der Stadthalle eine sehr beeindruckende Gedächtnisfeier.

Der Kaiser schrieb in seinen Erinnerungen: „Was die verewigte Kaiserin mir als Lebensgefährtin und meinem Volk als Landesmutter in vier Jahrzehnten in guten und bösen Tagen gewesen ist, steht unausschöpflich in meinem Herzen eingegraben. Die Sprache ist zu arm, um der Dankbarkeit und Verehrung Ausdruck zu geben, die ich der Verewigten schulde. Sie hat wahrlich nach dem Bibelwort „getan, was sie konnte“. In der Erinnerung des Deutschen Volkes wird ihrem Bilde ein Ehrenplatz geweiht sein neben dem der Königin Luise, der auch das Unglück ihres Vaterlandes das Herz gebrochen hat.

Als die Russen 1945 nach Potsdam kamen, haben sie den Steinsarkophag der Kaiserin nicht beschädigt, leider aber die Särge des Prinzen Eitel Friedrich und des Prinzen Wilhelm.

Auch der Kaiser hat aus der Heimat noch so manchen Liebesbeweis erhalten, eine tiefe Freude war es für ihn, als bei der Besetzung Hollands im Jahre 1940 deutsche Offiziere und Mannschaften nach Doorn kamen. Die Freude darüber war auf beiden Seiten so groß, daß die nationalsozialistische Partei den Umgang unterband. Das Telegramm, das der Kaiser nach der Eroberung Frankreichs an Hitler richtete, zeugte von seiner Großzügigkeit.

Manch einer hat uns aus Doorn erzählt, daß der Kaiser ohne Klage, ohne Anklage, ohne Bitterkeit, ohne die Schuld bei anderen zu suchen, im festen Glauben an Gottes Fügung gelebt hat, sich seinen vielen Interessen widmend. 1941, ein Jahr nach dem traditionellen Sterbejahr der Hohenzollern, verschied er. Seine Leiche durfte nicht nach Deutschland gebracht werden, sie ruht in einer Kapelle im Doorner Park.

Wie schwer wir den Sturz der Monarchie empfanden, kann sich die jetzige Generation nicht mehr vorstellen, wenn auch die Tradition, des Kaisers bei großen Familienfesten zu gedenken, noch von Mortimer übernommen wurde. Der ganze Zusammenbruch Deutschlands war für uns ein viel schwereres Erleben als der von 1945, wenn er auch objektiv gesehen nicht so vollständig war. Erstens kam er unerwarteter, zweitens war die Höhe, aus der wir stürzten, eine ganz andere, und drittens gehörte damals alles untrennbar zusammen. Das Anliegen der Regierung war auch unser Anliegen, was leider im Zweiten Weltkrieg durch die Auswüchse des Hitlersystems nicht mehr der Fall war. Ich halte noch jetzt eine konstitutionelle Monarchie für die beste und auch jetzt zeitgemäße Verfassung.

Schopenhauer sagte einmal: Der große Wert, ja die Grundidee des Königtums, scheint

mir darin zu liegen, daß, weil Menschen Menschen bleiben, einer s o hoch gestellt, ihm s o viel Macht, Reichtum, Sicherheit und absolute Unverletzlichkeit gegeben werden muß, daß ihm für sich nichts zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten bleibt, wodurch der ihm, wie jedem innewohnenden Egoismus gleichsam durch Neutralisation vernichtet wird, und er nun, gleich als wäre er kein Mensch, befähigt ist, Gerechtigkeit zu üben und nicht mehr s e i n , sondern allein das öffentliche Wohl im Auge haben kann. Dies ist der Ursprung des gleichsam übermenschlichen Wesens, welches überall die Königswürde begleitet und sie so himmelweit von der bloßen Präsidentsur unterscheidet. Allerdings ist das Volk souverain, jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverain, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß und nie seine Rechte selber verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen, zumal er, wie alle unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.“

11. Kapitel

Nachkriegszeit

Motto:

Es gibt Epochen, wo die Geschichte gleichsam auf dem Webstuhl weitergewoben wird, gerade oder schief, geschickt oder ungeschickt, doch immerhin so, daß Kette und Schuß gegeben und im Wesentlichen gebunden sind.

Dann aber kommen Zeiten, wo zu einem neuen Gewebe die Fäden erst eingetragen, die Art des Stoffes und das Muster erst bestimmt und dadurch zweckmäßige Anordnung gesichert werden.

In einer solchen Zeit stehen wir heute.

Chamberlain

So vernichtend das Erleben des Kriegsendes, so war doch der Wille zum neuen Aufbau nicht getötet. In musterhafter Ordnung und als eine Präzisionsarbeit des Generalstabes vollzog sich in denkbar kürzester Frist der Rückzug der Truppen über den Rhein, und wenn sich leider auch bei der Heimkehr der Soldaten, vor allem in Berlin, höchst unwürdige und bedauerliche Szenen abspielten, so rückten doch viele Regimenter in der schönsten militärischen Ordnung in ihre Heimatgarnisonen ein, so das 1. Regiment in Königsberg, das 1. Garderegiment in Potsdam und viele andere.

Mitte Januar hatten wir in Prassen die Begrüßung der heimgekehrten Krieger der Begüterung. 75 Mann verspeisten im Herrensaal zwei Stück Damwild, und ungezählte Fla-

schen Moselwein wurden geleert. Unsere Kinder waren eifrig bei der Bedienung beschäftigt, in der Romsdorfer Schule fand dieselbe Feierlichkeit statt. Fritz hielt sehr ernste Reden, wie er denn auch gleich nach dem Zusammenbruch auf dem Speicher in Prassen eine sehr scharfe und eindringliche Sprache gehalten hatte, die einem Teil der Leute nicht genehm war.

Analog den Arbeiter- und Soldatenräten, wurden auf dem Lande die Bauernräte gebildet, Fritz wurde mit dem Speichermeister Schwark zusammen in den Kreisbauernrat gewählt, dessen Vorsitzender er schon Ende November wurde, und kam mit einem Arbeiter als Delegierter des Kreises Rastenburg in den Provinzialbauernrat. Anfang Januar fand ein „Außerordentlicher Provinziallandtag“ in Königsberg statt, der sich mit der Bildung eines Grenzschutzes befaßte; die Bolschewisten waren schon bis Lyck vorgestoßen, was sich 1921 noch einmal wiederholte, und die Lage war eine sehr ernste. Fritz war viel unterwegs, in Dönhofsstadt wurde eine Kompanie aufgestellt, gegen innere Unruhen wurde die Heimatwehr gegründet, Fritz hielt häufig Schießübungen in der Damrau ab. Er war auch stark an der Gründung des Heimatbundes beteiligt, den der prächtige Herr von Hassel später leitete. Dieser Bund hatte sich die Verteidigung der Provinz gegen Russen und Polen zur Aufgabe gemacht, große pekuniäre Opfer wurden von den wohlhabenden Kreisen gebracht.

Am 19. Januar 1919 sollten die Wahlen für die Nationalversammlung stattfinden, und langsam kristallisierten sich die neuen Parteien heraus. Fritz wurde Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Deutschnationalen in Ostpreußen. Zum ersten Mal beteiligten sich auch Frauen an der Wahl. Es war uns dies ein völliges Novum, die Beteiligung war sehr rege, aber die Hoffnung der Linken, daß gerade die Frauen ihnen viele Stimmen bringen würden, erfüllten sich nicht, im Gegenteil, die weibliche Beteiligung erwies sich als ein retardierendes Moment. Ende Januar erfolgte die Wahl zum Provinziallandtag und im Mai die zum Kreistag, Fritz wurde in beide Körperschaften gewählt, bald auch in die Ausschüsse derselben. Mit diesen Wahlen waren die verschiedenen „Räte“ wieder aufgelöst, Fritz hatte viel mit den Vorbereitungen zu tun, Reden zu halten, Besprechungen zu führen, was sich in den kommenden 15 Jahren so unendlich oft wiederholen sollte. In Leunenburg waren bei der Wahl zur Nationalversammlung fast doppelt so viele deutschnationale Stimmen wie sozialdemokratische, für die ersten Wahlen ein erstaunliches Ergebnis. Die Provinz aber schickte 8 Sozialdemokraten und nur 6 bürgerliche Abgeordnete nach Weimar, das unsere Ausweighthauptstadt wurde, wie neue demokratische Regierungen sie zu brauchen scheinen.

Der Arbeitgeberverband wurde gegründet, später der Landwirtschaftsverband, in beiden war Fritz ein tätiges Vorstandsmitglied, kam auch in den Reichsarbeitgeberverband in Berlin und brachte in tage- und nächtelangen Verhandlungen die neuen Landarbeitertarife zum Abschluß. Er kam dabei zum ersten Mal mit dem Reichskommissar August Winnig in Berührung, der sich in Königsberg mit der energischen Unterdrückung eines Aufstandes im März 1919 einen guten Namen gemacht hatte. Die soge-

mir darin zu liegen, daß, weil Menschen Menschen bleiben, einer s o hoch gestellt, ihm s o viel Macht, Reichtum, Sicherheit und absolute Unverletzlichkeit gegeben werden muß, daß ihm für sich nichts zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten bleibt, wodurch der ihm, wie jedem innewohnenden Egoismus gleichsam durch Neutralisation vernichtet wird, und er nun, gleich als wäre er kein Mensch, befähigt ist, Gerechtigkeit zu üben und nicht mehr s e i n , sondern allein das öffentliche Wohl im Auge haben kann. Dies ist der Ursprung des gleichsam übermenschlichen Wesens, welches überall die Königswürde begleitet und sie so himmelweit von der bloßen Präsidentsur unterscheidet. Allerdings ist das Volk souverain, jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverain, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß und nie seine Rechte selber verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen, zumal er, wie alle unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.“

11. Kapitel

Nachkriegszeit

Motto:

Es gibt Epochen, wo die Geschichte gleichsam auf dem Webstuhl weitergewoben wird, gerade oder schief, geschickt oder ungeschickt, doch immerhin so, daß Kette und Schuß gegeben und im Wesentlichen gebunden sind.

Dann aber kommen Zeiten, wo zu einem neuen Gewebe die Fäden erst eingetragen, die Art des Stoffes und das Muster erst bestimmt und dadurch zweckmäßige Anordnung gesichert werden.

In einer solchen Zeit stehen wir heute.

Chamberlain

So vernichtend das Erleben des Kriegsendes, so war doch der Wille zum neuen Aufbau nicht getötet. In musterhafter Ordnung und als eine Präzisionsarbeit des Generalstabes vollzog sich in denkbar kürzester Frist der Rückzug der Truppen über den Rhein, und wenn sich leider auch bei der Heimkehr der Soldaten, vor allem in Berlin, höchst unwürdige und bedauerliche Szenen abspielten, so rückten doch viele Regimenter in der schönsten militärischen Ordnung in ihre Heimatgarnisonen ein, so das 1. Regiment in Königsberg, das 1. Garderegiment in Potsdam und viele andere.

Mitte Januar hatten wir in Prassen die Begrüßung der heimgekehrten Krieger der Begüterung. 75 Mann verspeisten im Herrensaal zwei Stück Damwild, und ungezählte Fla-

schen Moselwein wurden geleert. Unsere Kinder waren eifrig bei der Bedienung beschäftigt, in der Romsdorfer Schule fand dieselbe Feierlichkeit statt. Fritz hielt sehr ernste Reden, wie er denn auch gleich nach dem Zusammenbruch auf dem Speicher in Prassen eine sehr scharfe und eindringliche Sprache gehalten hatte, die einem Teil der Leute nicht genehm war.

Analog den Arbeiter- und Soldatenräten, wurden auf dem Lande die Bauernräte gebildet, Fritz wurde mit dem Speichermeister Schwark zusammen in den Kreisbauernrat gewählt, dessen Vorsitzender er schon Ende November wurde, und kam mit einem Arbeiter als Delegierter des Kreises Rastenburg in den Provinzialbauernrat. Anfang Januar fand ein „Außerordentlicher Provinziallandtag“ in Königsberg statt, der sich mit der Bildung eines Grenzschutzes befaßte; die Bolschewisten waren schon bis Lyck vorgestoßen, was sich 1921 noch einmal wiederholte, und die Lage war eine sehr ernste. Fritz war viel unterwegs, in Dönhofsstadt wurde eine Kompanie aufgestellt, gegen innere Unruhen wurde die Heimatwehr gegründet, Fritz hielt häufig Schießübungen in der Damrau ab. Er war auch stark an der Gründung des Heimatbundes beteiligt, den der prächtige Herr von Hassel später leitete. Dieser Bund hatte sich die Verteidigung der Provinz gegen Russen und Polen zur Aufgabe gemacht, große pekuniäre Opfer wurden von den wohlhabenden Kreisen gebracht.

Am 19. Januar 1919 sollten die Wahlen für die Nationalversammlung stattfinden, und langsam kristallisierten sich die neuen Parteien heraus. Fritz wurde Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Deutschnationalen in Ostpreußen. Zum ersten Mal beteiligten sich auch Frauen an der Wahl. Es war uns dies ein völliges Novum, die Beteiligung war sehr rege, aber die Hoffnung der Linken, daß gerade die Frauen ihnen viele Stimmen bringen würden, erfüllten sich nicht, im Gegenteil, die weibliche Beteiligung erwies sich als ein retardierendes Moment. Ende Januar erfolgte die Wahl zum Provinziallandtag und im Mai die zum Kreistag, Fritz wurde in beide Körperschaften gewählt, bald auch in die Ausschüsse derselben. Mit diesen Wahlen waren die verschiedenen „Räte“ wieder aufgelöst, Fritz hatte viel mit den Vorbereitungen zu tun, Reden zu halten, Besprechungen zu führen, was sich in den kommenden 15 Jahren so unendlich oft wiederholen sollte. In Leunenburg waren bei der Wahl zur Nationalversammlung fast doppelt so viele deutschnationale Stimmen wie sozialdemokratische, für die ersten Wahlen ein erstaunliches Ergebnis. Die Provinz aber schickte 8 Sozialdemokraten und nur 6 bürgerliche Abgeordnete nach Weimar, das unsere Ausweighthauptstadt wurde, wie neue demokratische Regierungen sie zu brauchen scheinen.

Der Arbeitgeberverband wurde gegründet, später der Landwirtschaftsverband, in beiden war Fritz ein tätiges Vorstandsmitglied, kam auch in den Reichsarbeitgeberverband in Berlin und brachte in tage- und nächtelangen Verhandlungen die neuen Landarbeitertarife zum Abschluß. Er kam dabei zum ersten Mal mit dem Reichskommissar August Winnig in Berührung, der sich in Königsberg mit der energischen Unterdrückung eines Aufstandes im März 1919 einen guten Namen gemacht hatte. Die soge-

nannte „Volkswehr“, größtenteils aus Matrosen bestehend, wollte das Schloß stürmen, und es kam zu heftigen Kämpfen auf dem Münzplatz. August Winnig, damals noch ganz in sozialdemokratischen Ideen befangen, schrieb mir nach Fritz' Tod, er habe bei diesen Tarifverhandlungen zum ersten Mal erfahren, daß ein hocharistokratischer Großgrundbesitzer so soziale Gedanken haben könne.

Langsam wurden die entsetzlichen Friedensbedingungen aus Versailles bekannt. Die Ohnmacht, in die uns die Revolution gestürzt hatte, lähmte uns so, daß Scheidemanns Ausspruch: „Die Hand müsse verdorren, die diesen Frieden unterschriebe“, eine leere Geste blieb. Häufig besuchten uns die Herren vom Oberkommando Nord aus Bartenstein, u.a. Herr v. Fritsch, der später so bekannte General. Immer wurde über die Abwehr der Polen im Süden der Provinz und in Westpreußen konferiert, die Stimmung der Truppen war eine sehr gute. Herr von Oldenburg-Januschau war in derselben Angelegenheit bei uns, voller Zuversicht, daß Westpreußen gegen die Besitznahme der Polen verteidigt werden würde. Grausam wurden wir bald darauf enttäuscht und alle unsere Hoffnungen auf einen Widerstand im Osten zu Schanden, als am 28. Juni, dem „dies ater“ von Serajewo, in Weimar der Friede von Versailles angenommen und alles stillschweigend abgegeben wurde.

Clémenceau, der auf Antrag Wilsons Vorsitzender der Friedenskonferenz geworden war, hatte seinem ganzen Deutschenhaß die Zügel schießen lassen, allein die Gebietsabtretungen erstreckten sich auf Elsaß-Lothringen, Posen, Westpreußen, Teile von Ostpreußen sowie von Oberschlesien und Schleswig, Eupen-Malmedy und sämtliche Kolonien. 100.000 Mann wurden uns als Reichswehr gestattet, und 15.000 Matrosen durften gehalten werden. Dazu kamen alle die wirtschaftlichen Bestimmungen, die Naturalleistungen und die Kriegsentschädigungen. Der Blick in die Zukunft war trostlos, wir sollten erst nach Jahren die Folgen dieses „Friedens“ spüren, aber auch die Feinde, sofern sie ehrlich waren, mußten später einsehen, welchen Schaden sie ganz Europa durch diesen Gewaltfrieden zugefügt hatten. Die Anklage gegen Kaiser Wilhelm II. lautete: „Wegen schwerster Verletzung des Internationalen Sittengesetzes“. Seine Auslieferung sowie die aller Personen, die wegen Verstoßes gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges angeklagt wurden, wurde verlangt. Holland war später so anständig, die Auslieferung des Kaisers zu verweigern. Die anderen Personen kamen 1921 vor das Reichsgericht. Soviel ich mich entsinne, verlief alles ohne Erfolg.

In unser persönliches Leben fiel in diese aufregende und arbeitsreiche Zeit ein schweres Erleben. Unser kleiner Richard, der unser Sonnenschein und Glück gerade in den dunklen Monaten gewesen war, erkrankte Ende Januar an der Ruhr, wir zogen den Königsberger berühmten Arzt Frohmann hinzu, aber es gelang allen ärztlichen Bemühungen und der treuen Pflege von Fr. Wagner nicht, das kleine Leben zu retten. In der Nacht zum 1. Februar tat er den letzten Atemzug, und wir bahrten seine Hülle mit den feinen zarten Zügen in Fritzens Wohnstube auf. Der Schmerz der Geschwister war so groß, er war der Liebling aller gewesen. Wenn Mortimer am Sonnabend nach-

mittag aus Bartenstein kam, ging Richard nicht von seinem Schoß, ebenso, wenn Fritz an seinem Schreibtisch arbeitete, saß er still und friedlich bei ihm, mit der komischen hochbeinigen Krähe spielend, kam man an sein Bett, so umarmte er einen strahlend und sagte immer wieder: „Liebhaben, liebhaben!“ Armgard vermißte den kleinen Stubengenossen besonders und weinte ihm jeden Abend nach. Viele liebe Verwandte und freunde brachten mit uns den kleinen Sarg in die Gruft, und wir stellten ihn neben seinen Großvater, dessen Namen er getragen. Häufig ging ich mit den Kindern zu ihm, und wir sangen:

*„Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben,
so büßt man sie nicht ein,
sie werden nur dort droben beim Vater aufgehoben,
damit sie unverloren sein.“*

Fr. Balzer schrieb mir später folgende Verse:

*Es stahl sich aus deinen Händen ach nur eine kleine Hand,
Kann keiner als du nur sagen, wie fest sie euch verband,
Es bleichte an deinem Himmel ach nur ein kleiner Stern,
Wie hattest du doch sein Leuchten so über die Maßen gern;
Es ging aus deinem Leben ach nur ein kleiner Schritt,
Doch so viel sel'ge Freude und Wonne nahm er mit.
Es riß sich aus deiner Seele ach nur ein kleines Herz,
Kann keiner als du verstehen, wie bitter war der Schmerz.
Und blühen wie junge Rosen deine Kinder groß und klein,
Fehlt doch in deinem Strauße ein zartes Blümelein.
Doch heute zur Jahreswende hörst rufen du dein Kind
Und spürst die kleinen Hände dich kosen weich und lind.
Heut fühlst du seine Nähe wie Flügelwehn zur Stund,
Als ob ein Englein gehe und küsse dich auf den Mund.*

* * *

Nach dem Tode Pfarrer Neumanns wurde nach längerem Interregnum im März 1919 Pfarrer Ewert in Leunenburg feierlich eingeführt, er wohnte schon seit einigen Wochen bei uns. Durch lange Jahre blieb er unser treuer Seelsorger, der unsere Kinder taufte und einsegnete und später auch Armgard traute. Es verband uns mit ihm und seiner Frau, deren schöne Stimme uns oft erfreute, und mit seinen reizenden 6 Söhnen eine herzliche Freundschaft, wie sie in den früheren Generationen zwischen Patron und Geistlichen auch üblich gewesen war.

Als Pfarrer Ewert uns verließ, zog im Herbst 1928 Pfarrer Ellmer, aus einer Salzburger Familie stammend, in Leunenburg ein, ein sehr innerlicher und gewissenhafter Geistlicher, er gestaltete die Liturgie zu dem jeweiligen Predigttext passend so schön, wie ich es sonst selten erlebte. Seine Hausdame, Fr. Einars, war lebhaft von dem Missionsbefehl erfaßt, hatte viele Beziehungen zur indischen Mission, und rief bei

uns einen Missionsnähverein ins Leben, den wir auch unter Frau Dettmar aufrecht erhielten, und der uns mit den wöchentlichen Zusammenkünften vieler Frauen im Pfarrhaus reiche Anregung und Freude brachte. Pfarrer Dettmar kam 1932 zu uns, und wir kamen bald in ein herzliches Freundschaftsverhältnis. Ihre Kinder im Alter meiner Enkelkinder wuchsen in Leunenburg heran, und besonders in den Jahren, als Pfarrer Dettmar im Felde war und ich den Organisten vertrat, haben Frau Dettmar und ich viel und gern zusammen gearbeitet, wobei ich auch den alten pensionierten Lehrer Schirrmann aus Kaltwang in all seiner Originalität als Lektor erwähnen muß.

Leunenburg hatte mit seinen Seelsorgern immer Glück gehabt, in hundert Jahren waren nur drei Geistliche dort gewesen, Vater und Sohn Gemmel und Pfarrer Neumann, der 1918 heimging. Dieser Umstand hatte der ganzen Gemeinde ein überlieferungsreiches und stetiges Gepräge gegeben.

Der unruhige Winter 1919 brachte uns viele Gäste, die Züge von Korschen gingen unregelmäßig, und wenn sie abends ausfielen, dann kamen die Bekannten zu uns. Ferdinand Alvensleben hatte für Prassen den Namen geprägt: „Das Haus zum geduldigen Lämmlein“.

Mortimer war im Oktober 1918 nach Bartenstein auf die Schule gekommen, der erste Abschied von einem Kinde beeindruckte mich tief, es war, als würde ein Stück Leben von einem abgeschnitten, trotzdem wir jedes Wochenende ein Wiedersehen feierten. Zu Ostern kam er stolz mit der blauen Sekundanermütze nach Hause.

Martin Böhm kam für ein Jahr als Werners Schulgenosse zu uns, Herr Kowalski und Herr Schulz machten sich nacheinander um die jungen Herren verdient.

Am 26. April 1919 schloß Carl in Wicken die Augen, ich schrieb dazu in meine Chronik: „Der treueste und wärmste Freund, der engeren und weiteren Familie, geht mit ihm dahin, die Not des Vaterlandes hat ihm das Herz gebrochen. Alle Kinder konnten von ihm Abschied nehmen, außer Albrecht, von dem nun seit fast einem Jahr kein Lebenszeichen mehr aus Sibirien angelangt ist.“

Ich konnte die Trauerfeierlichkeiten in Wicken nicht mitmachen, denn am 18. Mai, dem Geburtstag meiner Schwester Marie-Eleonore, erblickte unsere Else das Licht der Welt. Sie war ein Sonntagskind, an einem sonnigen Maimorgen geboren und ist mir ihr junges Leben lang ein Sonnenkind geblieben. Der Vers:

Ein Kindesauge, ein Maientag,
Das sind zwei Himmelsgaben,
Daran ein Menschenherz sich mag
In Ewigkeit erlaben,

paßte auf sie.

Am 13. Juni, dem Geburtstag meiner Mutter, taufte wir das liebe Kind nach ihr. Es war ein wunderbarer Sommertag, und wir saßen dankbaren Herzens bis zum späten Abend auf der Veranda. Ein Gast meinte, eine Taufe sei doch das schönste Familienfest, bei dem sich Dank und Hoffnung die Hand reichten. Ende Juni hielt ich mit allen Kindern meinen Kirchgang.

Vom Vaterländischen Frauenverein wurden in den Jahren viele Kurse abgehalten, die auch ich in Leunenburg und Korschen in Gang setzen mußte, Kranken- und Kinderpflege, Mütterberatung und Kochkurse wechselten ab. In Königsberg hatten wir den ersten großen dreitägigen Landfrauentag, der sehr interessant war, stellte doch die neue Zeit auch an die Landfrauen neue Ansprüche.

1921 wurde der Korscher Vaterländische Frauenverein selbständig, was eine große Entlastung für mich bedeutete, ich war der Arbeit, bei der ständig zunehmenden Bevölkerung des großen Eisenbahnknotenpunktes nicht mehr gewachsen. Korschen hatte früher ganz zu der Gemeinde Leunenburg gehört, bis eine eigene Kirche errichtet wurde, mein Schwiegervater hatte die Ziegel dazu gestiftet und erlebte noch die Einweihung derselben, doch wurde erst später eine eigene Pfarrstelle eingerichtet.

Jeden Sommer kamen die fünf Kinder meiner verstorbenen Schwester Platen in den Ferien zu uns, es herrschte dann ein reges Leben in der Kinder- und Jugendschar, Reiten und Baden, Musizieren und Zeichenunterricht ließen die Tage schnell und lustig vergehen. Kurze Ausflüge nach Rauschen oder Neuhäuser, Rennen der Schippenbeiler Artillerie auf dem Romsdorfer Klee, von Werner auf der Gerda begleitet, trugen zur Unterhaltung bei. Kleine Hauskonzerte wurden veranstaltet, Gerda spielte Geige, Maguell saß am Klavier und Agnes am Harmonium, Frau Pfarrer Ewert, Frau Krause-Wettin und Frl. Rätjen wirkten mit, ja, sogar Tante Anna Schmidtseck und Tante Olga ließen sich hören. Die Baronin Campenhausen kam aus Dönhofsstädt und erfreute uns oft durch ihr inniges zartes Spiel, auch das damalige „Wunderkind“ Konrad Hansen, der in Tolksdorf zu Gast war, ließ sich hören und erstaunte uns durch seine Kunst. Mit seinen ungefähr 10 Jahren spielte er uns Stücke wie den Schumann'schen Karneval oder Beethoven'sche Sonaten vor und lief dann an die Orangerie, um mit den Kindern im Sande zu spielen.

Unter den Gästen genoß die hundertjährige Baronin Lieven aus Döhrings diese Nachmittage am meisten. So schön diese Ferienzeiten waren, so besinne ich mich doch, daß der Schulanfang für mich ein kleines Aufatmen bedeutete.

Die Offiziersfamilie Breithaupt zog zu uns nach Döhrings und später nach Prassen. Sie hatten der Abstimmung wegen aus Allenstein fortgemußt. Ali Breithaupt wurde eine große Freundin unserer Kinder.

Zwei alte Baltendamen Fircke und Rönne waren lange unsere Hausgenossen, dazu

stellten sich mit zunehmender Inflation wieder viele Sommerfrischler ein. Drei ehemalige Wachtmeister der Gardekürassiere mit ihren Frauen kamen öfters zur Erholung zu uns. Der gute Wendt, der mit treuer Liebe an uns hing, war unser jährlicher Gast, und auch Vicky Schweinitz war viele Sommer mit ihrer lieben Jugend bei uns. Drei der prächtigen Söhne ließen ihr Leben im zweiten Weltkrieg.

Die Zwangswirtschaft wurde im Sommer 1919 aufgehoben, und Fritz schickte viele Kartoffeln und Hülsenfrüchte nach Königsberg, vor allem an die Studentenküche. Leider war es ein sehr kaltes Jahr, die Bohnen und Peluschen wurden erst Anfang Oktober eingefahren, und viele Kartoffeln und Rüben froren ein.

Der Winter 1920 brachte uns einen schönen, monatelangen Besuch meiner Schwiegermutter und Lenore, bei dem wir den Geburtstag der ersten im großen Verwandtenkreis begingen, und dann gemeinsam im April Fritz' Geburtstag feierten mit Ständchen der Breitkopfschen Artillerie, des Posaunenkorps und des Gesangvereins, mit Aufführungen der Kinder und mit der Anwesenheit all unserer lieben Nachbarn. Geburtstagsfeiern waren unsere Spezialität, so der Hundertjährige der Baronin Lieven, der Siebzigste von Tante Olga, auch der Fünfzigste von Siegfried wurde bei uns verlegt, da Wicken noch nicht in Gang war. Der Siebzigste und Achtzigste der lieben Tante Gustchen, der Fünfzigste von Marie Eleonore in Dönhofsität, zu dem wir uns alle verkleideten, und an dem sie selbst so fröhlich war, daß ich nur immer dachte, wie meine Eltern sich darüber gefreut hätten. Auch der achtzigste Geburtstag unseres lieben Freundes, des Grafen Blücher, wurde im Spätherbst bei uns gefeiert.

Der Höhepunkt war aber immer der 13. April, mit Frühjahrsreinigung des Parkes, Einweihung der neuen Sommergarderobe der Kinder, vielen Ständchen, vielen Aufführungen und vielen lieben Gästen. Der Hausherr ließ uns zuliebe alles über sich ergehen, er selbst wäre auch mit einer stilleren Feier zufrieden gewesen.

Der Winter 1920 brachte aber nicht nur Feiern, sondern vor allem Aufregungen. Anfang Januar, Fritz war gerade abwesend, rief ein Teil der „Eisernen Division“, die im Baltikum noch lange gekämpft, und bei der Botho Wendt eine führende Rolle gespielt hatte, aus Wormen an, ob sie bei uns Quartier finden könne. Ich bejahte dies natürlich, nicht ahnend, daß es allerhand Komplikationen geben würde, da es ja eine irreguläre Truppe war. So zogen sie bei uns in Scheunen und Ställe ein und blieben bis zum Ende des Monats. Dann wurden sie von einem Stoßtrupp der Reichswehr aus Rastenburg abgeholt und aufgelöst, was zu einigen Mißhelligkeiten bei uns auf dem Hof Anlaß gab, die nicht erfreulich wirkten.

Zum ersten Mal fuhren wir durch den „Korridor“ nach Berlin, mit Pässen und allerhand Grenzschikanen, so mußte man Jagdgewehre im Gepäckwagen abgeben, auf den Bahnhöfen die Fenster schließen und durfte auch den Zug nicht verlassen. Selbst für einen Besuch in Bednarken, da es Abstimmungsgebiet war, brauchte man Paß und

Visum. Es war ein bitteres Erleben im eigenen Lande.

Am 13. März erfuhren wir, daß Kapp und General von Lüttwitz die Regierung Ebert gestürzt und neue Minister ernannt seien. Ebert war mit der Regierung nach Dresden ausgewichen. Fritz fuhr gleich nach Königsberg. Er hatte dort aufregende Tage in Verhandlungen mit Winnig und dem Wehrkreiskommandeur. Wenn man auch kaum hoffen konnte, daß schon so schnell eine Wandlung im Vaterlande vor sich gehen könne und die Zeit schon reif für eine Rechtsrevolution sei, so war es doch sehr enttäuschend, als schon am 18. die Nachricht eintraf, daß Kapp abgesetzt und geflohen sei. Nur in Nord- und Ostdeutschland hatte das Vorgehen Kapps einen Widerhall gefunden. Ein schnell einsetzender Generalstreik beendigte den Putsch. Große Unruhen brachen aus, vor allem in Sachsen, wo Max Hölz eine Art Räuberhauptmann spielte, wo in Halle ein Offizier von Rowdies in der Saale ertränkt wurde. Im Ruhrgebiet entstand eine regelrechte rote Armee mit schweren Waffen, Kämpfe um Essen und eine Belagerung von Wesel erregten die Bevölkerung. Noske marschierte mit der Reichswehr ein, und nach einigen Wochen legten sich die roten Wellen. In Ostpreußen gelang es, die Ruhe aufrecht zu erhalten, Winnig mußte von seinem Posten zurücktreten, da er sich auf Kapps Seite gestellt hatte, und Rechtsanwalt Siehr aus Insterburg von der Freisinnigen Volkspartei wurde unser Oberpräsident.

Fritz konnte später manches für seinen Freund Kapp tun, als dieser völlig mittellos in Schweden saß, mancher half, der alter Zeiten gedachte, als Kapp der allverehrte und unendlich tüchtige Generallandschaftsdirektor gewesen war. Der Kapp-Putsch blieb uns mit einer Kindergeschichte von Werner verbunden, der nachmittags Mortimer von der Bahn abholte und dessen Frage, ob zu Hause alles in Ordnung sei, bejahte. Auf der Fahrt eröffnete er seinem Bruder, daß die Kaninchen nicht in Ordnung seien, ferner, daß der Arzt bei der Großmutter gewesen, die recht krank sei, und als sie über die Eiserne Brücke rollten, sagte er: „In Königsberg ist Revolution, und der Vater ist hingefahren.“

Schon im Juni 1922 schloß Kapp die Augen. Wir waren zu seinem Begräbnis in Kleindexen bei Preußisch Eylau. Es war eine eindrucksvolle Feier unter großer Beteiligung für diesen bedeutenden Mann, dessen Klugheit und Energie weit über das gewöhnliche Maß hinausgingen, und dessen Herz so heiß für das Vaterland schlug, daß er sich zu jener Unvorsichtigkeit hinreißen ließ. Schon zu Anfang des Krieges hatte er seine warnende Stimme erhoben, hatte dann die Vaterlandspartei ins Leben gerufen, die aber in letzter Minute keine Änderung mehr bringen konnte. Major Fletcher, Botho Wendts Freund aus dem Baltikum, sprach am Grabe schöne, aber so offene Worte, daß wir uns wunderten, daß sie keine nachteiligen Folgen für ihn hatten.

Im Frühjahr 1920 kam Siegfried für vier Monate zu uns, um sich in der Wirtschaft umzusehen, was er bei Fahrten und Ritten mit Fritz und Herrn Kaibel in gewohnter Gründlichkeit tat und uns ein anregender Hausgenosse war. Ende Juli zog Maria nach

Döhrings, und Siegfried ging im August nach Wicken, zuerst von den zwei netten Schwestern Rönne betreut. Nach langen geschäftlichen Besprechungen, vielen Schwierigkeiten und Sorgen, konnte er es nach dem Abverkauf von Alsnien und Wollmen übernehmen, und im Laufe der Zeit zu einer immer vorbildlicheren Wirtschaft entwickeln. Jeanne kam nach bestandenen Abitur von Botho Ernst auch endgültig nach Wicken und wurde uns die liebevollste Nachbarin, ihr Interesse an unseren Kindern, ihr warmes Verhältnis zu Fritz verschönte unseren lebhaften Verkehr.

Im Sommer 1920 wurde Mortimer eingeseget. Pfarrer Ewert gab ihm den Spruch: „Trachtet nach dem was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.“ Neidhardt hatte die Kirche wunderbar geschmückt, und viele liebe Verwandte waren zugegen. Tante Olga schenkte ihm eine kleine Bibel seines Urgroßvaters Wilhelm Eulenburg, die Gisela auf der Flucht noch treulich mit sich führte, dann aber doch mit samt dem Auto zwischen Tolkmitt und Elbing den Russen überlassen mußte.

Wir verloren durch den Tod des vortrefflichen Beamten Schmidt in Schlan eine ganz große Hilfe. Er füllte seine Stellung nicht nur wirtschaftlich vollendet aus, sondern auch menschlich war er für meine Schwiegermutter eine große Stütze. Fritz konnte sich blindlings auf ihn verlassen. Ernst Kretschmann zog nach Schlan und übernahm die Oberaufsicht der Wirtschaft; er verstand es vorzüglich, mit den Leuten umzugehen, und mit seiner lieben Familie haben wir herrliche Ferienzeiten im schönen Schlan verlebt.

Die Londoner Verhandlungen begannen und regten uns sehr auf, die neuen wirtschaftlichen Bedingungen waren untragbar, und wir freuten uns, daß die Nationalversammlung in Weimar endlich einmal den Mut aufbrachte „Nein“ zu sagen. Die unwürdige Note des Außenministers Simon an Amerika empörte uns in ihrer unklugen Vertrauenslosigkeit. Langsam begann der Ruhrkampf, auch ein unseliges Kapitel in dem Buch der Nachkriegsgeschichte.

Auch wir hatten einen Kampf auszufechten und zwar mit unseren sonst so vortrefflichen Leuten, die 14 Tage streikten, weil zwei von ihnen gekündigt worden war, sie waren von Rastenburg aus aufgehetzt worden. Fritz blieb fest, und wir hielten durch, es wurden sogar noch zwei andere Leute entlassen. Doch waren es sehr unangenehme Tage, besonders für Fritz, dessen bis dahin stets so tadelloses und herzliches Verhältnis mit seinen Leuten plötzlich erschüttert wurde, er litt schwer darunter. Ein Landarbeiterstreik war eine Errungenschaft der Revolution, bis dahin war eine Landarbeiterkoalition untersagt gewesen. Das klingt vielleicht schroff, doch bedingte die besondere Löhnung der Landarbeiter mit Deputat eine besondere Ordnung. Es war bei einem Streik nicht möglich, ihnen Wohnung, Brennung und Viehhaltung plötzlich zu entziehen, wie es bei dem Arbeiter mit Barlohn möglich ist, und das Stilllegen einer Wirtschaft mit großer Viehhaltung konnte katastrophal werden. Glücklicherweise fütterten und molken einige vernünftige ältere Leute das Vieh. Zehn junge Leute von der

„Technischen Nothilfe“, u.a. Rudolf Schmidtseck und Ludwig Groeben, sowie Mortimer kamen zur Hilfe. Unsere Hausleute halfen auf dem Hof und im Feld, Lenor und Szesima im Hause, auch Agnes und Phemie machten sich nützlich, indem sie das Mittagessen für die jungen Leute auf das Feld brachten.

Am 1. Mai 1921 erlebten wir Albrechts Heimkehr!

Ich schrieb dazu in der Chronik: „Der Wonnemonat beginnt herrlich, denn wir können an dem Tag unseren lieben Neffen Albrecht in der Heimat begrüßen, nachdem er fünf Jahre in Sibirien gewesen. Er kehrt so frisch, so wohl, so heiter heim, daß es eine wahre Freude ist. Wir haben alle Eulenburgschen Verwandten zu Tisch gebeten und feierten ein schönes Familienfest im großen Kreise.“

Ende Mai verlobte L e n o r sich mit Conrad Graf zu Dohna-Schlodien. Wir hatten reizende Tage in Schlan und machten gleich Pläne für die Hochzeit im Juli in Prassen.

Es waren dies schöne Festtage, viele Verwandte kamen, auch die lieben Veltheimbürger und Tante Ittel. Am Vorabend erstrahlte der Park in Lampionbeleuchtung, der Gesangsverein sang schöne Volkslieder, und ein Feuerwerk beschloß den Tag.

In der prächtigen, mit Eichengirlanden und Rosen geschmückten, lieben Leunenburg Kirche traute Pfarrer Ewert das Paar mit dem Spruch: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“

Im Herrensaal waren die Tafeln gedeckt, Fritz sprach auf den Kaiser, gedachte auch der im April heimgegangenen Kaiserin, die für Lenor der Gegenstand größter Liebe und Verehrung gewesen war. Dann folgte die Rede auf das Brautpaar, in der er auch mir unvergeßliche liebe Worte sagte.

Die schönen Tage wurden nur getrübt durch Armgards plötzliche Diphtherieerkrankung, die einen Tag sehr ernst war, dabei hatte ich die Pflege Frl. Wagner überlassen müssen, wegen der Ansteckung der Gäste, das war kein leichter Entschluß. Armgard durfte dann zum Trost als erste von uns bei dem jungen Paar in Schlesien Gast sein.

Dieses Jahr war Heini Dönhoff aus Friedrichstein bei uns als Eleve.

Am 3. September wurde unser Jüngster geboren, der am 16. Oktober, meinem Tauf- und Einsegnungstag, auf die Namen Udo Wilhelm Botho-Wendt getauft wurde mit dem Spruch: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“

Es war ein herrlicher Herbst, und ich konnte bis Ende Oktober auf der Veranda sitzen und ging dann später nach Schlan zur Erholung, aber erst einige Winterwochen in Berchtesgaden, die wir mit unserem guten Freunde Stani Dönhoff und den Dönhoffstern verlebten, brachten mir meine alten Kräfte zurück. Marie hatte, wie schon oft,

Haus und Kinder treulich behütet.

Als wir am Sylvesterabend an die besten Tage des Jahres dachten, standen Lenors Hochzeit und Udos Geburt mit Recht im Vordergrund.

12. Kapitel

Unsere Kinder

Motto:

Was ist eine glückliche Kindheit?

*Eine Kindheit, die sich zwischen Eltern abspielt, die sich einig sind,
Eltern, die trotz ihrer Zärtlichkeit für die Kinder eine reibungslose Disziplin
aufrecht erhalten und zwischen ihren Kindern eine selbstverständliche
Gleichheit walten lassen, die nur selten und vorsichtig Ratschläge geben;
der einzig wirksame Ratschlag ist das Beispiel.*

André Maurois.

Nun waren alle unsere Kinder auf dem Plan, und unsere Elternherzen hatten lange Jahre eine reiche Zeit der Freude und auch der Sorgen, bis sie alle flügge waren und ihren Mann stehen konnten. Ich möchte einen kurzen Abriss eines jeden von ihnen geben, wie die Ereignisse sich in unser äußeres und inneres Leben einfügten.

M o r t i m e r war ein schönes Kind; sehr gelacht haben wir, als unser väterlicher Freund Alvensleben sich bei seinem Anblick zu dem Ruf hinreißen ließ: „Wie kommt Ihr zu dem schönen Jungen?“ Die Pferdepassion fing früh bei ihm an, schon mit zwei Jahren war der St. Georg seine Lieblingslektüre. Zum Reiten hatte er ein natürliches Talent, und er war in blauer Leinenjacke auf dem kleinen Goldfuchs „Flieger“ ein hübscher Anblick.

Als er bei den Reitern in Breslau eine Gastrolle gab, meinte ein Offizier, es sei eigentlich schade, ihm seinen eleganten Sitz durch die Militärvorschriften austreiben zu müssen.

Als eifriger Kaninchenvater brachte er es bis zu 46 Pfleglingen, denen zu seinem Entsetzen ein wilder Hund in einer Nacht allen die Kehle durchbiß. Das Lernen machte ihm wenig Vergnügen, und Frl. Balzer und Herr Bruckhorst hatten keinen leichten Stand mit ihm.

Seinen Abschied aus dem Elternhause erwähnte ich schon, ebenso seine Einsegnung. Im Herbst 1924 machte er sein Abitur in Bartenstein und kehrte strahlend, mit 60 Alberten geschmückt, heim, fuhr zum Gaudium aller mit dem Gepäckwagen an der Hintertür vor, während wir alle zum festlichen Empfang auf der Rampe standen. Feldmarschall Hindenburg war gerade bei uns und sagte ihm bei Tisch sehr freundliche Worte.

Im Oktober zog er nach Bonn, sehr weltfremd, sehr geneckt von allen, denn er meinte, er würde es nicht verstehen, in Berlin von einem Bahnhof auf den anderen zu gelangen, ich nannte ihn Parzival. Aus dem „Fuchs“ wurde bald ein „Bursche“ und dann ein Zweiter und Erster Chargierter, er blieb fast zwei Jahre dort und hat viele treue Freundschaften geschlossen. Am 1. Oktober 1926 begann er seine militärische Karriere bei dem Reiterregiment in Breslau, zusammen mit seinem Freunde Adrian Pückler. Viele junge Leute dienten damals „schwarz“ ihr Jahr ab, so auch Prinz Wilhelm, der ebenfalls aus Bonn kam. Die Kontrollkommission spürte aber auf das Eifrigste diesen Dingen nach, und bald stand in einer französischen Zeitung, daß zwei junge Leute, mit Nennung der richtigen Namen, zu Unrecht bei dem Breslauer Regiment seien. Prinz Wilhelms Militärzeit wurde natürlich erst recht bekannt, und deswegen mußte bedauerlicherweise der Chef der Heeresleitung, Generaloberst von Seeckt, seinen Abschied nehmen. Jeder junge Mann mußte nun sein Ehrenwort geben, daß er die für die Reichswehr vorgeschriebenen 12 Jahre dienen würde; da Mortimer das nicht wollte und konnte, so mußte er abgehen.

Er wurde Eleve in der berühmten Wirtschaft unseres treuen Nachbarn und Freundes, Herrn Böhm-Glaubitten, wo er eine strenge aber fruchtbare Zeit durchmachte. Wir sahen uns nicht häufig, denn Fritz befolgte die Regel, daß für die Kinder keine Extrawürste gebraten werden dürften. Einmal aber luden mich die Glaubitter doch ein, um mit Mortimer eine Felderfahrt zu machen, die ich sehr genoß.

Später siedelte Mortimer nach Greifswald über, um seinen Referendar zu machen, der aber mißglückte. Die Enttäuschung war für ihn und für uns um so größer, als sein Repetitor ihn für einen sicheren Kandidaten hielt. Da in dem Frühjahr die Übernahme Wangnicks aus dem Enss'schen Zusammenbruch erfolgen mußte, kam es leider nicht zu einem zweiten Anlauf, doch war dies ein schwerer Entschluß, der Fritz viel Kopfzerbrechen machte.

Mortimer ging für einige Zeit nach Königsberg zu einem Buchführungskursus und übernahm im Sommer Wangnick. Es war für mich eine sehr liebe Beschäftigung, ihn dort einzurichten, und das wirtschaftliche Zusammenarbeiten mit Fritz war eine Quelle herzlicher Freude für beide Teile.

Im Oktober 1931 verlobte er sich mit Gisela Lehmann, die er in Glaubitten kennengelernt hatte, wo sie als Haustochter war. Auch uns war sie keine Fremde, hatten wir

Haus und Kinder treulich behütet.

Als wir am Sylvesterabend an die besten Tage des Jahres dachten, standen Lenors Hochzeit und Udos Geburt mit Recht im Vordergrund.

12. Kapitel

Unsere Kinder

Motto:

Was ist eine glückliche Kindheit?

*Eine Kindheit, die sich zwischen Eltern abspielt, die sich einig sind,
Eltern, die trotz ihrer Zärtlichkeit für die Kinder eine reibungslose Disziplin
aufrecht erhalten und zwischen ihren Kindern eine selbstverständliche
Gleichheit walten lassen, die nur selten und vorsichtig Ratschläge geben;
der einzig wirksame Ratschlag ist das Beispiel.*

André Maurois.

Nun waren alle unsere Kinder auf dem Plan, und unsere Elternherzen hatten lange Jahre eine reiche Zeit der Freude und auch der Sorgen, bis sie alle flügge waren und ihren Mann stehen konnten. Ich möchte einen kurzen Abriss eines jeden von ihnen geben, wie die Ereignisse sich in unser äußeres und inneres Leben einfügten.

M o r t i m e r war ein schönes Kind; sehr gelacht haben wir, als unser väterlicher Freund Alvensleben sich bei seinem Anblick zu dem Ruf hinreißen ließ: „Wie kommt Ihr zu dem schönen Jungen?“ Die Pferdepassion fing früh bei ihm an, schon mit zwei Jahren war der St. Georg seine Lieblingslektüre. Zum Reiten hatte er ein natürliches Talent, und er war in blauer Leinenjacke auf dem kleinen Goldfuchs „Flieger“ ein hübscher Anblick.

Als er bei den Reitern in Breslau eine Gastrolle gab, meinte ein Offizier, es sei eigentlich schade, ihm seinen eleganten Sitz durch die Militärvorschriften austreiben zu müssen.

Als eifriger Kaninchenvater brachte er es bis zu 46 Pfleglingen, denen zu seinem Entsetzen ein wilder Hund in einer Nacht allen die Kehle durchbiß. Das Lernen machte ihm wenig Vergnügen, und Frl. Balzer und Herr Bruckhorst hatten keinen leichten Stand mit ihm.

Seinen Abschied aus dem Elternhause erwähnte ich schon, ebenso seine Einsegnung. Im Herbst 1924 machte er sein Abitur in Bartenstein und kehrte strahlend, mit 60 Alberten geschmückt, heim, fuhr zum Gaudium aller mit dem Gepäckwagen an der Hintertür vor, während wir alle zum festlichen Empfang auf der Rampe standen. Feldmarschall Hindenburg war gerade bei uns und sagte ihm bei Tisch sehr freundliche Worte.

Im Oktober zog er nach Bonn, sehr weltfremd, sehr geneckt von allen, denn er meinte, er würde es nicht verstehen, in Berlin von einem Bahnhof auf den anderen zu gelangen, ich nannte ihn Parzival. Aus dem „Fuchs“ wurde bald ein „Bursche“ und dann ein Zweiter und Erster Chargierter, er blieb fast zwei Jahre dort und hat viele treue Freundschaften geschlossen. Am 1. Oktober 1926 begann er seine militärische Karriere bei dem Reiterregiment in Breslau, zusammen mit seinem Freunde Adrian Pückler. Viele junge Leute dienten damals „schwarz“ ihr Jahr ab, so auch Prinz Wilhelm, der ebenfalls aus Bonn kam. Die Kontrollkommission spürte aber auf das Eifrigste diesen Dingen nach, und bald stand in einer französischen Zeitung, daß zwei junge Leute, mit Nennung der richtigen Namen, zu Unrecht bei dem Breslauer Regiment seien. Prinz Wilhelms Militärzeit wurde natürlich erst recht bekannt, und deswegen mußte bedauerlicherweise der Chef der Heeresleitung, Generaloberst von Seeckt, seinen Abschied nehmen. Jeder junge Mann mußte nun sein Ehrenwort geben, daß er die für die Reichswehr vorgeschriebenen 12 Jahre dienen würde; da Mortimer das nicht wollte und konnte, so mußte er abgehen.

Er wurde Eleve in der berühmten Wirtschaft unseres treuen Nachbarn und Freundes, Herrn Böhm-Glaubitten, wo er eine strenge aber fruchtbare Zeit durchmachte. Wir sahen uns nicht häufig, denn Fritz befolgte die Regel, daß für die Kinder keine Extrawürste gebraten werden dürften. Einmal aber luden mich die Glaubitter doch ein, um mit Mortimer eine Felderfahrt zu machen, die ich sehr genoß.

Später siedelte Mortimer nach Greifswald über, um seinen Referendar zu machen, der aber mißglückte. Die Enttäuschung war für ihn und für uns um so größer, als sein Repetitor ihn für einen sicheren Kandidaten hielt. Da in dem Frühjahr die Übernahme Wangnicks aus dem Enss'schen Zusammenbruch erfolgen mußte, kam es leider nicht zu einem zweiten Anlauf, doch war dies ein schwerer Entschluß, der Fritz viel Kopfzerbrechen machte.

Mortimer ging für einige Zeit nach Königsberg zu einem Buchführungskursus und übernahm im Sommer Wangnick. Es war für mich eine sehr liebe Beschäftigung, ihn dort einzurichten, und das wirtschaftliche Zusammenarbeiten mit Fritz war eine Quelle herzlicher Freude für beide Teile.

Im Oktober 1931 verlobte er sich mit Gisela Lehmann, die er in Glaubitten kennengelernt hatte, wo sie als Haustochter war. Auch uns war sie keine Fremde, hatten wir

sie doch häufig gesehen, und war sie mit Phemie herzlich befreundet. Im November traf Fritz mit dem Brautpaar und den Brauteltern in Berlin im Gardekavallerieklub zusammen, und es wurden Zukunftspläne geschmiedet, im Januar sollte die Hochzeit sein. Schon vorher kam Giselas reizende Mutter mit ihr in den Weihnachtstagen zu uns, und wir hatten mit allen Verwandten ein großes Verlobungsdiner, Jugendjagen und Tanz.

Von dem Reichskanzler Brüning war ein „Weihnachtsfrieden“ bis zum 3. Januar verordnet, alle politischen Streitigkeiten sollten einmal nicht zur Sprache gebracht werden. Wir fanden, daß wir diesen Frieden nicht innegehalten hatten, wenn er auch nicht durch Feindseligkeiten, sondern nur durch liebe Besuche unterbrochen war. Die Jugend wünschte, daß ich eine Novelle „Der Prasser Weihnachtsfrieden“ schreiben sollte. Was ich in meiner Chronik darüber ausführte war, daß Karaus stereotype Frage: „Frau Gräfin, kommt noch wer zu?“ mehr denn je ihre Berechtigung hatte, daß wir mit dem Brautpaar einen wunderschönen Sylvesterabend hatten, daß wir mit dem Mut, der einem jeden Morgen und vor allem am Neujahrsmorgen immer neu geschenkt wird, in das neue Jahr hineingingen, aber doch, als uns am 4. Januar alle Gäste verlassen hatten, mit Werner, der nach Potsdam mußte, am Frühstückstisch sitzend, alle nur den einen Gedanken hatten: „Ausschlafen, ausschlafen!“

Im Januar erkrankte leider Giselas Vater schwer, die Familie war in großer Sorge um ihn, und die Hochzeit wurde erst am 13. April im kleinen Kreise gefeiert. Es war dies der Hochzeitstag der Eltern und gleichzeitig Fritzens Geburtstag. Wir fuhren im grossen Aufzug mit allen Kindern hin und wohnten reizend im Hotel Lindenberg. Abends waren hübsche Aufführungen in der Lehmann'schen Villa in Wernigerode, besonders erinnerlich ist mir der Anblick, als die beiden Schwestern Gisela in ihre Mitte nahmen und sie dreistimmig ein oft gesungenes Lied anstimmten. Die Trauung vollzog der Domprediger Siegfried Lange aus Halberstadt, Giselas Onkel, in der schönen Frauenkirche. Der 100. Psalm war der in der Familie übliche Trautext und stand auch über dem neuen Paar:

Jauchzet dem Herrn . . . Dienet dem Herrn . . . Gehet zu seinen Toren ein mit Danken!

Ein reizendes Amateurbildchen zeigte das Paar beim Verlassen der Kirche, Gisela ganz schlank und zierlich, Mortimer sehr ernst aussehend. Die gemütliche und reizende Atmosphäre in Giselas Elternhaus nahm uns alle gefangen. Das junge Paar ging nach Schlanitz und kehrte schon am 19. April nach Wangnick ins eigene Nest zurück, abends sehr hübsch empfangen von einer Kriegervereinsabordnung mit Fackeln und Ansprachen, Neidhardt hatte den ganzen Garten mit Lampions geschmückt.

Wir überließen das junge Paar allein diesen Feierlichkeiten, den Tag darauf waren sie abends bei uns zum Essen, Else hatte den ganzen Tisch mit Veilchen geschmückt, und wir hatten in den nächsten Tagen einen offiziellen Antrittstee in Wangnick, dem ungezählte folgen sollten, war es doch gerade Fritz in den folgenden schweren Jahren stets

eine Erholung, bei Mortimers einzukehren und sich an den Enkelkindern zu erfreuen, von denen er die drei ältesten noch mit heller Freude begrüßen konnte, — die nächsten drei taten ihre Augen erst nach seinem Tode in Prassen auf.

A g n e s war ein sehr gesundes und fröhliches Kind, ihr schlauer Blick trug ihr bei Fritz den Spitznamen „das Füchsen“ ein. Das Lernen war ihr keine besondere Freude, doch machte sie, dank Frl. Tychsens gutem Unterricht, gute Fortschritte, und die Prüfungen bei Frl. Krause gingen zwar immer mit klopfendem Herzen, aber doch stets erfolgreich aus, sie hatte viel Freude an Musik und am Musikunterricht.

In Anwesenheit vieler lieber Gäste wurde sie am 29 März 1923 in Leunenburg eingeseget, nachdem sie zu Pfarrer Ewert zum Unterricht gegangen war. Der Altar war mit Hortensien schönstens geschmückt, und Chorgesänge begleiteten die Feier. Sie erhielt den Spruch: „Der in Euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis auf den Tag Jesu Christi.“ Nachmittags erfreute uns Frau Pfarrer Ewert mit ihrem Gesang, und Agnes neues Harmonium wurde eingeweiht.

Nach der Abschlußprüfung arbeitete sie sich als Fritzens Sekretärin ein, lernte Stenographie und Schreibmaschine bei unserer Rendantin und wurde dem Vater eine große Hilfe. Sie faßte dann mit ihrer Freundin Freda von Hippel den Entschluß, nachträglich das Abitur zu machen, und wir legten ihr nichts in den Weg. Sie bildeten mit Lona Meyendorff und Frl. Platzmann ein Viergespann, das privatim von einer Lehrerin gefördert wurde. Ich brachte sie zu Ostern in Pension zu einer netten Frau v. Gusovius, später zog sie zu Frau Perkuhn. Sie hatte mit den Freundinnen eine lustige Zeit und kam oft über Sonntag heraus. Zu Ostern 1930 machte sie das Abitur, nachdem der erste Anlauf mißglückt war. Sie ging dann nach England, war kurz in Paris, ein Semester in Kiel mit Freda von Hippel zusammen, und dann in Mannheim auf der Dolmetscherschule. Sie hatte von dort aus interessante Wochen in Grenoble und Genf und machte im Oktober 1933 ihren französischen Dolmetscher. Am 16. Dezember 1933 heiratete sie Konrad Hirsch. Sie lebten bis 1938 in Mannheim und gingen dann nach Argentinien, wo sie sich allmählich eine sehr behagliche Existenz schufen und mit ihren drei Söhnen ein fröhliches Leben führen, das ich 1948 kennenlernen konnte, ich sah, wie Agnes ganz in der Fürsorge für Mann und Söhne aufgeht.

W e r n e r war als Kind zart und mußte sehr ruhig gehalten werden, was bei dem großen Geschwisterkreis nicht leicht war. Wenn die Feriengäste zu zahlreich wurden, dann wanderte er manchmal aus, nach Dönhofstät, nach Romsdorf und zu Sendens nach Neustadt. Er kräftigte sich aber sehr und bezog 1921 auch die Schule in Bartenstein. Zuerst war er mit Mortimer bei dem lieben Superintendenten Nietzky, dann wohnte er am Markt, betreut von seiner alten Male. Zu Ostern 1924 wurde er in Leunenburg von Pfarrer Ewart eingeseget, Tante Anna Schmidtseck und Albrecht

Bednarken waren die anwesenden Paten, erstere sprach bei Tisch sehr eindrucksvolle Worte für den Konfirmanden. Viele Verwandte und Freunde feierten mit uns, auch sein ehemaliger Lerngenosse Martin Böhm.

Der Geistliche sprach über den Spruch: „Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig.“

Nur der Heimgang meiner Schwiegermutter kurz vorher, die so herzlich gern an der Feier teilnehmen wollte, lag wie ein Schatten auf dem schönen Tage.

Werner wurde einmal lobend vom Regierungspräsidenten in der Zeitung erwähnt, als er einen Jungen aus der Guber rettete, der schon unter das Eis geraten war. „Vom Tode des Ertrinkens hat am 14. Dezember 1924 der Obersekundaner Werner Graf zu Eulenburg den neunjährigen Sohn des Schweizers Werst aus Prassen gerettet. Der Regierungspräsident nimmt Veranlassung, diese Rettungstat lobend zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.“ Leider gab es damals keine Rettungsmedaillen, es war die „ordenslose Zeit“. Wir waren sehr dankbar für Werners Bewährung, denn bei der Tiefe und dem Eiswasser war die Sache recht gefährvoll.

Ostern 1928 machte er sein Abitur, das „Mündliche“ war für ihn eine Geduldsprobe, denn an dem angesagten Montag, zu dem wir ihn am Sonntag mit vielen guten Wünschen entließen, stand er plötzlich wieder vor uns, der Schulrat hatte abgesagt, und erst zwei Tage darauf konnten Mortimer und Phemie ihm die rote Samtmütze aufsetzen und zusehen, wie er und seine 10 Kameraden, auf den Schultern getragen, durch die Stadt nach dem Rathaus gelangten. Den Tag darauf war feierliche Einholung in Wormen mit einem Auto voller Kinder, abends feierliches Essen, zu dem Albrecht Bednarken, Reinhardt und Herr Böhm anwesend waren. Dann zog auch er nach Bonn in die weite Welt.

Im August 1929 kam er aus Bonn zurück und ging im Oktober zu Herrn Späth nach Meyken. Es war dies eine der berühmtesten Viehwirtschaften Ostpreußens, wir machten dort in Werners Lehrzeit einen sehr netten Besuch, noch nie hatte ich so riesenhafte Kühe gesehen.

Werner startete nach Meyken mit seinem neuen Motorrad, so selig als gehöre ihm die Welt, er hat auch viel Freude an der Maschine gehabt und sich in seiner Lehrzeit damit nützlich machen können. Anschließend machte er einen Buchführungskursus in Königsberg mit und bestand seine Prüfung mit „Sehr gut“. Er war dann kurz zu Hause, vertrat eine Weile den Rendanten in Wangnick und ging im April 1931 zu Herrn von Flemming nach Paatzig, in eine ebenfalls sehr renommierte Wirtschaft in Pommern. Anschließend besuchte er das landwirtschaftliche Seminar in Potsdam, wo er eine sehr lustige und gesellige Zeit hatte und es als „Staatlich geprüfter Landwirt“ im August 1932 verließ.

Im Oktober zog er nach Schlan, es war dies ein großer Abschnitt für uns. Auch ihm



Tante Ittel mit Armgard und Mortimer im Schlanzer Park



Fritz, Agnes, Werner, Mortimer, Antonie mit Richard, Phemie, Armgard

wurde der Anfang in Schlanitz schwer, alles war neu für ihn, die schlesischen Leute und die dortige Wirtschaft, aber in kurzer Zeit war er ganz heimisch geworden.

Tante Ittel richtete ihm zwei gemütliche Stuben ein, oft habe ich da bei ihm gesessen, und wir haben unsere Gedanken ausgetauscht. Im Sommer 1933 verlobte er sich mit Marie Antoinette von Brüning aus Semper, der Schwester seines Korpsbruders, den er häufig dort besucht hatte. Wir kannten Marion nur flüchtig, doch brachte ihre Mutter sie uns gleich nach Schlanitz und ließ sie freundlicherweise ein Weilchen bei uns. Ihre frische und selbstverständliche Art, ihre Passion für die Landwirtschaft, gaben uns die Gewißheit, daß Werner eine gute Wahl getroffen hatte. Fritz sagte von ihr: „In den Augen ist kein Falsch“.

Schon im Herbst fand die Hochzeit in Semper auf Rügen statt, wo wir Marions Vater und die anderen Brüder kennenlernten. Im großen Verwandtenkreis hatten wir eine sehr lustige Anreise, die Überfahrt bei Stralsund erweckte viel Interesse bei der Jugend, in Bergen wurden wir abgeholt und lernten das schöne Semper mit seinen Kunstschätzen, mitten im Buchenwald hoch über dem Bodden gelegen, kennen.

Abends leiteten allerhand hübsche Aufführungen die Feier ein, am nächsten Morgen wurde ein großer Spaziergang gemacht und in Lietzow ein wunderbares Räucherfisch-déjeuner eingenommen. Am 26. Oktober fand die Trauung in der schönen großen Bibliothek statt, die überaus würdig mit weißen Chrysantemen geschmückt war. Der Superintendent aus Bergen traute das Paar und sprach über den Spruch Ruth 1, 16: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen“.

Marions drei Brüder und Werners drei Schwestern gaben dem Paar das Geleit, Else und Udo trugen die Schleppe. Das Paar war so ruhig und sicher in seinem Glück, daß es für uns Eltern eine große Freude war. Bei unserer Rückreise standen sie lachend auf dem Bahnhof in Berlin, zu unserer Überraschung, und gingen dann direkt nach Schlanitz, wo sie sich im Küchenflügel eine gemütliche Wohnung einrichteten.

Ich dachte an die Worte, die meine Großmutter Marie-Eberhard an ihren Schwager Bolko Stolberg zu meiner Hochzeit schrieb: „Es ist doch ein eigenes Gefühl, einen Hausstand zu gründen und dadurch ein Ableger zu werden vom väterlichen Stamm. So zieht eins nach dem andern aus, aber Gottlob um in neuen Zweigen und Früchten zu erstarken und fest an dem geliebten Stamm zu halten.“

Auch hier wurden uns Großelternfreuden zuteil, dankbaren Herzens konnte ich vier liebe Enkelkinder in Schlanitz taufen, noch steht mir Fritzens strahlendes Gesicht vor Augen, als er den kleinen Stammhalter über die Taufe hielt. Seit über 70 Jahren waren keine Kinderfüße mehr durch Haus und Garten geeilt, und bekam der Ort dadurch einen neuen Zauber.

Unsere geliebte Euphemia war von klein auf ein fröhliches und warmherziges Kind, gut begabt ging sie spielend durch die Schuljahre, von Frä. Tychsen mit Feuereifer unterrichtet. Sorgen machte sie uns nur, als eine monatelange Nierenerkrankung sie als zwölfjähriges Kind befahl, die eine große Geduldsprobe für sie war, mußte sie doch die ganze Zeit liegen, konnte auch die Weihnachtstage nur von Mortimer auf das Sofa getragen mit uns verleben. Ihre Geburtstage waren immer ein besonderes Fest, an dem Kinder und später erwachsene Jugend zu fröhlichem Spiel und Tanz zu uns kamen.

Ihrer Phantasie entsprang auch die berühmte Kartenlotterie für alle Hausleute, zu der sich vom ältesten Angestellten bis zum jüngsten Stalljungen alles im Eßzimmer zusammenfand, und die Fritz mit größtem Humor leitete.

Auch zu Armgards Geburtstag wurde sie Sitte, und das Ausdenken immer neuer nützlicher kleiner Geschenke war unser Anliegen; das Gelächter, wenn die alte Mamsell die Zigarre und der Kutscher den Nähkasten gewann, war immer gleich groß. Einmal überraschte uns Herr von Fritsch, der damals Chef des Stabes in Königsberg war, bei diesem Spaß, und es half ihm nichts, er mußte mitmachen.

Zu Ostern 1926 wurde Phemie eingesegnet, die Feier fand wieder im großen Kreise statt, und wir brachten nun schon unser viertes Kind vor den Altar. Pfarrer Ewert gab ihr den Spruch: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“

Ich glaube, daß Phemie in ihrem kurzen Leben diese Erkenntnis gewonnen hat. Fritz gedachte in seiner Rede am Einsegnungstag der vor wenigen Tagen heimgegangenen 86jährigen Seniorin der Familie, der lieben Tante Anna Schmidtseck, die zum ersten Mal bei einem Familienfest in Prassen fehlte. Sie war eine bedeutende Frau, reich an Gaben des Geistes und Gemütes, reich an Talenten und Fähigkeiten. Ihr Lieblingspruch war gewesen: „Daß nur Christus' Gestalt in mir gewinne!“ Gal. 4, 19.

Phemies Abschlußprüfung in Königsberg war nach Ansicht der guten Frä. Tychsen „überaus glänzend“ verlaufen, nun lernte sie zu Hause Stenographie und Schreibmaschine, stopfte die Strümpfe der ganzen Familie und wurde die Nachfolgerin von Agnes, als diese zum Abitur nach Königsberg ging. Sie ist dem geliebten Vater eine treue Stütze gewesen, wie ich es von allen drei Töchtern sagen darf, die ihm in der Arbeit geholfen haben.

Phemie übernahm nach dem Abgang von Schwester Emma Joneleit den Leunenburger Jungmädchenverein und hat diese Arbeit durch lange Jahre mit großem Eifer durchgeführt. Noch sehe ich sie, jeden Sonntag nach Tisch mit ihrem Korb am Arm bei Sommerhitze und Winterkälte nach Leunenburg traben. Es erwuchs ihr auch viel Freude an dieser Tätigkeit; sie übernahm später die Gutstöchtervereinigung in der

Provinz, die viel Anregung und manche interessante Verbindung brachte.

Schöne Freizeiten bei uns mit verschiedenen Geistlichen, mit Frau von Cramon, Kreisjugendfest der jungen Mädchen im Park, „Singen, Springen und Marschieren mit ihren Mädels in Drengfurt“, eine schöne Reise nach Wien und Budapest mit einer schlesischen, christlichen Vereinigung, an der auch Armgard teilnahm, und eine wertvolle Freizeit in Schlodien mit dem leider so früh verstorbenen Riethmüller aus Potsdam, wechselten ab.

Seit dem Frühjahr 1932 arbeitete sie auch auf dem Gutsbüro, und ich staunte oft, wie viel sie spielend an einem Tage erledigen konnte. Sie hatte von Fritz die souveräne Art „über der Arbeit zu stehen“ geerbt, so war sie nie ein Sklave der Hast und Last. Ich entsinne mich noch eines Tanzfestes bei uns mit spätem Schluß, den nächsten Morgen in aller Frühe aber hatte sie ihre Mädels zur Kirchenvisitation beisammen und beteiligte sich auch noch an der Goldenen Hochzeit der alten Köslings.

Alle Töchter hatten durch Marie-Eleonore das Weben gelernt und saßen oft klappernd im Herrensaal, sie haben sich manches Stück Leinwand gewoben. Auch ihr war das Reiten eine herrliche Zugabe des Landlebens, und sie und Armgard haben so manche Jagd geritten in Lamgarben, Angerburg, Osterode und Allenstein. Phemie machte eine schöne Reise nach Schweden, war auch in der Schweiz und Italien, wo sie eine Freundin in Neapel besuchte. In Weissensee machte sie einen längeren Säuglingspflegkursus mit, und unvergeßlich ist mir ihr Anblick, als sie uns bei ihrer Rückkehr auf dem Kirchensteig entgegenstürmte, wie wir aus Leunenburg kamen, und sich wie ein glückseliges Kind in unsere Arme stürzte.

Im Frühjahr 1936 siedelte sie nach Dönhofsstadt als Stütze für meine Geschwister über und hat dort bis zu ihrer Heirat in Segen gewirkt. Das beiderseitige Bangen war groß, so klein die Entfernung war, und so oft wir uns sahen. Mir war es eine eigenartige Freude, Phemie dort schalten und walten zu sehen, wo meine unvergeßliche Mutter gelebt und gewirkt hatte, und sie auf den selben Wegen und Stegen zu sehen, auf denen ich in meiner Jugend gegangen war.

Bedeutsam für sie wurde der zufällige Besuch von Ludwig Zech mit Carl-Elmar und seinem Schwager Halem im August 1933. Eine Autopanne verlängerte den Aufenthalt und brachte ein zweites Begegnen in Gumbinnen mit sich, wohin Phemie das reparierte Fahrzeug steuerte.

Phemie, deren 6 Wochen Rotkreuzpraxis im Krankenhaus durch eine Scharlacherkrankung im vergangenen Jahr abgebrochen wurden, ging im Oktober 1938 noch einmal in die Barmherzigkeit. Bald darauf sagte sich Ludwig Zech bei uns an. Der Zweck dieses Besuches war mir klar, und so kam Phemie für zwei Tage auf Urlaub. Das entscheidende Wort fiel aber erst auf Ludwigs Rückreise über Königsberg, wo er

mit Phemie einen langen und bedeutsamen Spaziergang um den Schloßteich machte, ich war den nächsten Tag bei ihr. Ludwig fuhr zu seinen Eltern und kehrte nach wenigen Tagen zurück. Unvergesslich ist mir der strahlende Blick in Phemies Augen, als Ludwig mit einem Riesenstrauß Gosecker Nelken das Haus betrat, sowie Ludwigs erster Ausdruck bei unserer Besprechung. Am Abend dieses Tages konnte ich dem jungen Paar nichts besseres wünschen, als daß sie mit derselben tiefen Freude noch nach 35 Jahren an diesen Tag zurückdenken könnten, wie ich es konnte, – hatten wir uns doch in denselben Oktobertagen verlobt. Dankbar denke ich an die Novembertage im schönen Goseck, als ich Phemie in die neue Familie bringen durfte, die uns so warm und herzlich aufnahm, als wir ihren und Ludwigs Geburtstag feierten und das schöne Bündorf kennen lernten.

Armgard hatte leider diese ganze Zeit mit einer bösen Gelbsucht zugebracht, die sie nicht zur rechten Freude an dem Glück der geliebten Schwester kommen ließ. Ludwig kam zum Weihnachtsfest, und das Glück des Brautpaares, die Fröhlichkeit der Enkelkinder stimmten auch mein Herz froh, wenn auch das Vermissen von Fritz in dieser Zeit doppelt schwer war. Ich dachte in diesen Tagen viel an die lieben Schlanzer, die ihre süße kleine Armgard nicht mehr in ihrer Mitte hatten, und schrieb als Silvester-schluß den Roseggerschen Vers in die Chronik:

*Unser Herz ist eine Harfe, eine Harfe mit zwei Saiten,
In der einen jauchzt die Freude, und der Schmerz weint in der zweiten,
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ew'gen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.*

Ich ahnte nicht, wie bald auch für das junge Paar diese Verse zutreffen sollten.

Der April brachte die schöne Feier von Phemies Hochzeit. Der Geist der Familienzusammengehörigkeit und der Geist der Gastfreundschaft wehte auch bei Mortimers durch alle Räume und füllte das Haus bis auf den letzten Platz, auch die Gastfreundschaft von Wicken, Gallingen, Dönhofsstadt und Döhrings wurde in Anspruch genommen. Am 13. April kamen die lieben Schlanzer, und wir gingen nachmittags alle an Fritz' Sarg, der von blühenden Hortensien umstellt war.

Gisela hatte die Stuben ganz entzückend gerichtet, z.T. neu gemacht, und war mit Recht stolz auf ihr Haus. Es wurde ihr und Mortimer auch gedankt durch das Behagen, das den Gästen anzumerken war. Einen Morgen, schon früh um 6 Uhr, machten alle Geschwister sich zu einem Abschiedsritt mit Phemie auf, beschlagnahmten wie so häufig, alle Pferde, deren sie habhaft werden konnten und kehrten sehr fröhlich zurück. Dann begann es feierlich zu werden, denn Phemie und Werner holten Ludwig und seine Eltern in Korschen ab. Abends vereinigte sich ein sehr großer Kreis im roten Salon, der zum Tanzsaal eingerichtet war. Man aß an kleinen Tischen in allen

Stuben, und die Aufführungen fanden an der offenen Tür des bunten Flures statt, bei denen Ernst und Scherz sich die Hand reichten. Die einzelnen Auftritte verband Udo mit Harmonium-, Gitarren-, Waldhorn- und Akkordeonmusik.

Es war ein hübsches Bild, als die Schwestern mit Lona und Vera mit dem Brautkranz und Schleier die Treppe herunterschritten, Phemies junge Mädchen mit der Bänderkrone folgten, die Zwerge herunterpurzelten und zum Schluß der Ponie zu einer Reitszene im Flur erschien.

Mortimer hatte den lustigen Teil bestritten; auch Ludwigs Schwestern und Freunde trugen zur Unterhaltung bei. Die Angerburger Militärmusik spielte zum Tanz, und es war das letzte große und fröhliche Fest in Prassen nach alter Art; der Krieg setzte bald aller lauten Fröhlichkeit ein Ende. Am Hochzeitsmorgen sangen wir mit Phemies jungen Mädchen vor ihrer Tür, und die Militärmusik weckte das ganze Haus mit dem Choral: Lobe den Herrn.

Zur Trauung fuhren wir, auf Phemies Wunsch, vierspännig mit dem guten Kossack, in die schön geschmückte Kirche, und zogen unter Vorantritt der Kinder und der hellblau gekleideten Brautjungfern ein.

Pfarrer Dettmar sprach über den vom Brautpaar gewählten Spruch:
„Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem der gelegt ist: Jesus Christus.“

Schöne Chorgesänge erklangen, und alle Gäste standen unter dem Eindruck der so besonders feierlichen Handlung. Das junge Paar ging für einen stillen Augenblick in die Gruft.

Im neueingerichteten Herrensaal fand an maiblumengeschmückter Tafel das Hochzeitsessen mit 76 Personen statt, die Jugend saß im Liliputsaal, und sie geleitete nach alter Sitte das Brautpaar an den Kamin im roten Salon, um den Prasser Zwergen ein Glas Champagner zu stiften.

Mortimer gedachte kurz des Kaisers und des Führers und sprach dann ernst und schön auf das Brautpaar. Dieses konnte sich noch an dem Austanzen des Brautkranzes beteiligen und ging dann auf die Reise. Phemie fuhr in die weite Welt hinaus in einen neuen Lebenskreis, aber wir sahen ihr zuversichtlich nach. Wie hätte Fritz sich an dem Glück seiner „Fimse“ gefreut, es war mir immer, als sei er mitten unter uns, niemand verstand es wie er, Feste zu feiern, im großen Ernst und in großer Fröhlichkeit. Bald nach der Hochzeit besuchten die Geschwister das Zech'sche Paar gelegentlich der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Leipzig.

Phemie war im Sommer einige Tage bei uns, und ich hatte im Herbst schöne Tage bei ihr und Ludwig.

Ende Januar reiste ich frohen und hoffnungsvollen Herzens nach Bündorf, Phemie stand strahlend vor der Haustür, dahinter die gute Auguste, und oben an der Treppe die liebe Gräfin. Wir waren alle ahnungslos, welcher Zeit wir entgegengingen.

Auch dort war ein ungewöhnlich kalter Winter, wir hausten ganz in Phemies Wohnstube, da war es warm und gemütlich, da aßen wir, da spielten wir abends das „Hölzchenspiel“ und waren fast drei schöne Wochen von morgens bis abends zusammen. Phemie war wohl und munter, wir machten lange Spaziergänge im Schnee, wir lasen, schrieben und nähten, Phemie fleißig wie immer, Ludwig briet uns abends Äpfel in der Röhre. So lernte ich das liebe Paar in ihrem Glück in dem schönen Heim kennen, fand Phemie schon so verwurzelt, so eingelebt mit allen Leuten, wie es ihrer unbefangenen und freundlichen Art gemäß war. Am 12. Februar wurde das Söhnchen in Halle im Elisabethenkrankenhaus geboren, ein „Prachtexemplar“, wie der Arzt sich ausdrückte. Grenzenlos war die Freude des jungen Elternpaares, auch die ganze liebe Familie in Goseck war überglücklich.

Fünf Tage durften wir uns dankbar freuen, dann setzte in einer Nacht ein entsetzlicher Schüttelfrost mit hoch ansteigendem Fieber ein, und es begannen die zehn Leidenswochen unserer Phemie. Bald zeigten sich Spuren einer Lungenembolie mit bösen Erstickungsanfällen und stellte sich das Leiden allmählich als eine Becken- trombose heraus, die zu den ernstesten Krankheiten gehört.

Bald sah ich ein, daß ich der schweren Pflege Tag und Nacht nicht gewachsen sein würde, Phemie wollte mich immer um sich haben, da bat ich Armgard zu kommen, die Ende Februar eintraf. Wir teilten uns in die Pflege, die Armgard mit ihren Kenntnissen und ihrer jugendlichen Kraft besser ausüben konnte als ich.

Unvergeßlich die Nachtwachen, die langen Tage, die abendlichen Gänge durch das verdunkelte Halle zu unserem Hotel, – wir wechselten uns bei den Nachtwachen ab, immer zwischen Angst und Hoffnung schwebend. Unvergeßlich der Anblick des armen Ludwig, wenn er neben seiner geliebten Phemie saß und so tapfer seine Herzensnot verbarg.

Es kamen auch hoffnungsvollere Tage, aber zu Ostern stieg das Fieber wieder auf über 40 ° und ging dann kaum mehr herunter. Mehrere Professoren wurden hinzugezogen, viele Bluttransfusionen gemacht, aber alle ärztliche Hilfe versagte. Langsam rangen wir uns zu der Gewißheit durch, daß es keine Hoffnung mehr gäbe, wenn Phemie auch zäh und stark der tückischen Krankheit lange widerstand. Ihr selbst wurde auch klar, daß das Diesseits für sie bald nicht mehr sein würde, und der feste Glaube, der ihr dabei half, die fromme Ergebung in Gottes Willen trat auch uns ganz lebendig vor die Seele, die Verse: „Befiehl du deine Wege“ haben wir in mancher Nacht zusammen gesprochen. Manchen Blick tat sie auf das Kruzifix an der Wand, und es war merkwürdig zu erleben, wie die schlichten Kindergebete: „Müde bin ich, geh' zur Ruh“

und „Weil ich Jesu Schäflein bin“, zuletzt ihr und mir das meiste gaben. Langsam legte sich ein Schleier über ihr Gedächtnis, und sie vermißte zuletzt ihr „Bübchen“, das nun schon viele Wochen in Goseck war, nicht mehr. Quälend war eine Lähmung, die sie hinderte, deutlich zu sprechen und Nahrung aufzunehmen. Einmal flüsterte sie: „Gesät in Schwachheit“, und als ich ihr sagte: „und wird auferstehen in Kraft“, da sagte sie laut und deutlich: „Herrlich, herrlich.“

Lichtblicke waren für sie die Besuche der Geschwister, Mortimer kam als Abschluß seinesurlaubes, Gisela auf der Fahrt nach Wernigerode, Else am 13. April, dem früher fröhlichsten Tage des Jahres, Udo kam aus Stansdorf für die Ostertage.

Marie, meine Schwester Freda, Lenor, die auch Phemie noch sehen konnte, und Betty Eberstein besuchten mich.

Die lieben Gosecker kamen oft, Elisabeth Maltzahn kam in den letzten Tagen, und Phemie konnte sich die letzten drei Wochen an der steten Anwesenheit der sehr geliebten Schwiegermutter erfreuen.

Die letzten Tage und Nächte saßen wir meist alle an ihrem Bett. Am 27. April tat sie den letzten matten Atemzug. Ihr liebliches Aussehen war durch das schwere Leiden schmerzlich verändert, nur die schönen Augen hatten manchmal noch den alten Glanz. Trotzdem wir schon so lange die traurige Gewißheit hatten, daß sie uns verlassen würde, war der Schlag für Ludwig ganz vernichtend, nur ein Jahr hatten sie sich ihres Glückes freuen können. Das leere Bündorf, wenn es auch im Maienschmuck prangte, war für ihn ein toter Ort geworden.

Ich mußte an ein Wort des französischen Dichters Lamartine denken, das meine Mutter stark empfunden hatte: „Monts, Forêts, Vallons, Solitudes si chères, un seul être vous manque, et tout est dépeuplé.“

Mortimer konnte noch in Halle einen Blick auf die geliebte tote Schwester werfen, dann holten wir sie nach Bündorf, die Geschwister kamen alle, auch Werner. Wir bahrten den Sarg in der schönen großen Halle auf, Marion und Armgard schmückten ihn mit wilden Kirschblüten.

Den letzten Abend hatten wir noch eine Andacht mit allen Leuten, Udo, der ihr vor einem Jahr all die fröhlichen Hochzeitsweisen gespielt hatte, begleitete nun die Sterbelieder, und all die treuen Freunde und Verwandten, die zur Hochzeit bei uns waren, kamen zum letzten Gang.

Wir wachten abwechselnd die letzte Nacht bei Kerzenschein, und am 1. Mai wurde der kleine Rudolf am Sarge getauft, die liebe Großmutter Zech hatte ihn auf dem Schloß, und er wurde zum Schluß mit seiner toten Mutter zusammen eingeseget. Wir alle

waren wie von einer Flut des Unbegreiflichen überschwemmt, als wir den Sarg in die tiefe Familiengruft an der Kirche senkten, nachdem der Geistliche über die Worte: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ gesprochen hatte.

Groß war die Beteiligung aus allen Kreisen, und eine ehrliche begreifliche Trauer lag über allen. Die neue Familie, die neuen Freunde und die Leute dort hatten schon viel von Phemies liebevollem, sonnigen Wesen gespürt. Den Tag nach dem Begräbnis war Himmelfahrt, ein schönes Zusammentreffen. Auf Phemie paßte der Spruch: Richter, 5, 31: „Die IHN aber liebhaben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht!“ Unter die Todesanzeige setzte Ludwig die Worte: „Ihr Glaube und ihr Leben sind unsere Kraft und unser Vorbild.“

An die Wicker schrieb er: „Phemie ist in festem Gottvertrauen gestorben, das vertrauensvolle Einschlafen war das Erhebendste, was ich bisher erlebt, trotz allem Schmerz. Je weiter nun der Abstand wird, der mich von Phemies Erdenleben trennt, desto mehr erkenne ich, daß es Angesichts eines so vollendeten Menschen keinen Anspruch auf ein Leben von beliebig vielen Jahren gibt, sondern daß es die größte Gnade für mich gewesen ist, dieses unbeschreiblich glückliche Jahr an Phemies Seite verlebt zu haben.“

Botho Wendt erzählte, daß Pfarrer Weder aus Königsberg, der viel mit Phemie in den Gutstöchterangelegenheiten gearbeitet hatte, ihm nach deren Tod gesagt habe: „Ihre Nichte war eine ganze Persönlichkeit“ und Botho Wendt setzte hinzu: „Das Hübsche war, daß man es gar nicht merkte!“

Nicht lange darauf griff der Tod von Neuem in die Zechsche Familie ein, Carlos Maltzahn, der nicht zum Begräbnis hatte kommen können, fiel an der Aisne, und Margarethe verlor ihren sehr geliebten Bruder.

Mortimer und ich schenkten Ludwig ein Bild von seiner Phemie von unserem Freunde de Marée gemalt, es gab dieses Bild meinem geistigen Auge die alte Phemie zurück in ihrer ganzen Frische und ihrem „wistful look“, ich sah bis dahin nur ihr leidendes Gesicht, das so schmal und ernst geworden war, vor mir.

Ludwig ließ mir zuerst das Bild in Prassen und schenkte mir dann eine schöne Kopie von de Marée selber gemalt. Sie stand im blauen Salon auf einer Staffelei, davor die dunkelrote Marmovase, einem der wenigen Stücke, die in Prassen die Notzeit 1807 überdauert hatten, stets mit den schönsten Blumen gefüllt. Am meisten liebte ich es, wenn ich im Winter die ersten Hyazinthen, Tulpen und Narzissen vor das Bild stellen konnte.

Durch Giselas Unsicht ist es gerettet, während leider die anderen de Marée'schen Bilder, die er 1922 und 1925 von Fritz und mir malte, und das reizende von Else und Udo verloren gegangen sind.

Armgar d war ein zartes aber zähes Kind, und diese Eigenschaft überwand alle Anfechtungen. Schon früh konnte ich mit ihr ausreiten, und stand das Wort „Pferd“ allezeit großgeschrieben in ihrem Leben, bis der Zusammenbruch auch diesem ein Ende setzte. Um Armgards Schulweisheit bemühten sich meine alte Lehrerin, Frl. Posega, und hauptsächlich Frl. Rennebaum, und sie konnte bei einer sehr guten Abschlußprüfung in Königsberg diese Weisheit anbringen.

Armgards Einsegnung fand am 5. April 1928 statt, wenn es auch ein dunkler, stürmischer Regentag war, so war in unseren Herzen eitel Dank und Freude. Karfreitag gingen wir mit den fünf Großen zum Abendmahl. Pfarrer Ewert sprach über den Spruch: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich liebe.“ Es war eine seiner letzten Amtshandlungen, denn er übernahm bald darauf die Pfarrstelle in Pobethen.

Armgard übernahm 17jährig, nach dem Fortgehen von Dotha, die Fürsorge für Else und Udo. Immer unternehmend ritt sie einen ganzen Sommer jeden Morgen nach Schippenbeil und ließ sich dort von meiner guten früheren Jungfer Politt in die Geheimnisse der Schneiderei einweihen. Das Jahr darauf war sie ein fleißiger Lehrling in unserer Küche, die treulich jede vorkommende Arbeit verrichtete. Im Jahre 1931 machte sie bei uns einen Samariterlehrgang durch und ging anschließend sehr freudig für die vorgeschriebenen sechs Wochen praktischer Arbeit in die „Barmherzigkeit“. Sie war so mit Leib und Seele dabei, daß sie sich nach zwei Jahren entschloß, ihr staatliches Schwesternexamen zu machen, wozu sie nach Bethanien-Breslau ging.

Der Abschied von zu Hause wurde ihr bitter schwer. Überall machte sie in der Nachbarschaft und in der engeren Umgebung Abschiedsbesuche, immer schwerer ward uns allen und auch den Leuten das Herz. Zum Schluß ging sie in den Pferdestall, und die Spuren dieses Besuches an den Schuhen betrachtete sie die ganze Reise über mit Wehmut. Sie hängte sich auch, zum Erstaunen der Schwestern, im Krankenhaus einige Schwanzhaare ihres Pferdes und ihre Reitpeitsche über das Bett. In Schlanz hatten wir noch einen schönen Tag beim lieben Werner, hier behielt sie auch in den zwei Jahren ein herrliches Refugium. Auch wir sahen uns bei unserem Aufenthalt in Schlanz öfters wieder, ich besuchte sie auch in Lauban, wo sie eine Zeitlang im Kreis-krankenhaus arbeitete. Nach zwei Jahren bestand sie ihr Examen mit „Sehr gut“ und kehrte am 1. April 1935 in all unsere offenen Arme zurück.

Bald darauf vertrat sie mehrere Wochen die Gemeindeschwester in Leunenburg und den nächsten Herbst half sie eine Zeitlang in Bethanien aus. Das Jahr darauf übernahm sie die Pflichten am Schreibtisch des Vaters, und unvergeßlich werden ihr die lieben Worte des Dankes sein, die er am 16. März 1937 an sie richtete. Bis zum Kriege und am Anfang desselben war sie fleißig auf dem Büro und übernahm den Bereitschaftsdienst des Roten Kreuzes im Kreise.

Kurz vor dem Kriege machte sie einen interessanten Ritt durch Finnland mit mehreren Bekannten des Ostpreußischen Reitervereines und einigen Damen.

Zu Beginn des Krieges half sie fleißig in der Wirtschaft und in Korschchen auf der Verpflegungsstelle und hatte viel mit dem Bereitschaftsdienst zu tun. Im Sommer 1940 meldete sie sich bei den Nachrichtenhelferinnen in Königsberg, da Pflegekräfte im Augenblick nicht gebraucht wurden. Sie übernahm dort 20 junge Mädchen als Führerin und sie wurden in sehr anstrengender Ausbildung bei sehr schlechter Unterkunft als Telefonistinnen für die Wehrmacht vorbereitet. Jedes Wochenende konnte sie nach Prassen kommen, worauf ich mich schon von Montag an freute. Im August kam sie zur abschließenden Ausbildung nach Zossen und wurde mit 60 Nachrichtenhelferinnen nach Bordeaux entsandt, später kam sie nach Den Haag. Ein kurzer Urlaub im Februar erfreute uns alle, nicht zum wenigsten die Leute, kam sie doch wie ein Weihnachtsmann mit herrlichen Geschenken beladen, Stoffe, Schuhe, vor allem aber unendliche und vortreffliche Süßigkeiten, an jeden hatte sie gedacht, Kinder und Leute waren selig.

Im März wurde sie vom Roten Kreuz angefordert und wurde Leiterin der Landesführerschule in Wickbold, wo sie laufend Kurse abhielt. Die Arbeit interessierte sie, und ich hatte den Vorteil, daß sie öfters über Sonntag nach Prassen kommen konnte. Im Juni wurde sie nach Schröttersburg alias Plock versetzt, wo sie Kurse für Volksdeutsche in vielen Dörfern abhalten mußte, auch dies machte ihr Freude.

Im August kam sie nach Tilsit in ein großes Lazarett, wo die Entlassung der aus Rußland hereinströmenden Verwundeten die Hauptarbeit war. Sie hatte es dort sehr schwer, in jeder Beziehung, besonders, als sie mit wenig Personal das neueingerichtete Fleckfieberlazarett übernehmen mußte, ich konnte sie einmal dort besuchen.

Im Juni 1942 wurde Armgard nach Sumy versetzt, es war dies ein großes Lazarett von über 2000 Betten jenseits Charkow, in einer riesigen früheren zaristischen Kadettenanstalt untergebracht. Dort hat sie eine sehr interessante Zeit verlebt, aber sehr schwer arbeiten müssen, als Leiterin und Oberschwester des Hauses.

Ende Oktober rief sie mich überraschend aus Korschchen an, Else eilte mit dem Schimmel dorthin, um diesen unerwarteten lieben Urlauber abzuholen, die Freude wurde etwas gedämpft durch Armgards Geständnis, daß eine überwundene Fleckfiebererkrankung ihr diesen Erholungsurlaub eingetragen hatte.

Dieser Urlaub brachte eine ganz neue und schöne Wendung in ihr Leben, denn Rudolf war auch gerade auf Urlaub, und die entscheidende Aussprache kam zustande. Am 23. November kam Rudolf zur Verlobung nach Prassen. In ernster Zeit taten sie diesen ersten, wichtigsten und wohlüberlegten Schritt im Leben, und ich konnte in ruhiger Zuversicht und großer Dankbarkeit, daß Armgard nun ein eigenes Glück gefunden hatte, mich an ihnen freuen.

Ich wußte, daß Fritzens Segen auf dem Paar ruhte, liebte er doch Rudolf wie seinen eigenen Sohn. Sie standen beiderseits noch im militärischen Dienst, und so mußten sie sich nach wenigen Tagen trennen, nachdem wir vorher noch schöne gemeinsame Tage in Woplauken hatten.

Ein feierliches Verlobungsfest mit Walter und den Laxdoyern, zu dem ich mit Mortimer und Else hinfuhr, fand statt. Armgard wurde von allen mit rührender Liebe empfangen und aufgenommen. Das Andenken an Fritz lebte noch stark in allen Bewohnern Woplaukens.

Rudolf mußte wieder nach Kurland, und Armgard nach Sumy, diese letzten Monate waren mir eine große Sorge, denn die Front im Osten brach langsam zusammen, und ich atmete erst auf, als sie Ende Februar, früher als gedacht, heimkehrte. Ihr Aufbruch war in allerletzter Minute erfolgt, bald darauf hatten die Russen die ganze Gegend überflutet, der große Rückzug war auch über ihr Lazarett in Sumy gegangen und hatte sie gezwungen, sich hastig aus dem Staube zu machen. In letzter Minute, unter den schwierigsten Verhältnissen hatte sie ihre 140 Schwestern nach Kiew gebracht, hatte auch dort böse Tage verlebt und war nach entsetzlicher Reise heimgekehrt.

Wir hatten dann schöne Wochen zusammen, kramten, packten, nähten und erzählten und genossen uns nach langen Trennungsjahren.

Rudolfs Urlaub war in den Bereich der Möglichkeit gerückt, und so war unser Schaffen sehr hoffnungsvoll und fröhlich. Viele Gummiwagen voller Hausrat gingen nach Woplauken, und Armgard und ich waren zwei Tage dort, um alles einzukramen, was in dem wunderhübschen und so besonders praktischen Hause eine rechte Freude war.

Der heißersehnte Urlaub von Rudolf wurde durch ein Ferngespräch von Jonas angekündigt, der auch Werner benachrichtigen konnte. Nun trieben die Hochzeitspläne, die so lange im Dunkeln waren, strahlende und immer wechselnde Blüten. Gisela kehrte aus Gastein zurück, und die Hauptperson traf in Woplauken ein. Die Schlanzer erschienen mit dem kleinen Mortimer, Käthchen und die Laxdoyer, die Wohnsdorfer, Lenor und Renata kamen und Pfarrer Ewert, der das Paar trauen sollte.

Den Vorabend feierten wir, der ersten Zeit wegen, nur im kleinen Kreise, die Enkel machten die übliche Zwergenaufführung, und Else überreichte den Brautkranz.

Am Hochzeitsmorgen, dem 9. April 1943, strahlte die Sonne nach Sturm- und Regentagen. Als Aufsingelied hatten wir „Jesu geh voran“ gewählt, was in die ernste Zeit gut paßte, wie auch der Trauspruch: „Herr Gott, du bist unser Zuflucht für und für.“

Trotz aller Kriegsmäßigkeiten der Hochzeit konnte Armgards Wunsch, vierspännig zur Kirche zu fahren, erfüllt werden, und Kossack saß stolz auf dem Bock des Landauers.

Zur Hochzeit kamen die Wicker, Perkauer, Dönhofstädter, Gallinger, Pöhler und Döh-ringer. Die Kirche war mit Tulpen und Narzissen geschmückt, Renata versah den Orgel-dienst. Mortimer hatte frei gegeben, und so war die ganze Gemeinde versammelt. Als Schlußlied sangen wir auf Armgards Wunsch „Unsern Ausgang segne Gott. . .“, dann ging das Paar in die Gruft, und Armgard legte ihren schönen Nelkenbrautstrauß auf den Sarg ihres geliebten Vaters, der seine Zustimmung zu ihrer Wahl mit Freuden ge-gaben hätte.

Bei Tisch sprach Mortimer auf den Führer und dann sehr liebevoll auf das Paar. Siegfried und Walter ergriffen noch das Wort, und Werner sprach auf das liebe kleine Ge-burtstagskind Richard, der mit seinen Schwestern den Einzug in die Kirche eröffnet hatte.

Bei der Abfahrt des jungen Paares nach Woplauken kam in meinem Herzen zu allem Dank, daß Gott uns in dieser Zeit die Erfüllung unserer Pläne so gnädig geschenkt hatte, noch die Freude hinzu, daß der Abschied von Armgard bei der Nähe ihres neuen Wohnsitzes für mich nicht so schwer war. Schon nach 8 Tagen fuhr ich zu ihnen und hatte dort mit Walter und Albrecht Bednarken zwei ganz reizende Tage, Sonnen-schein innen und außen. Diesem ersten Besuch ist noch so mancher gefolgt, bis das grausame Kriegsgeschehen uns die Heimat entrückte, aber unser Flüchtlingsschicksal hat mich mit Rudolf und Armgard in dauernde und allernächste Nähe geführt, was ich täglich mit wärmstem Dank gegen sie und gegen Gottes Führung hinnehme.

Else, unser Mai- und Sonntagskind, war besonders bescheiden und selbstlos. Als kleines Kind unterhielt sie sich mit Udo darüber, wen sie am liebsten hätten, und als Udo u.a. auch seine kleine Person dabei anführte, rief Else aus: „Das habe ich noch nie gehört, daß einer sich selbst lieb hat!“ und dieser Auffassung ist sie treu geblieben. Ihre schönen Farben, ihre hellen Haare und der freundliche Ausdruck machten sie schon früh zu einer anziehenden Erscheinung. Ihren ersten Unterricht nahm sie voller Eifer bei Frl. Rennebaum, später unterrichtete Frl. Dr. Lemke sie, doch war das Ein-vernehmen nicht harmonisch, und so brachte ich sie im April 1934 nach „Heiligen-grabe“, wo sie eine gute Aufnahmeprüfung für die Obertertia bestand. Wir hielten es für gut, daß sie unter gleichaltrige Mädchen kam, auch die Dönhofstädter Kusinen, die so häufig bei uns waren, gingen dorthin.

Heiligengrabe, bei Wittstock in der Mark gelegen, war ein sehr bekanntes Internat für junge Mädchen, in einem malerischen alten Klostergebäude untergebracht. Die Äbtis-sin, Frl. von Saldern, leitete es mit großer Strenge, aber doch mit viel Verständnis für die Jugend, etwa 70 Mädchen waren beisammen. Trotz anfänglichen großen Heim-wehs lebte Else sich gut ein, und die Ferien in der Heimat leuchteten um so heller auf dem Hintergrund der etwas klösterlichen Strenge. Einige Male konnte ich sie besuchen und mich an ihrer Freude darüber erfreuen. So herrlich der Beginn der Ferien stets war,

so war die Abschiedsstimmung, wenn wir Else, Orla und Atto in Korschen in den Abendzug setzten, meist recht trübe. Meist erlebte ich den Tag darauf dieselbe Stim-mung, wenn Udo, Karl-Albrecht Dohna und der junge Reichel sich wieder nach Tem-plin aufmachten. Die beiden letzteren gaben ihr junges Leben im Kriege (der erste in Rußland, der zweite in Stalingrad).

Zu Ostern 1935 bestand Else die Abschlußprüfung, besuchte aber dann noch ein Jahr lang die Selektia in Heiligengrabe und machte in der Zeit eine schöne Studienfahrt nach Weimar mit der ganzen Klasse.

Nach der Heimkehr ging sie mir hilfreich zur Hand, eine richtige fleißige, selbstlose Haustochter. Sie übernahm den BDM und die Jungmädels in Leunenburg, was ihr viel Arbeit machte, die sie aber gewissenhaft tat. Später wurde sie eine große Hilfe im Kindergottesdienst, die sie mit Liebe und Innerlichkeit leistete.

Im Sommer nahm sie ein Jahr Klavier- und englischen Unterricht bei Frau Graewa, und das Jahr darauf mit Thesima Kretschmann zusammen Malunterricht bei Frl. Öttingen, wofür sie eine gute Begabung hatte.

Von Schlanitz aus unternahmen wir beide einen sehr gelungenen Ausflug nach Dresden zu der Großen Gartenbauausstellung, besahen die Museen und machten eine herrliche Dampferfahrt in die Sächsische Schweiz. Ihr allem Schönen aufgeschlossenem Sinn genoß Kunst und Natur gleicher Weise, auf dem Rückweg besichtigten wir die Marien-burg. Häufig begleitete sie mich zu den Landkonferenzen nach Neuhäuser.

Den Wunsch, Gartenbau zu erlernen, hegte sie schon lange, wollte mich aber nach Fritz' Tod nicht so bald verlassen; sie war mir die beste Kameradin in meiner Einsam-keit, und ich habe nach ihrem Tode in kurzen Versen ein Bild unseres Zusammen-lebens gezeichnet:

*So, wie die Sonne die schlichteste Landschaft vergoldet,
So verschöntest du mir jegliche Stunde des Tages,
So, wie die Sonne die Blumen und Gräser hervorruft,
So erwecktest du mir Freude an jeglichem Tun.*

Im Winter 1939 war sie längere Zeit bei den lieben Kretschmanns in Potsdam, wo sie eine fröhliche Zeit mit lustigen Festen verlebte, auch Arthurs Hochzeit in Heidelberg mitmachte.

Schön war danach unser Zusammensein im März, Phemie kehrte aus Dönhofstädt zu-rück, um ihre Hochzeit vorzubereiten, Udo erschien nach bestandnem Abitur, und Armgard arbeitete auf dem Prasser Büro, da hatte ich sie alle noch einmal beisammen, es wurde fleißig genäht, gestickt und gekramt.

Else rüstete sich für ihre Lehrzeit, hatte einen großen Abschiedskaffee für ihre Jungmädels, der sie recht wehmütig stimmte. Am letzten Märztag ging unser lieber Kreis auseinander, ich fuhr abends mit Else nach Gestorff bei Hannover, und Udo trat seinen Arbeitsdienst im Dönhofstädter Lager an. Er kutschte die drei Schwestern und mich am letzten Nachmittag „in die Leberblümchen“ im lieben Leunenburger Wald. Wir stellten zwei leuchtende blaue Sträucher in die Gruft, und war dies ein schöner Abschluß für die beiden Jüngsten.

Else hatte zwei arbeitsreiche Jahre bei ihren beiden netten Damen, den Pächterinnen der Gärtnerei, Frl. von Schenk und Frl. Schwormstedt mit verschiedenen weiblichen Lehrlingen. Ich konnte sie einige Male besuchen, auch Phemie war von Bündorf aus bei ihr und Armgard gleich nach deren Heimgang. Else machte eine gute und gründliche Schule durch, die Damen gaben auch öfters Urlaub, so durfte sie gleich nach drei Wochen zu Phemies Hochzeit kommen und uns auch in Halle in dem traurigen Winter besuchen, sie kam in demselben Jahr überraschend zu meinem Geburtstag und gleich darauf zu Marie Eleonores Begräbnis. So blieb sie, die so innig an der Heimat hing, in steter Verbindung mit uns. Vor ihrer Gehilfenprüfung ging sie einige Wochen nach Hannover in eine große Glashausgärtnerei, wo sie manchen Bomenangriff erlebte. Zu Ostern 1941 kehrte sie nach gut bestandener Prüfung heim, hatte viel gelernt und viel gesehen, und bereuten wir beide nicht die oft schwere Trennung.

Sie übernahm meinen Garten, den Mortimer mir noch erweiterte, hat viel Freude an ihrer Arbeit gehabt und auch viel geschafft. In ihrem letzten Sommer gedieh der Garten ganz unwahrscheinlich, sah aus, wie ein gemalter Gartenkatalog, Kapuzinerkresse und Mohn wucherten, dicht behangene Schotenbeete und Riesenkardi standen in strotzender Pracht.

Immer war es Else darum zu tun, anderen zu helfen, wie schön pflegte sie mich bei meiner Nierenerkrankung, oder Bine von Günther, Gisela's Freundin, oder Magueli bei ihrer Gelbsucht in Woplauken. Zweimal half sie bei Emeline in Potsdam, und im letzten Sommer bei Atto in Breslau, bei Maries Umzug nach Großschönau, bei Alexandra Klausas Einzug in Döhrings und sorgte für Giselas Wirtschaft, als diese längere Zeit in Wernigerode war.

Den letzten Winter hatte sie wieder eine schöne Zeit bei Kretschmanns, nahm Mal- und Schneiderstunden und hörte kunstgeschichtliche Vorträge. Sie plante zum kommenden Winter einen Lehrgang in der Königsberger Gärtnerei, wofür sie schon alles eingerichtet und besprochen hatte.

Ende Oktober gingen Mortimers und ich zum letzten Mal mit dem geliebten Kind zum Heiligen Abendmahl. Am 6. November startete ich nach Bednarken, nach zwei gemütlichen Tagen mit Albrecht und Annemie stieg ich Sonntag in Osterode zu Else in den Zug, sie wollte in Schlanitz vier Wochen bei den Kindern helfen und vorher

noch einige Verwandtenbesuche machen.

Ich fuhr nach Goseck, um den kleinen Rudolf für einige Zeit zu mir zu holen. Wir trennten uns auf der Friedrichstraße in Berlin, strahlend und frisch, bildhübsch in ihrem braunen Pelzmantel, steht mir Else als letztes dort vor Augen.

Nach sehr böser Reise, ich mußte mit Rudolf wegen Fliegeralarm in den Friedrichstraßenbunker und erreichte nur den Zug über Königsberg, langten wir in Prassen verspätet an. Mittags kam ein Telegramm, daß Else mit Diphtherieverdacht bei Kretschmanns in Potsdam läge. Ich bekam keine telefonische Verbindung, was in der Kriegszeit sehr erschwert war und war so unbegreiflich sorglos, weil wir eben Ähnliches mit der kleinen Freda in Wernigerode erlebt hatten. Montag kamen zwei weitere Telegramme, die Besserung und Fiebertückgang meldeten. Das geliebte Kind war über Häsen und Heiligengrabe nach Potsdam gefahren, hatte dort am 12. noch Ernst's Geburtstag miterlebt, sich aber schon sehr erkältet und schlecht gefühlt. Den Tag darauf stellte der Arzt Diphtherie fest, die Spritze senkte das Fieber, aber Else quälte sich sehr mit einem auch von außen ganz geschwollenen Hals. Am Montag war sie in scheinbarer Besserung, so daß keine zweite Spritze gegeben wurde, am Abend stellte sich wieder Fieber ein, Thesi verließ sie für einen kurzen Augenblick, und als sie die Stube wieder betrat, lag Else mit gebrochenen Augen, die eine Hand auf das Herz gelegt, die andere friedlich auf der Decke, bewußtlos da. Wiederbelebungsversuche hatten nur einen ganz kurzen Erfolg, der Arzt kam sofort, aber das junge Leben entfloß unaufhaltsam.

Das Gefühl, Else bei ihren lieben Kretschmanns zu wissen, gab mir die unbegreifliche Ruhe und Sorglosigkeit, die mir in den nächsten Wochen ein scharfer Stachel und eine bittere Verschärfung meines Schmerzes waren. Ganz werde ich es nie verwinden, daß ich nicht, trotz der Anwesenheit des kleinen Rudolfs, sofort zu ihr eilte, und die letzten Stunden bei ihr war. Lange habe ich mir Gedanken gemacht, was man hätte anders machen können und sollen, aber langsam kam ich zu der Überzeugung, daß Gott es gnädig mit ihr gemeint hat, daß sie still, ohne Kampf und ohne Bewußtsein des nahen Endes eingeschlafen ist. Ich hörte später von den verschiedensten Fällen, wo bei dieser sogenannten toxischen Diphtherie das Ende zwar durch starke Herzspritzen hinausgezögert werden kann, daß es aber nach qualvollen Tagen doch eintritt. Davor hat Gott sie bewahrt, ein bewußtes Sterben in der Jugend ist schwer, das wußte ich von Phemies Leiden her.

Am Dienstag früh kam Gisela an mein Bett mit dem Telegramm, daß Else an Herzlähmung entschlafen sei. Herz und Verstand setzten aus. Gisela umsorgte mich rührend in dieser furchtbaren Stunde, telefonierte Armgard herbei, die gerade auf dem Wege nach Königsberg in Korsch von Rotkreuzhelferinnen aus dem Zuge geholt wurde, und wir fuhren beide nach Potsdam. Es war eine furchtbare Reise, abends spät standen wir im Sterbezimmer und fanden das geliebte Kind ach so verändert vor,

die freundlichen Augen für immer geschlossen, und die fleißigen Hände für immer gefaltet. In ihrem geliebten Potsdam, wo sie so viele Stunden verlebt hatte, lag sie stumm und starr. Der kleine Menschenverstand begreift immer erst allmählich, daß diese Hülle nicht der Mensch selber ist, daß dieser lebt, wenn wir auch nicht wissen und es nicht ausdenken können, wie und wo.

Ernst hatte alle äußeren Dinge für mich geregelt, nachmittags warfen wir den letzten Blick auf die liebliche Hülle, in der eine ebenso liebliche Seele wohnte, und die Schillerschen Worte „Lieblich dem Herzen, lieblich dem Auge“ gingen mir durch den Sinn.

Wir setzten diese Worte auch unter die Todesanzeige, sowie den Losungsspruch ihres Sterbetages: „Haltet mich nicht auf, der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise, lasset mich zu meinem Herrn ziehen.“

Der Sarg wurde in die Friedhofskapelle gebracht und wir hofften, ihn schon in den nächsten Tagen in der Heimat zu haben, doch kamen die furchtbaren Angriffe auf Berlin, und wir fürchteten schon, daß ein Transport unmöglich sein würde.

Zu Hause trauerten alle um die liebe Entschlafene, die ganze Familie, alle Leute im Hause und draußen, sie liebten das freundliche, hilfreiche und fleißige Geschöpf. Durch das Abhalten der Kindergottesdienste hatte sie auch die Herzen aller Kinder in der Gemeinde gewonnen.

Am Totenfest wurde sie abgekündigt, ich hatte um den Vers gebeten:

*„Trutz Tod, komm her, ich fürcht' dich nicht,
Trutz komm und tu einen Schnitt.
Wenn er mich verletzt, so werd ich versetzt,
Ich will es erwarten im himmlischen Garten,
Freu dich, schöns Blümelein“.*

aus dem alten Lied „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“,
das mir mit Phemies Sterben eng verbunden war.

Mortimer war auf Urlaub, Udo kam, und Armgard pflegte mich treulich, denn mein Herz versagte etwas, ich lag viel im blauen Salon, und um mich spielte der kleine Rudolf, ein selten reizendes und liebes Kind, das alle Herzen gewann. So gingen die schweren Tage des Wartens vorüber, und Ende November war der Sarg in Korschen. Gisela und ich fuhren hin, die Leute machten alles so schön und feierlich wie möglich, führten, sich abwechselnd, die Pferde mit schwarzen Decken von Korschen bis nach Hause. Hier bahrten wir sie in meinem Eßzimmer auf, und Neidhardt brachte alles, was er an Blumen hatte, so stand sie in einem Meer von Chrysanthemen und Alpenveilchen. Wir hatten eine Feier mit allen Leuten von Haus und Hof, wir lasen den 90. Psalm und den großen Auferstehungsgesang 1. Kor. 15 und sangen „Näher, mein Gott, zu dir“, wie auch an Fritz' Sarg.

Mortimer und Gisela fingen mit der Totenwache an, Armgard und Udo folgten, Marion hatte leider nicht kommen können, und Werner erfuhr die Trauerkunde erst durch die Zeitung. Ich kam in den frühen Morgenstunden, es war eine wunderbare Nacht, bei offenen Türen hatte ich das Gefühl, noch einmal mit dem geliebten Kinde zusammen zu schlafen.

Bei der Beisetzungsfeier sprach Superintendent Gemmel, der Else gut gekannt hatte. Der Sarg stand wieder in der Fülle der hellen Blumen, eine sehr große Anzahl von Verwandten und Freunden war gekommen, wie auch die ganze Gemeinde, — die Feier klang aus in dem Adventschoral: „Wie soll ich dich empfangen“ und dessen letzten Vers „Ach komm, ach komm, oh Sonne und hol uns allzumal zu ewgem Licht und Wonne in deinem Freudensaal.“

Auf dem Wege zur Gruft standen alle Frauen von den Vorwerken mit den Kränzen, es dämmerte schon stark, als wir den Sarg in die Gruft neben den des Vaters stellten.

Ein rechtes Sonntagskind, war sie wie ein Sonnenstrahl durch unser Leben gegangen. Ihr Sinn für alles Schöne, ihr reines Wollen, von dem auch Siegfried mir schrieb, ihr Sinn für Gemütlichkeit machten das Zusammenleben mit ihr zu einer Freude. Jeder neue Morgen, jeder Spaziergang, jeder Sonntag, den sie so besonders genoß, ja, ein kurzes Beisammensein auf den Stufen der Veranda waren eine Quelle der Erquickung, sie verstand zu arbeiten, aber auch zu feiern. „Es war immer etwas Festliches um sie“ schrieb mir eine Nachbarin. Else war von jeher sehr weich und sehr empfänglich für gute und schöne Eindrücke, wie liebte sie die Adventszeit, wie hatte sie da immer geholfen und gewirkt, noch eifriger, noch freudiger wie sonst, aber sie war auch dem Stern von Bethlehem nachgegangen und feierte ein rechtes Weihnachtsfest schon hier auf Erden.

Pfarrer Dettmar, der Else konfirmiert hatte, machte mich darauf aufmerksam, daß die Verse, die in der Leunenburg Kirche auf dem Denkstein für die jungverstorbene Urgroßmutter Klüchsnier standen, so recht auf Else paßten:

*Ihr ganzes Leben war die sanfte Äolsharfe,
worin ein zartes Himmelsecho schlief,
ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe
verwüstende Gestürz noch Harmonien rief.
Und ihr Verstummen, welch ein ruhiges Verschweben,
So sanft entschlief ihr Tag, er hatte schön gewacht.
Ein Genius, es war ihr Leben, trat leuchtend hin in ihre Nacht,
Du sahst es, wie vor ihm die Pforte des Todes schimmerte,
Er nahte wie die Ruh und lächelte und sprach geweihte Worte,
Sprach einem Engel seinen Himmel zu.*

Viel Liebe und Treue umfing mich, aber ich war doch so zerschlagen, daß ich nichts

leisten konnte. Ludwig kam und holte sein Bübchen ab, er verstand mich so gut in meinem Schmerz. Acht Tage war ich bei Armgard in Woplauken, dann schmückte ich die Gruft mit Tannen und Elses Sarg mit Lametta und zündete Heilig Abend den geliebten Toten die Kerzen an. Die Weihnachtsfeier war schön, die lieben Enkel sagten die Weihnachtsgeschichte auf, wie unsere Kinder es getan. In dem festgefügt und gewohnten Rahmen war alles wie sonst, nur Else fehlte zum ersten Mal, die anderen Geschwister waren alle schon einmal zum Fest abwesend gewesen, ihr freundliches Gesicht, ihr helles Haar war zum ersten Mal nicht in der Weihnachtsstube. Mortimers Kinder nahmen alle Plätze ein, nur Udo hatte noch seinen gewohnten Tisch.

Rudolf war überraschend am 23. gekommen und war mit Armgard am 2. Feiertag bei uns, eine große Freude, denn Armgard ging schönen vier Urlaubswochen entgegen. Mortimer und Udo mußten fort, und ich reiste nach Schlanitz, um Werner zu sehen, der Anfang Januar wieder nach Pinsk ging. Er holte mich in Koberwitz mit der frohen Nachricht ab, daß ihnen am 28. ein gesundes Töchterchen geboren war, so gab es trotz aller Sorgen um das Vaterland und allem, was mir das Herz matt und müde gemacht hatte, doch wieder einen Grund zum Danken. Am Neujahrsmorgen weckte die kleine, blonde Fee mich wie ein Sonnenstrahl.

Udo war ein besonders niedliches, stämmiges Kind, mit seinen weißen Locken sah er aus wie ein kleiner Engel, doch wurde dieses Aussehen durch seine energischen Äußerungen öfters Lügen gestraft. Sein Kraftüberschuß erging sich in allerhand körperlichen Unternehmungen, die über seine Jahre hinausgingen. Schon als kleiner Stift gründete er mit der Dorfjugend einen Sportverein, und der Fußball spielte eine große Rolle in seinem Leben. Im Kuhstall half er täglich mit, und ich mußte ihm ein kleines rotweißes Schweizerhemd nähen lassen. Er hatte die normale Jungensaversion gegen das Lernen, doch wurde es ihm leicht, und die Schuljahre, sowohl zu Hause als auch später in Templin, gingen reibungslos über die Bühne.

Im Frühjahr 1934 war ich von Wildungen aus in Goslar und besprach auf Grund einer Anzeige im Adelsblatt mit Frau Frobee, daß ihr Sohn Dieter als Studiengenosse zu Udo kommen sollte. Durch diesen Entschluß wurden feste Freundschaftsbande geknüpft, auch als Udo das Jahr darauf nach Templin ging und Dieter nach Goslar zurückkehrte, wurden jahrelang alle Sommerferien gemeinsam in Prassen verlebt, auch zu Weihnachten war Dieter einmal bei uns. Zeltlager ohne ihn waren undenkbar, im Rammer Wald, im Leunenburger, am Burgberg, am Aschwiensee, im Stablack, am Alleufer, in Rositten, eine Radtour mit Zelten an die Samlandküste wurden unternommen, stets mit den Schwestern und oft in Gesellschaft von Thesima. Udo und Dieter veranstalteten mit den musikalischen Bannasjungens kindliche Konzerte, Handharmonika, Jagdhorn, Klavier und Geige vereinten sie im grünen Salon.

1938 machte Udo das 600jährige Besitzjubiläum in Gallingen mit, er stellte den

Ältervater Christoph, der als letzter die drei Besitze Gallingen, Prassen und Wicken in einer Hand vereinigte, dar, in Kürassieruniform auf einem Schimmel im Festzug durch den hübschen Ort reitend.

Im März 1934 war ich mit Udo in Tremplin zur Prüfung gewesen, die er dank Frl. Dr. Lemckes gutem Unterricht gut bestand, ebenso wie die beiden anderen Ostpreußen Karl-Albrecht und Wilhelm-Christoph zu Dohna, so daß sie alle ermäßigte Stellen bekamen.

In einem schloßartigen Hause war das alte Joachimsthalsche Gymnasium in Templin untergebracht. Kurfürst Joachim hatte es im 16. Jahrhundert in Berlin gestiftet und genoß es seit jeher einen besonders guten Ruf. Nicht nur daß die Schüler in guter Zucht und Ordnung gehalten wurden und tüchtig lernen mußten, spielte auch die Leibesertüchtigung eine gebührende Rolle, ein eigenes Bootshaus an dem ausgedehnten See, Tennisplätze und guter Sportunterricht wurden geboten. Wir vertrauten Udo nach Ostern unserem lieben Freund und Nachbarn Heinrich Dohna an, der ihn mit Sohn und Neffen in ihr neues Leben brachte.

Udos Einsegnung fand im September 1936 in Templin statt, die dort besonders feierlich in der Aula begangen wurde. Wir waren alle dazu hingefahren, auch die zwei lieben Schwiegertöchter, und hatten zwei schöne Festtage, in dem kleinen Hotel am lindenumstandenen Marktplatz des malerischen Städtchens wohnend. Der Anstaltsgeistliche, Pastor Augustat, zog mit seinen 19 Konfirmanden in den Festraum ein und sprach über den Spruch: „Wachet, steht im Glauben, seid männlich und seid stark, alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen.“

Udo erhielt den Spruch: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Wir gingen alle zum Heiligen Abendmahl, es war das letzte Mal, daß wir diese Feier mit Fritz begehen durften und mir daher fest in das Gedächtnis geprägt. Wir lasen am Abend zusammen den 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele.“ Nun waren all unsere Kinder erwachsene Gemeindemitglieder.

Udo bestand sein Abitur im Februar 1939, dann folgte der Arbeitsdienst, zuerst in Dönhofstadt, dann in Nogat-Neuland bei Elbing, von wo aus die jungen Leute die Dirschauer Brücke neu erbauen halfen, die im Polenkrieg zerstört war. Ein Motorradunfall in Braunsberg hatte für Udo recht lange Folgen, er hatte eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen, nur durch Zufall erfuhren wir davon, und Armgard und ich besuchten ihn im Lazarett. Nach Schluß des Arbeitsdienstes verbrachte er einige Zeit zu Hause, um sich völlig zu erholen, und ging im Februar 1940 zu der Ersatz-Panzeraufklärungsabteilung Königsberg, die in Berlin-Stahnsdorf lag.

Im Juni kam er zu dem Feldtruppenteil nach Frankreich, kam aber nicht mehr in

Kampfhandlungen hinein, doch sah er viel Schönes und Interessantes in dem fremden Lande. Bald darauf kam er als Zugführer nach Rußland und machte den Vormarsch in der Panzerarmee Guderian bis Wenew südlich Moskau mit, er bekam bald das EK I.

Im Januar wurde er zum Leiter eines Kurses für Unteroffiziere hinter der Front nach Roslawl bestimmt, doch wurde er gleich darauf mit seinen 90 Leuten an eine brenzliche Stelle geschickt. Er fand das Dorf Kirow, das feindfrei sein sollte, besetzt, und aus diesem pfliffen ihnen Maschinengewehrkugeln entgegen, so wurde auch er am 14. Februar verwundet. Mit mehreren Verwundeten mußte er sich noch 400 m durch den Schnee kriechend bis zu den Schlitten begeben, die letzten 100 m nahm ein treuer Kamerad, Schweizersohn aus Lamgarben, ihn auf den Rücken, weil seine Kräfte versagten. Dann gelangte er per Schlitten, Güterzug und Flugzeug schon in vier Tagen in die Heimat nach Insterburg.

Am 18. Februar bekamen wir die telefonische Nachricht, und ich fuhr gleich den nächsten Morgen hin, fand ihn mit bösem Knieschuß und leichtem Armschuß zuerst ziemlich primitiv mit vielen anderen in einem unwirtlichen Kasernenraum, aber schon an demselben Tage wurde er in das richtige Lazarett gebracht, wo er mit einem schwerverwundeten Offizier das Zimmer teilte. Es ging ihm die ersten drei Wochen leidlich, das Fieber war gering, wir wählten ihn schon über den Berg, da trat plötzlich hohes Fieber, verbunden mit argen Schmerzen, ein.

Dr. Böminghaus versuchte erfolglos mit dem Öffnen des Schußkanals das Schienbein entlang, der Sache Herr zu werden, mußte aber nach zwei Tagen einsehen, daß um eine Amputation nicht herumzukommen war. Noch an demselben Nachmittag wurde die Operation gemacht, Udo war sehr ruhig und tapfer, hoffte auch auf Erleichterung der Schmerzen, die sich immer mehr gesteigert hatten. Ich konnte die ersten zwei Nächte bei ihm bleiben, fand zuerst freundliche Aufnahme bei Frau v. Lentzki und zog dann in den „Dessauer Hof“. Es folgten schwere Tage und Wochen mit bösen Schmerzen, häufigem Verbandswechsel, quälendem Streckverband und Schlaf- und Appetitlosigkeit, ich durfte den ganzen Tag bei ihm sein. Später konnte er sich schon an dem Besuch der Geschwister freuen, Armgard kam häufig von Tilsit aus herüber, Mortimer, die Bednarker Kusinen, Albrecht, Hans Lehdorff kamen und Botho Wendt, der die Adoption vollzog, ein recht bewegender Augenblick am Krankenbett. Else löste mich, aus Potsdam kommend, einige Tage ab; nach einem verfrühten Gehversuch mußte ein neuer Streckverband angelegt werden. Eines Tages entdeckten wir eine Laus auf Udos Nachthemd, die aus seinem Rußlandköfferchen stammte, und diese Laus gab der Genesung eine glückliche Wendung. Udo kam in eine Baracke, lag mit drei anderen Offizieren zusammen, und dort hoben sich allmählich seine Lebensgeister, er konnte in der Sonne liegen, und Mitte Mai konnte ich ihn schon turnend und langsam um die Baracke gehend vorfinden.

Am 1. Juni kam er zum ersten Mal auf Urlaub, konnte vier Wochen bleiben und wurde

in das Hindenburglazarett in Königsberg überwiesen, wo er zuerst ein Holzbein und dann die richtige Prothese bekam. Dort konnte er schon häufig in die Stadt gehen, sein Turnen war erstaunlich gut, er sprang und machte Handstand, und sie wollten ihn als Turnlehrer dort behalten.

Im Dezember konnte er sich bei dem Ersatz-Bataillon in Insterburg melden, wo er als Adjutant der Panzertruppschule zwei Jahre blieb, und dann nach Sternberg in Mähren und später nach Sondershausen kam, wo die Amerikaner seinem Soldatenleben ein Ende machten.

Er verlobte sich am 16. Juli 1944 in Osterode mit Carola Holzlöhner, die er als nimmermüde und treue Heilgymnastikerin im Hindenburghaus kennengelernt hatte. Ende Juli brachte er uns seine Braut nach Prassen, die wir gleich herzlich lieb gewannen, und war dann noch einmal mit ihr in Gallingen. Am 24. September fand in Osterode im kleinen Kreise die Hochzeit statt, zu der ich von Goseck zurückkam, und an der auch Botho Wendt, sowie Gisela und Armgard teilnahmen.

Wir lernten Carolas Familie kennen und gewannen gleich den Eindruck eines vorbildlichen Familienlebens und eines vorbildlichen Tones zwischen Eltern und Kindern, der die beste Gewähr für ein späteres Glück ist.

Sein Kamerad, Pfarrer Krämer, traute ihn in der großen Osterroder Kirche. Er beleuchtete aus hoher Warte den Spruch: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Es war ein ernstes Fest, denn die Schatten senkten sich immer tiefer auf uns herab, und es wurde einem klar, daß ein junges Paar in dieser Zeit keinem fröhlichen leichten Leben entgegenging. Um so wichtiger erschien es mir, daß wahre treue Liebe sie verband, die manche Schicksalsprobe würde aushalten müssen, wie sie es dann auch nur zu bald erlebten.

Jedesmal aber, wenn ich die lieben Kinder und die drei lieben Enkel jetzt in ihrer neuen Heimat in Bielefeld besuche, sehe ich, daß trotz der schweren Arbeit und trotz der Einschränkungen der feste Zusammenhalt da ist, der das heutige Leben lebenswert macht.

13. Kapitel

Maries Kinder

Motto:

*Familienleben, Familienleben,
wie so hoch wichtig bist du! Du bist das Heiligtum der Menschheit,
du bist das Allerheiligste der Pflege des Göttlichen. Nur von dem stillen,
verborgenen Heiligtum der Familie kann zunächst das Wohl
des Menschengeschlechtes wiederkommen.*

Fröbel

Mit wärmster Teilnahme erlebten wir alle Sorgen und alle Freuden von Marie in Döhrings mit, deren Kinder uns fast wie eigene waren, so gehören auch ihre Schicksale zu meinem Leben.

Jonas verlobte sich als erster des Geschwisterkreises mit Emilie von Weiß aus Plauen. Das Brautpaar war bei unserem ersten Familientag mit den Liebenbergern im Sommer 1926 zugegen, der viele Familienmitglieder vereinte, und bei dem wir den Wickern die hübsche Überraschung bereiten konnten, daß Botho Ernst, den wir alle herzlich liebten, sie vor unserer Haustür empfing, den sie unabkömmlich bei einem Studium wählten. Diesem ersten Familientag folgten noch mehrere derartige Zusammenkünfte auch in Gallingen und Wicken, nachdem der Familienverband gegründet war.

Im September 1927 waren wir mit unseren fünf großen Kindern in dem gastlichen Hause in Plauen zur Hochzeit geladen. Hübsche Aufführungen fanden in dem durch zwei Stockwerke gehenden Saal statt. Armgard erschien auf dem Ponie, acht Kusinen führten einen Rosentanz auf, am reizendsten aber war die Aufführung der Plauer Leute, die Männer mit Sensen, die Mädchen mit einem Blumenbaldachin. Die Trauung war in der mit großem Geschmack neu erbauten Allenburger Kirche, die alte war dem Krieg zum Opfer gefallen. Der später traurig berühmt gewordene Reichsbischof Müller, damals Wehrkreispfarrer in Königsberg, vollzog sie. Alles war auf das Beste eingerichtet, Frau von Weiß ist mir immer als das Muster einer Gutsfrau erschienen, wer konnte damals ahnen, daß sie und ihr Mann ein tragisches Flüchtlingsende auf einem untergehenden Schiff finden würden.

Jonas und Emeline zogen zuerst nach Königsberg, wo man sich häufig sah, dann wurde Jonas nach Potsdam versetzt; vier blühende Kinder wurden ihnen geschenkt.

In den Kriegsjahren zitterten wir mit Emeline um das Leben des schwerverwundeten Jonas, freuten uns an seiner Genesung jedesmal, wenn er von Lötzen aus zu uns nach

Prassen kam und mußten dann alle Hoffnungen sinken lassen, als Jonas in Glogau als Festungskommandant die Tage des Zusammenbruchs nicht überlebte.

Das schwere Schicksal meines Patensohnes Otto, den ich bei einem mehrwöchentlichen Besuch in Prassen sehr lieb gewonnen hatte, bedrückte uns noch, er wurde als Schüler in Roßleben von den Russen verschleppt.

Das Flüchtlingsleben hat uns und Emeline, zu meiner Freude, wieder in ein nachbarliches Verhältnis gebracht, in die Hamburger Vororte Aumühle und Wentorf.

Bald nach der Hochzeit von Jonas erlebte die Familie ein schmerzliches Ereignis. Unser geliebter Heinrich, der uns im Mai seine Braut, die Gräfin Dorothee von Pfeil gebracht hatte, an der wir gleich ein großes Wohlgefallen fanden, war in den letzten Septembertagen bei uns. Er hatte mit Fritz die endgültigen Besprechungen, ehe er die Wirtschaft Romsdorf übernahm, heiratete und in das dortige Beamtenhaus ziehen sollte, das Fritz ihm mit viel Liebe zurechtgemacht hatte. Vorerst wohnte er bei Marie Eleonore im Romsdorfer Gutshaus. Ahnungslos reisten Fritz und ich nach Wiesbaden, wo dieser eine Kur für seine Schulter gebrauchen sollte. Noch nicht zwei Tage waren wir dort, als das entsetzliche Telegramm mit der Nachricht von Heinrichs plötzlichem Tode eintraf, das unsere Herzen erstarren ließ. Wir eilten heim, wir konnten es nicht glauben, nicht fassen, und fanden die erschütternde Tatsache vor. Ohne Abschiedswort, ohne ersichtlichen Grund war Heinrich von uns gegangen. Da, wo nur Glück und Sonnenschein, Zukunftspläne und fröhliches Schaffen zu walten schien, war der Tod in der traurigsten Gestalt dazwischen getreten. Fritz litt unaussprechlich, als wir den lieben Jungen starr und still in seinem Zimmer in Romsdorf fanden. Marie war wie versteinert, abends wurde die Leiche nach Döhrings gebracht, und Pfarrer Ewert hielt eine Andacht.

Dorothee war mit Mutter und Bruder gekommen. Den Tag darauf wurde der Sarg von unseren Förstern auf einen mit Tannengrün geschmückten Wagen gehoben, und der traurige Zug setzte sich langsam in Bewegung. Wir alle folgten nach Schönbruch, wo Heinrich neben seinem Vater begraben wurde. Pfarrer Rothe sprach kurz, gab aber in den wenigen Worten, was die zerrissenen Herzen brauchten. Ich habe den Ausdruck „seine Hoffnungen begraben“ nie so verwirklicht gesehen, als bei dem Anblick von Mutter und Braut, die Arm in Arm am Grabe standen. Wir gingen die nächsten Tage alle wie träumend unter einer dunklen Wolke einher, Dorothee blieb noch acht Tage bei uns.

Als sie später ganz zu Marie zog und als Gemeindeschwester bei uns wirkte, ging unsere liebe Szesima nach Magdeburg, um vom Diakonieverein aus ihr Schwesternexamen zu machen. Der Abschied wurde uns sehr schwer, gehörte sie doch so ganz zu unserem Leben und war in ihrer frischen Art für Jung und Alt eine Freude.

Nach bestandem Examen kehrte sie 1931 zurück und verlobte sich bald darauf mit Hans Carl von Haebler, den sie bei einer Schneeschuhexpedition mit Betty Eberstein kennengelernt hatte. Im September fand die Hochzeit in Wicken statt, den Vorabend verlebten wir mit allerhand gelungenen Aufführungen in Döhrings, Udo und Else als Amor und Psyche, Mortimer und Armgard als Arzt und Schwester, den Vogel schossen aber Fritz und Betty als Schneeschuhsportler ab.

Es waren sehr lebhaftige Tage für uns, das Haus war voller Gäste, Carl Elimar und Thea wurden als Brautpaar gefeiert, und im Park fand das 50jährige Jubiläum des Kinderhäuschens statt, das mein Schwiegervater gebaut hatte. Dieselbe Jugend saß lieb und grauköpfig vollzählig in der alten kleinen Stube, zum Teil noch auf den selben alten Möbeln. Es gelang, ein reizendes Bild von ihnen zu machen, alle über die halbe Haustür gelehnt. Else hatte mit viel Liebe und Eifer das Essen für uns alle vor und in dem Häuschen bereitet. Da Karau schon in Wicken zur Hilfe war, machten die vier Töchter in schwarzen Kleidern und weißen Schürzen und Udo mit der Knopfjacke abends die Tischbedienung beim Diner, Udo jonglierte zu meinem Entsetzen mit einer großen Meissener Schüssel voller Entenbraten umher, doch gelang alles zur Zufriedenheit.

Szesimas Trauung in der alten malerischen Schönbrucher Kirche war sehr feierlich, Rudolf spielte die Orgel, bei Tisch hielt Siegfried eine seiner guten Reden, die Aufführungen wurden für die neue Familie wiederholt, und das junge Paar verließ uns bei strömendem Regen, was Glück bringen soll. Unsere Szesima zog in die weite Ferne nach Großschönau bei Zittau in eine sehr hübsche Gegend und in ein wunderhübsches altes Haus. Fünf prächtige Söhne erblichten ihr, die sie zu unserer Freude auch einige Male nach Ostpreußen brachte. Im Kriege holte sie Marie ganz zu sich, die zu elend war, um allein weiter in Döhrings zu leben, leider erlebte sie noch den Zusammenbruch.

Nach langen Jahren konnte ich 1950 Szesima besuchen und sie und ihren Mann bewundern, wie sie sich in die schweren Verhältnisse in der Ostzone gefunden haben.

Carl-Elimar hatte sich im Sommer 1931 mit Thea von Halem verlobt, ich sehe ihn noch, als er zurückkam und gleich unter der Eiche voller Stolz 19 Bilder seiner Zukünftigen aus der Aktentasche zog, die er uns zeigen wollte. Wir alle freuten uns von Herzen mit ihm, jeder gönnte ihm sein Glück noch mehr als allem anderen, denn er hatte durch seine schwere Verwundung ein hartes Schicksal erlitten, bis die große Operation in Jena ihn wiederherstellte.

Auch seine Hochzeit im schönen Sondershausen machten wir mit, es war Armgards erstes größeres Fest, sehr würdig und vornehm in den weiten Räumen des Schlosses. Wir lernten Theas liebe Eltern kennen, auch Ludwig Zech war unter den Gästen. Armgard und ich hatten anschließend interessante Tage in Weimar und Dresden. Die junge Carl-Elimar'sche Familie kam uns sehr nah, wir besuchten sie in Gumbinnen,

einen Winter war Thea mit den Kindern ganz in Döhrings, einige Wochen vertraute sie mir die Kinder an, vor allem aber, als Thea im Winter 1935/36 lange Monate schwer krank in Königsberg lag, hatten wir Karl-Gustav und Alexandra, damals „Schnippl“ und „Tinchen“, ein halbes Jahr bei uns in Prassen. In dieser ganzen Zeit war Carl Elimar unser häufiger gemütlicher Gast.

Auch in Danzig besuchte ich sie und konnte mich an den Anblick des kleinen Albrecht von Herzen freuen, der den Eltern so bald genommen wurde. Thea hatte sich so gekräftigt, daß sie in der Russenzeit, in der sie nach Rügen verschlagen wurde, Unvorstellbares an Arbeit und Entbehrungen ausgehalten hat. Leider sind sie nicht in unsere Nähe gekommen, und bei den knappen Geldverhältnissen ist ein Wiedersehen nicht häufig.

Zu unserer großen Freude verlobte Albrecht sich im Oktober 1929 mit unserer lieben Dorle, die uns wie eine Tochter ans Herz gewachsen war, wir hatten alle im Stiilen darauf gehofft. Die schmerzende Wunde hatte sich geschlossen, und neues Glück erblühte. Nur an Dorles Abschiedsabend in Döhrings, an dem Armgard ihr den Rosenkranz überreichte, lebte die Vergangenheit übermächtig in meinem Herzen auf. Wir feierten die Ziviltrauung, die bei uns stattfand, mit einem Familienessen, bei dem Fritz sehr warm sprach. Wir fuhren mit den Töchtern nach Berlin zur Hochzeit, hatten einen stillen Teeabend bei Pfeils, freuten uns an dem langentbehrten Wiedersehen mit Szesima und an dem reizenden großen Pfeil'schen Familienkreis. Die Trauung fand in der alten Garnisonkirche statt, Feldprobst Schlegel sprach über den Wicker Hauspruch. Graf Pfeil und Siegfried hielten sehr schöne Ansprachen, und die Freude an der Gegenwart deckte das Dunkel der Erinnerung zu.

Das junge Paar zog nach Insterburg, und das Jahr darauf taufte wir den kleinen Carl-Heinrich in der dortigen Garnisonkirche. Er war von kleinauf ein prächtiger Knabe, energisch und selbständig, mit Freuden denke ich noch an die Wochen zurück, die er, vierjährig, zur Erholung nach böser Grippe bei uns verbrachte. Jeder folgte seiner Entwicklung mit wachsender Bewunderung, und so war auch jeder auf das Tiefste durch seinen frühen Heldentod erschüttert. In meinem Gedächtnis haften einige reizende Wochen, in denen ich Carl-Heinrich, Carl-Gustav und Otto bei mir in Prassen hatte, die beiden letzteren gingen in Leunenburg zur Schule. Jeden Nachmittag kamen auch die Prasser Enkel mit ihren Schularbeiten zu mir, und so herrschte ein fleißiges Lernen und ein reges Leben.

Große Freude hatten wir, als Dorle im April 1934 einem Zwillingspärchen das Leben schenkte und in Wangnick unser lieber Richard geboren wurde. Ich brachte am 10. Else nach Heiligengrabe und bei meiner Rückkehr am 13. früh, Fritzens 60. Geburtstag, empfing mich wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß unser liebes Dorle die Geburt der Zwillinge mit dem Leben bezahlen mußte. Von Tag zu Tag matter werdend, erlag sie einer tückischen Nierenkrankheit und war am 13. früh eingeschlafen.

Unser frisches, rosiges, strahlendes Dorle, die sorgsamste Gattin, Hausfrau und Mutter, lag auf dem Totenbett, Fritz litt schwer. Dazu mußte sein Geburtstag gefeiert werden, der mit vielen Beweisen der Liebe und Treue gerade nach dem Erleben der Verurteilung sehr wohltuend war, es kamen verschiedene Deputationen aus Rastenburg mit Blumen und Ansprachen, abends brachte der Kriegerverein einen Fackelzug, als Gäste hatten wir nur Botho Wendt und Herrn von Berg, aber man ging und stand wie im Traume im Gedanken an den armen Albrecht. Am 16. brachten wir unsere Dorle zur letzten Ruhe in die Gruft, unter großer Beteiligung der Gemeinde, in der sie so beliebt gewesen war. Später begruben wir sie unter einer alten Linde auf dem Kirchhof, und das Schmücken des Grabes war Maries Herzensanliegen.

Im September 1935 verlobte Albrecht sich mit Bärbel, Dorles lieber Schwester, die auch wir schon lange lieb gewonnen hatten. Im November fand im kleinsten Kreise in Berlin die Hochzeit statt, Albrecht wurde nach Königsberg und dann nach Rostock versetzt. Im Kriege kamen sie wieder nach Königsberg. Fritz schloß Bärbel warm ins Herz, als sie ihn einige Male in der Barmherzigkeit auf seinem Krankenlager besuchte. Sie wurde die treueste Mutter der verwaisten Kinder und ein allzeit anregendes und erfrischendes neues Familienmitglied. In den Kriegsjahren war sie zu unserer Freude viel mit den Kindern in Döhrings. Albrechts wurden böse ausgebombt, bei den schweren Luftangriffen in Königsberg, Gisela konnte ihnen beim Bergen ihrer Sachen behilflich sein. Sie zogen dann nach Thüringen.

Auch uns hat das Schicksal nach allem Hin und Her der Kriegsjahre wieder in nachbarliche Nähe geführt, die mir ein Abglanz der Heimat ist.

14. Kapitel

Unsere Hausgenossen

Motto:

*Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern,
als daß sie treu befunden werden.*

1. Kor. 4/2

Mein Lebenslauf wäre unvollständig, wenn ich nicht all der treuen Menschen gedenken würde, die mir bei den Kindern sowie im Haushalt halfen, ohne deren Unterstützung ich nicht allen Anforderungen, die unser lebhaftes Leben an mich stellte, hätte gerecht werden können. Da war zuerst die originelle alte Kinderfrau Link, „alte Hanne“ ge-

nannt, die unsere älteren Kinder versorgte, Mortimer stellte sie zu unserer Silberhochzeit in herrlicher Kostümierung und herrlichem Dialekt vor. Als Werner einmal von dem Putenfutter in Schlanz naschte und meine Schwiegermutter sie darauf aufmerksam machte, erwiderte sie: „Ach, Exzellenz, weiß einer viel, wovon ein Kind fett wird!“ Sie tat den richtigen Ausspruch: „Freude an Kindern und am Frühling kann einem auch das Alter nicht rauben!“

Werner war fest entschlossen, sie später zu heiraten, aber sie starb vorher im Löbenichtschen Hospital in Königsberg.

Fünf Jahre lang versorgte „Fräulein Annchen“ Wiechert, die Kinderstube in größter Pflichttreue und Genauigkeit. Frl. Schöpe, spätere Frau von Blücher, war etwas zu streng, aber sehr gewissenhaft. Frl. Hedwig Dora, „Dota“ genannt, hatte durch lange Jahre die beiden Kleinen, die geliebten „Piedels“, woher dieser Name stammte, wußte niemand, unter ihrer Obhut. Sehr geliebt von den beiden Kindern und sie selbst vernarrt in den „Goldjungen Udo“, wie sie an Else hing, kam zum Ausdruck, als wir beide, kurz vor dem Zusammenbruch, in der Gruft an deren Sarg standen.

Um das Beibringen der Schulweisheit bemühte sich Maria Balzer lange Jahre. Sie war ein junges zartes Wesen, ihre feinfühlige Seele strömte sie in vielen schönen Gedichten aus, wobei aber die lateinische Grammatik nicht zu kurz kam. Frl. Marie Tychsen, „Midi“ genannt, schon in den Sechzigern, war hochmusikalisch und für dramatische Dichtungen begabt, mit denen sie alle unsere zahlreichen Feste verschönte, was bei ihrem Abgang wiederum von unseren Kindern auf die Bühne gebracht wurde. Sie, sowohl wie Frl. Rennebaum, die auch schon ältere, lebhaftere, originelle Bayerin mit den vielen Stirnlöckchen, waren lange im Ausland gewesen und der fremden Sprachen sehr mächtig. Beide waren ja sieben Jahre bei uns, und die große Treue und Stetigkeit, die diesen langjährigen Unterricht so wertvoll machte, sind für unsere Kinder eine gute Lebensgrundlage gewesen.

Bis zu ihrem Tode haben wir mit ihnen treue Freundschaft und Verbindung gehalten. Frl. Tychsen unterrichtete Agnes und Phemie, für die sie eine fanatische Liebe hegte; Frl. Rennebaum hat hauptsächlich an Armgard und an Elisabeth Platen ihre Kenntnisse vermittelt.

Die gelehrte Frl. Dr. Lemcke, die zu Else und Udo kam, war die verkörperte Grammatik und Mathematik, ihr etwas trockenes Wesen stach von ihren Vorgängerinnen ab. Die Grundlagen aber, die sie legte, waren fest und sicher, der liebe prächtige Carl-Albrecht Dohna aus Tolksdorf und Dieter Frobeen profitierten auch von ihr.

Als guten Geist im Hause fanden wir die langjährige Kastellanin Marie Böhm vor, von unseren Kindern, die sie über alles liebte, „Cani“ genannt, die sich zwar zur Ruhe gesetzt hatte, aber doch noch aushalf. Als sie nach langer schwerer Krankheit

Unser frisches, rosiges, strahlendes Dorle, die sorgsamste Gattin, Hausfrau und Mutter, lag auf dem Totenbett, Fritz litt schwer. Dazu mußte sein Geburtstag gefeiert werden, der mit vielen Beweisen der Liebe und Treue gerade nach dem Erleben der Verurteilung sehr wohltuend war, es kamen verschiedene Deputationen aus Rastenburg mit Blumen und Ansprachen, abends brachte der Kriegerverein einen Fackelzug, als Gäste hatten wir nur Botho Wendt und Herrn von Berg, aber man ging und stand wie im Traume im Gedanken an den armen Albrecht. Am 16. brachten wir unsere Dorle zur letzten Ruhe in die Gruft, unter großer Beteiligung der Gemeinde, in der sie so beliebt gewesen war. Später begruben wir sie unter einer alten Linde auf dem Kirchhof, und das Schmücken des Grabes war Marias Herzensanliegen.

Im September 1935 verlobte Albrecht sich mit Bärbel, Dorles lieber Schwester, die auch wir schon lange lieb gewonnen hatten. Im November fand im kleinsten Kreise in Berlin die Hochzeit statt, Albrecht wurde nach Königsberg und dann nach Rostock versetzt. Im Kriege kamen sie wieder nach Königsberg. Fritz schloß Bärbel warm ins Herz, als sie ihn einige Male in der Barmherzigkeit auf seinem Krankenlager besuchte. Sie wurde die treueste Mutter der verwaisten Kinder und ein allzeit anregendes und erfrischendes neues Familienmitglied. In den Kriegsjahren war sie zu unserer Freude viel mit den Kindern in Döhrings. Albrechts wurden böse ausgebombt, bei den schweren Luftangriffen in Königsberg, Gisela konnte ihnen beim Bergen ihrer Sachen behilflich sein. Sie zogen dann nach Thüringen.

Auch uns hat das Schicksal nach allem Hin und Her der Kriegsjahre wieder in nachbarliche Nähe geführt, die mir ein Abglanz der Heimat ist.

14. Kapitel

Unsere Hausgenossen

Motto:

*Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern,
als daß sie treu befunden werden.*

1. Kor. 4/2

Mein Lebenslauf wäre unvollständig, wenn ich nicht all der treuen Menschen gedenken würde, die mir bei den Kindern sowie im Haushalt halfen, ohne deren Unterstützung ich nicht allen Anforderungen, die unser lebhaftes Leben an mich stellte, hätte gerecht werden können. Da war zuerst die originelle alte Kinderfrau Link, „alte Hanne“ ge-

nannt, die unsere älteren Kinder versorgte, Mortimer stellte sie zu unserer Silberhochzeit in herrlicher Kostümierung und herrlichem Dialekt vor. Als Werner einmal von dem Putenfutter in Schlanz naschte und meine Schwiegermutter sie darauf aufmerksam machte, erwiderte sie: „Ach, Exzellenz, weiß einer viel, wovon ein Kind fett wird!“ Sie tat den richtigen Ausspruch: „Freude an Kindern und am Frühling kann einem auch das Alter nicht rauben!“

Werner war fest entschlossen, sie später zu heiraten, aber sie starb vorher im Löbenichtschen Hospital in Königsberg.

Fünf Jahre lang versorgte „Fräulein Annchen“ Wiechert, die Kinderstube in größter Pflichttreue und Genauigkeit. Frl. Schöpe, spätere Frau von Blücher, war etwas zu streng, aber sehr gewissenhaft. Frl. Hedwig Dora, „Dota“ genannt, hatte durch lange Jahre die beiden Kleinen, die geliebten „Piedels“, woher dieser Name stammte, wußte niemand, unter ihrer Obhut. Sehr geliebt von den beiden Kindern und sie selbst vernarrt in den „Goldjungen Udo“, wie sie an Else hing, kam zum Ausdruck, als wir beide, kurz vor dem Zusammenbruch, in der Gruft an deren Sarg standen.

Um das Beibringen der Schulweisheit bemühte sich Maria Balzer lange Jahre. Sie war ein junges zartes Wesen, ihre feinfühligke Seele strömte sie in vielen schönen Gedichten aus, wobei aber die lateinische Grammatik nicht zu kurz kam. Frl. Marie Tychsen, „Midi“ genannt, schon in den Sechzigern, war hochmusikalisch und für dramatische Dichtungen begabt, mit denen sie alle unsere zahlreichen Feste verschönte, was bei ihrem Abgang wiederum von unseren Kindern auf die Bühne gebracht wurde. Sie, sowohl wie Frl. Rennebaum, die auch schon ältere, lebhaftere, originelle Bayerin mit den vielen Stirnlöckchen, waren lange im Ausland gewesen und der fremden Sprachen sehr mächtig. Beide waren ja sieben Jahre bei uns, und die große Treue und Stetigkeit, die diesen langjährigen Unterricht so wertvoll machte, sind für unsere Kinder eine gute Lebensgrundlage gewesen.

Bis zu ihrem Tode haben wir mit ihnen treue Freundschaft und Verbindung gehalten. Frl. Tychsen unterrichtete Agnes und Phemie, für die sie eine fanatische Liebe hegte; Frl. Rennebaum hat hauptsächlich an Armgard und an Elisabeth Platen ihre Kenntnisse vermittelt.

Die gelehrte Frl. Dr. Lemcke, die zu Else und Udo kam, war die verkörperte Grammatik und Mathematik, ihr etwas trockenes Wesen stach von ihren Vorgängerinnen ab. Die Grundlagen aber, die sie legte, waren fest und sicher, der liebe prächtige Carl-Albrecht Dohna aus Tolksdorf und Dieter Froben profitierten auch von ihr.

Als guten Geist im Hause fanden wir die langjährige Kastellanin Marie Böhm vor, von unseren Kindern, die sie über alles liebte, „Cani“ genannt, die sich zwar zur Ruhe gesetzt hatte, aber doch noch aushalf. Als sie nach langer schwerer Krankheit

heimging, konnte ich in ihren Zeitungsnachruf setzen: „Sie hat Liebe gesät und Liebe geerntet.“

Der vortreffliche Kammerdiener Nelde hatte schon durch lange Jahre meinen Schwiegervater gepflegt und widmete auch uns noch lange seine Dienste; als er sich zur Ruhe setzte, half er noch gerne aus. Mit dem Aussehen eines alten Lords verband er die vollkommensten Formen, alle Gäste schätzten ihn, er kannte einen jeden, und es ging nie ohne ein freundschaftliches gegenseitiges Begrüßen ab, so versicherte er, als Herr von Rautter Willkomm zur Jahrhundertfeier 1913 den Grafentitel erhielt: „Ich werde „Herrn Grafen“ jetzt auch immer so nennen!“

Sein treuer Nachfolger Johann Karau ist uns bis zum traurigen Ende ein lieber Hausgenosse gewesen. Seine Hilfe versagte nie, die große Liebe, die er für Fritz, unsere Kinder und Enkel hegte, die Bereitwilligkeit, mit der er überall zupackte, waren unersetzlich. Das Zutrauen, das in seine nie versagende Hilfe gesetzt wurde, erhellt aus den Worten meines kleinen Enkel Richard, der bei dem Anblick einer völlig zermorschten Waldbrücke meinte: „Die muß der Karau wieder leimen!“ Nach dem Zusammenbruch hofften Mortimers noch lange vergeblich, ihn und seine vortreffliche Frau aus der Ostzone herauszubekommen, wo er bei seinem Sohn in der Gegend von Magdeburg gelandet war.

Dem Lebenszentrum des Hauses, der Küche, stand die energische Mamsell Therese Langkutsch 24 Jahre lang vor. Das Vertrauen, das ich in sie setzen konnte, ersieht man an dem Umstand, daß ich nicht die Vorräte vor ihr verschloß, sondern sie vor mir, weil sie fand, daß ich in den Notzeiten zuviel verschenkte. Die Schweine und Gänse, die sie geschlachtet, die Würste, die sie gestopft, die Hühner, die sie aufgezogen, die Kuchen, die sie gebacken, die Cremes, die sie gerührt, die Menschen, die sie in den langen Jahren sattgemacht hat, gaben eine vielstellige Zahl ab. Treulich wurde sie unterstützt durch die Reinlichkeitsfanatikerin Marie Liedtke, die ihr 15 Jahre zur Hand ging, und durch manches tüchtige Mädchen.

Durch lange Jahre war Helene Politt meine treue Jungfer. Sie hat auch später noch für drei Generationen ungezählte Kleider mit Fleiß und Geschick geschneidert. So manches Jubiläum für treue Dienstjahre haben wir im Herrensaal gefeiert.

Im Hause wirkten meist drei Mädchen unter dem Zepter von Elisabeth Klatt und später von Auguste Bahr. Wieviel Wäsche sie gewaschen und geflickt, wie oft sie die Gaststuben gerichtet, wieviel Stückchen Leinwand sie im Winter gespult und geschoren haben, wieviel Federn gerissen und gewaschen, wieviel Betten jährlich gestopft wurden, das weiß niemand mehr, hatte ich doch allein 25 Betten mit Handtüchern und Bezügen auf den Vorwerken für die jungen Schweizer und Knechte.

Die gute alte „Preuß' Marie“ ist auch nicht zu vergessen, die das Federvieh so treulich

besorgte. Wie säuberte sie täglich meinen schönen Hühnerstall, wie holte sie jeden Abend mit viel Lamento die Enten vom Teich oder gar von der Guber, wenn sie ausgerückt waren. Wie hing sie an uns allen; als ich nach Phemies Tod heimkehrte, war sie voller Teilnahme und sagte: „Am meisten haben wir geweint, daß Komtess Phemie nicht hier begraben wurde!“

Den Herzen unserer Kinder standen aber die Kutscher am nächsten, Kossack und Kluwe mit ihren jeweiligen Hilfen, wurden täglich nicht einmal, sondern zehnmal besucht, während ich meine Schritte am liebsten nach dem Garten lenkte. Dort hatte ich noch den guten Pöpping übernommen, dessen Gehilfe Paul Neidhardt bis zum Zusammenbruch unser Obergärtner blieb. Während ersterer ein Spezialist für Begonien und Rosen war und herrliche Ananas in dem alten Hause zog, das in dem späteren Rosengarten stand, und mehr für die Schönheit als für das Gemüse übrig hatte, war Neidhardt, der Zeit entsprechend, mehr für letzteres und für das Obst. In guten Jahren war der Garten das Bild der Üppigkeit und Fruchtbarkeit. Das schöne Gewächshaus, das Fritz mir gleich zu Anfang baute, war eine Quelle größter Freude.

Viele Feigen, Gurken, Mimosen, Alpenveilchen, Chrysanthemen und Hortensien, die Fritz besonders liebte, gingen daraus hervor. Neidhardts Spezialität war der Tafelschmuck, an dem Fritz so viel Freude hatte, sowie das Ausschmücken der Kirche und anderer Räume bei festlichen Gelegenheiten.

Auch die treuen Gartenmänner muß ich erwähnen, Rubbel mit dem lahmen Bein, und später Kratel mit dem schönen Vollbart, der bei den Krippenspielen immer den Josef darstellen mußte, er und seine Frau sind von den Russen erschossen worden, hatten in der Eile auf dem Treck keinen Platz gefunden.

Ein Original unter unseren Angestellten war unser Kutscher Kossack, bei dem der Wassersucher, Herr von Graewe, gelegentlich eines Brunnensuchens bei uns, eine ungewöhnlich starke magnetische Kraft entdeckte. Er ging mit uns Hand in Hand über den Rasen, bei den meisten schlug die Rute garnicht, bei Kossack aber so verblüffend stark, daß er ihn für außerordentlich geeignet zum Wassersuchen hielt. In meiner Jugend standen wir dieser Kunst sehr skeptisch gegenüber, der als Wassersucher bekannte Graf Bülow Bothkamp kam mit dem alten Herrn von Kalkstein-Wogau, der sich auch in dieser Hinsicht betätigte, zu uns nach Dönhofstädt, um dort einen Brunnen für die Wasseranlage im Schloß zu suchen. Wir aber lachten heimlich über die beiden Herren, bis die Erfahrung uns eines Besseren belehrte.

Kossack trainierte sich unaufhörlich und las alle Schriften über die Materie, deren er habhaft werden konnte. Bald wurde er so bekannt, daß in der ganzen Gegend kein Gut, kein Bauer einen Brunnen bohrte, ohne ihn mit seiner Wünschelrute kommen zu lassen, bis nach Pommern und Schlesien wurde er gerufen. Der unablässig laufende Wasserquell in Marlutten, die „Kossackquellen“ in Kolbitzen und ähnliche in der

Gegend verdanken ihm ihre Entdeckung. Er lernte auch Gold suchen und spürte an seiner Rute den Unterschied zwischen gutem und weniger gutem Gold; legte man auf den Rasen eine goldene Uhr, so fand er sie mit geschlossenen Augen in kürzester Frist. Er tastete die Menschen ab und an der Stelle des Körpers, die nicht in Ordnung war, schlug seine Rute. Er stellte erstaunlich richtige Diagnosen, sei es bei Nieren-, Kopf-, Lungen- oder Magenkrankungen.

Allmählich aber bildete er noch eine andere Fähigkeit aus, die im Kriege viele Menschen zu ihm führte. Er konnte nach Photographien, die er mit seiner Rute „abpendelte“ und sich dabei ganz stark „konzentrierte“, wie er es nannte, sagen, ob die Betroffenen noch am Leben, gesund oder verwundet seien. Auch da haben wir so verblüffend richtige Auskünfte erlebt, daß es schier unbegreiflich war. So stellte er, bei ihm völlig unbekannten Menschen, aus dem Bilde Krankheiten fest, die sie schon vor dem Kriege gehabt hatten.

Da er kein Gewerbe aus seinen Kräften machte, blieb er unbehelligt, bis er kurz vor dem Zusammenbruch von einer Korscher Frau angezeigt wurde und nach Rastenburg in Untersuchungshaft kam. Hellsehen war im Dritten Reich untersagt. Doch blieb es bei kurzen Verhören, bei denen Gisela sich für ihn einsetzte, und einige Tage, ehe die Russen kamen, wurde er sang- und klanglos entlassen. Er erzählte dann sehr amüsant, wie auch der Amtsrichter und der Gefängniswärter ihm verstohlen Bilder zum Untersuchen gegeben hatten.

Ein eigenartiges Erleben hatten wir mit dem Wassersucher, Herrn von Kamecke, der eine neue Erfindung verbreitete, nämlich das Vergraben von magnetischen Packungen zum „Abschirmen“ der Stelle an Häusern und Ställen, durch die Wasseradern gingen. Es ist für Mensch und Vieh gesundheitsschädlich, auf diesen zu schlafen. Auch hierbei wurde mein Skeptizismus durch die Erfahrung belehrt. In einem Kuhstall, in dem die Kälber immer kränkelten, blieben sie nach dem Abschirmen gesund, und auf dem selben Stall nistete fortan ein Storchenpaar.

15. Kapitel

Landleben

Motto:

*Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte,
Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.*

1. Mos. 8/22

Hier ist es vielleicht am Platz, ein Loblied auf das Landleben zu singen, und ich möchte versuchen, meinen Enkeln, die unser schönes altes Leben nicht mehr gekannt haben, einen Schimmer davon zu geben.

Der Ackerbau ist der Anfang aller Kultur, die Nomaden hatten noch nicht den Trieb, ihre Wohnstätten zu verbessern und zu verschönern. Dies beginnt erst mit dem sesshaft machenden Ackerbau. Die eigene Scholle ist die Keimzelle für die Familie, und diese wiederum ist der Ursprung des Staates. Auf dem Lande wächst ein körperlich und seelisch gesundes Geschlecht heran. Dort war man ein kleiner König, das gilt sowohl für den Bauern wie für den Großgrundbesitzer.

Wir erlebten nicht mehr die Zeiten, wo der Grundherr zugleich die Rechtsprechung für die eigenen Leute versah, aber man hatte doch ein kleines Reich zu betreuen, für seine „Untertanen“ einzustehen, für sie zu sorgen, und man war unabhängig von manchem Zwang, den das Stadtleben einem auferlegt. Wie oft habe ich an den Spruch gedacht: „Regiert jemand, so sei er sorgfältig!“, wenn ich bei den vielen gemeinsamen Ritten und Fahrten erlebte, wie gewissenhaft sich Fritz um die kleinste Kleinigkeit kümmerte, wenn er auf dem Holztäfelchen, was am Wagen hing, seine Notizen machte, in die Wohnungen und in die Ställe ging, und wer da meint, das Landleben sei langweilig, der kennt nicht den Rythmus desselben; von der herrlichen Abwechslung, die die Jahreszeiten in und außer dem Hause mit ihren verschiedenen Arbeiten bringen, weiß er nichts.

Im Januar, in den kurzen Tagen, geht man viel in die Ställe, es wird Holz geschlagen und gefahren, man füttert die Fasanen und das Wild, man pirscht im verschneiten Walde und hat lange gemütliche Abende mit der Familie. Oft flog man auf dem spiegelblanken Eis der Oberteicher Wiesen auf Schlittschuhen dahin, fast bis Bollendorf, was mir einmal schlecht bekam, indem ich einbrach und vom guten Werner herausgezogen werden mußte. Die jüngste Jugend lief kritze-kratze-schorr auf dem Ententeich, oder sie rodelte die Guberabhänge herunter.

Nach Mariä Lichtmeß am 2. Februar merkt man schon das zunehmende Licht. Die

Gegend verdanken ihm ihre Entdeckung. Er lernte auch Gold suchen und spürte an seiner Rute den Unterschied zwischen gutem und weniger gutem Gold; legte man auf den Rasen eine goldene Uhr, so fand er sie mit geschlossenen Augen in kürzester Frist. Er tastete die Menschen ab und an der Stelle des Körpers, die nicht in Ordnung war, schlug seine Rute. Er stellte erstaunlich richtige Diagnosen, sei es bei Nieren-, Kopf-, Lungen- oder Magenkrankungen.

Allmählich aber bildete er noch eine andere Fähigkeit aus, die im Kriege viele Menschen zu ihm führte. Er konnte nach Photographien, die er mit seiner Rute „abpendelte“ und sich dabei ganz stark „konzentrierte“, wie er es nannte, sagen, ob die Betroffenen noch am Leben, gesund oder verwundet seien. Auch da haben wir so verblüffend richtige Auskünfte erlebt, daß es schier unbegreiflich war. So stellte er, bei ihm völlig unbekannten Menschen, aus dem Bilde Krankheiten fest, die sie schon vor dem Kriege gehabt hatten.

Da er kein Gewerbe aus seinen Kräften machte, blieb er unbehelligt, bis er kurz vor dem Zusammenbruch von einer Korscher Frau angezeigt wurde und nach Rastenburg in Untersuchungshaft kam. Hellsehen war im Dritten Reich untersagt. Doch blieb es bei kurzen Verhören, bei denen Gisela sich für ihn einsetzte, und einige Tage, ehe die Russen kamen, wurde er sang- und klanglos entlassen. Er erzählte dann sehr amüsant, wie auch der Amtsrichter und der Gefängniswärter ihm verstohlen Bilder zum Untersuchen gegeben hatten.

Ein eigenartiges Erleben hatten wir mit dem Wassersucher, Herrn von Kamecke, der eine neue Erfindung verbreitete, nämlich das Vergraben von magnetischen Packungen zum „Abschirmen“ der Stelle an Häusern und Ställen, durch die Wasseradern gingen. Es ist für Mensch und Vieh gesundheitsschädlich, auf diesen zu schlafen. Auch hierbei wurde mein Skeptizismus durch die Erfahrung belehrt. In einem Kuhstall, in dem die Kälber immer kränkelten, blieben sie nach dem Abschirmen gesund, und auf dem selben Stall nistete fortan ein Storchenpaar.

15. Kapitel

Landleben

Motto:

*Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte,
Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.*

1. Mos. 8/22

Hier ist es vielleicht am Platz, ein Loblied auf das Landleben zu singen, und ich möchte versuchen, meinen Enkeln, die unser schönes altes Leben nicht mehr gekannt haben, einen Schimmer davon zu geben.

Der Ackerbau ist der Anfang aller Kultur, die Nomaden hatten noch nicht den Trieb, ihre Wohnstätten zu verbessern und zu verschönern. Dies beginnt erst mit dem seßhaft machenden Ackerbau. Die eigene Scholle ist die Keimzelle für die Familie, und diese wiederum ist der Ursprung des Staates. Auf dem Lande wächst ein körperlich und seelisch gesundes Geschlecht heran. Dort war man ein kleiner König, das gilt sowohl für den Bauern wie für den Großgrundbesitzer.

Wir erlebten nicht mehr die Zeiten, wo der Grundherr zugleich die Rechtsprechung für die eigenen Leute versah, aber man hatte doch ein kleines Reich zu betreuen, für seine „Untertanen“ einzustehen, für sie zu sorgen, und man war unabhängig von manchem Zwang, den das Stadtleben einem auferlegt. Wie oft habe ich an den Spruch gedacht: „Regiert jemand, so sei er sorgfältig!“, wenn ich bei den vielen gemeinsamen Ritten und Fahrten erlebte, wie gewissenhaft sich Fritz um die kleinste Kleinigkeit kümmerte, wenn er auf dem Holztäfelchen, was am Wagen hing, seine Notizen machte, in die Wohnungen und in die Ställe ging, und wer da meint, das Landleben sei langweilig, der kennt nicht den Rythmus desselben; von der herrlichen Abwechslung, die die Jahreszeiten in und außer dem Hause mit ihren verschiedenen Arbeiten bringen, weiß er nichts.

Im Januar, in den kurzen Tagen, geht man viel in die Ställe, es wird Holz geschlagen und gefahren, man füttert die Fasanen und das Wild, man pirscht im verschneiten Walde und hat lange gemütliche Abende mit der Familie. Oft flog man auf dem spiegelblanken Eis der Oberteicher Wiesen auf Schlittschuhen dahin, fast bis Bollendorf, was mir einmal schlecht bekam, indem ich einbrach und vom guten Werner herausgezogen werden mußte. Die jüngste Jugend lief kratze-kratze-schorr auf dem Ententeich, oder sie rodelte die Guberabhänge herunter.

Nach Mariä Lichtmeß am 2. Februar merkt man schon das zunehmende Licht. Die

Schneidemühle kommt in Gang, die Frühbeete werden gepackt, und täglich kann man das Wachstum in ihnen beobachten. Das Eis der Guber birst und die Schollen schieben sich durch den Park, polternd und brausend, alles löst sich in wildem Strudel auf, die Wiesen überschwemmen, und die ganze Aufmerksamkeit wendet sich den Drainagen zu. Die Dunggrube leert sich, und im März wird der Acker fleißig untersucht, ob er nicht schon trocken genug zum Pflügen ist, was bei uns frühestens Mitte des Monats der Fall war.

Der April vergeht nur zu schnell mit der Bestellung, die Damrau steht voller Hummblumen, der Rosengarten voller Veilchen, und im Eichen Roßgarten schimmert der weiße Dorn. Daß der Wonnemonat schön ist, wenn der Flieder und die Kastanien blühen und die Saaten grünen, weiß auch der Städter. Anfang dieses Monats bestellten wir Rüben und Kartoffeln, für letztere Frucht hatte Fritz eine besondere Vorliebe, der Acker dafür wurde noch öfter als die anderen geprüft, und er fand, daß ein über und über weiß- oder lilablühendes Kartoffelfeld es mit jeder anderen Blüte aufnehmen konnte.

Das Pfingstfest wurde bei uns besonders schön gefeiert, auf jedes Vorwerk wurde ein langer Wagen mit Birkengrün gefahren, jeder Hauseingang wurde von zwei Birkenbäumen flankiert, die Kirche und der Kirchhof prangten in hellem Grün, in Prassen waren Schloß, Stall und Hof geschmückt, alle Hausleute hatten Birkenzweige in ihren Stuben, und mir ist das Aufatmen am Pfingstsonnabend nachmittag, wenn dieses alles beschickt war, noch in lebhafter und schönster Erinnerung.

Im Mai saß man abends schon auf dem Kellerberg, aber die Krone des Jahres war für mich der Juni, da war alles noch Hoffnung und Erwartung. Die langen Abende reichten bei uns dem kommenden Morgen die Hand, konnte man doch die ganze Nacht den Stand der Sonne sehen. Die schönen blühenden Kleefelder und wiesen sanken unter den Messern der Grasmäher dahin, die zu beobachten ein besonderes Vergnügen war. Die morgendlichen oder abendlichen Pirschfahrten mit manchem lieben Gast, die Fortschritte in der Fasanerie, mit den schlüpfenden und wachsenden Tierchen, zogen uns fast täglich dahin, wo Lupine und Ginster in üppiger Pracht blühten und die Koppeln voller Pferde und Vieh standen.

Mit dem bleichenden Roggen trat man in die zweite Hälfte des Jahres ein, bei uns war es früh, wenn man Mitte Juli anbauen konnte. Es gab Jahre, wo man erst Anfang August dazu kam. Mit der zunehmenden Maschinenarbeit ging manche Poesie verloren, auch gerade bei der Ernte, aber die Erleichterung für den Menschen stand doch im Vordergrund. Eine sehr beliebte alte Sitte war das „Binden“, jedem, der auf das Feld kam, wurde von einem Scharwerksmädchen ein Strohwisch um den Arm gebunden, er mußte sich mit einer kleinen Geldgabe „lösen“. In Prassen gingen wir meist mit den Kindern gleich nach dem Anbauen auf den Ernteschlag, denn es mußte gebunden werden, ehe die Garben in Hocken standen. Sehr beliebt war bei unseren

Söhnen das „Weiterfahren“ bei der Ernte, was darin bestand, daß sie auf das Sattelpferd stiegen und die vier Pferde langsam von Hocke zu Hocke lenkten, während der Knecht beim Aufladen half. Auch mein Enkel Richard betrieb dieses schon, ehe wir fortmußten.

Das nächste Stadium war das Fahren der Hungerharke, das schon Überlegung und Geschick erforderte, da man bei Zeiten die Zinken hochklappen und die Kornschwaden ablegen mußte, außerdem war das Tempo mehr beschleunigt.

Das Überreichen der Erntekronen war eine besondere Zeremonie. War der Roggen „herunter“ d.h. abgehauen, so erschienen in der Frühe von jedem Vorwerk die jungen Mädchen mit den kunstvoll gewundenen Erntekronen. Die größte war für den Hausherrn, aber auch die jüngsten Kinder erhielten kleine Kränze. Jedes Mädchen sagte, mehr oder weniger fließend, ein Gedicht auf, und war dann nach einigen Tagen das Vorhaus kaum groß genug, um all die Pracht zu fassen. Die hierbei fälligen Gaben wurden für das „Kranzbier“ im August verwandt, während das Erntefest selbst erst im Oktober stattfand. Ein rührender Beweis der Anhänglichkeit war es mir, als im Sommer nach Fritzens Tod die Mädchen noch für ihn die Kronen mit schwarzen Schleifen verziert brachten, die ich alle um seinen Sarg stellte.

Das Erntefest fand auf jedem Hof für sich statt. Als wir im Jahre 1921 den Saal in Leunenburg mit einem großen gemeinsamen Erntefest einweihten, gefiel es den Leuten nicht so wie ihre Feste im kleinen Kreise, und so blieb es dabei. Die Speicher waren stets mit Spargelgrün und Herbstblumen geschmückt, eine Schippenbeiler Kapelle spielte, Reden wurden gehalten, unentwegt tanzten Kinder, Junge und Alte bis in die frühen Morgenstunden. Das Bier floß in Strömen, die Frauen bekamen einen Himbeerschnaps, wir beteiligten uns meist nur an den ersten Stunden.

Besonders feierlich wurde in Leunenburg das kirchliche Erntedankfest gestaltet. Die Jugend, meist unter Anführung einer unserer Töchter, begab sich im Zuge vom Hauptportal aus in das Gotteshaus, als erste zwölf Mädchen mit Getreidegarben im Arm, die im Mittelgang Aufstellung nahmen und durch die hindurch Schulkinder und Jugendliche Brot und Weintrauben, Blumen, Schalen mit Obst, Gemüse und Maiskolben zum Altar brachten und ihn damit schmückten, zum Schluß wurden auch die Garben dort niedergelegt. Alles geschah unter dem Gesang des Liedes: „Wir pflügen, und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen liegt in des Herrn Hand“. Es wurden dann noch Psalmen, Lieder und Sprüche aufgesagt. Das Ausarbeiten dieser Feier, das Einüben sowie das Besorgen allen Schmuckes war eine liebe aber große Arbeit für die Töchter, es nahmen oft 60 bis 70 Jugendliche daran teil. Besonders feierlich war das Fest 1939 nach dem Polenfeldzug. Eine einquartierte Hamburger Division mit dem Divisionsgeistlichen und dem Musikkorps halfen dabei. Es war mir eine erhebende Feier, mit den Soldaten auf dem Orgelchor den Gesang zu begleiten, die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, viele Soldaten dabei, und

denke, es muß manchem ein Goldkörnchen des Gotteswortes und der Loblieder ins Herz gefallen sein. Zum Schluß sangen wir aus vollem Herzen: „Wir treten zum Beten“, und der alte Musikmeister taktierte mit so viel innerer Anteilnahme, daß es ein wirkliches Jubellied wurde.

Den etwas melancholischen Anblick der Stoppelfelder hatte man nicht lange, denn in einer modernen Wirtschaft ging der Schälplflug oft schon zwischen den Hocken über das Feld, und die Stoppeln des Sommergetreides mit Klee-Einsaat begrünt unseren Boden in kurzer Zeit, sie wurden noch eine schöne Herbstweide für Pferde, Vieh und Schafe.

Auf den September brauche ich wohl kein Loblied zu singen, denn in Ostpreußen war dies einer der schönsten Monate, manchesmal saßen wir bis Mitte Oktober auf der Veranda. Fritz und ich liebten es besonders, bei der Bestellung im Frühjahr sowohl wie im Herbst langsam hinter der Drillmaschine herzureiten, im Herbst umgeben von den Silberfäden des Altweibersommers, der sich um jeden Busch und jede Pflanze spann und die glitzernden Tautropfen aufnahm.

Wir mußten in Ostpreußen bis zum 20. September den Roggen, den Weizen bis zum 10. Oktober „drin“ haben, sonst wurden die Saaten nicht stark genug und winternten aus. Es war dies eine große Belastung der Wirtschaft, denn es gab keine Pause zwischen der Ernte und der Bestellung, der sich gleich die Hackfruchternte anschloß, die bei uns sehr groß war und auch bis Anfang November beendet sein mußte, weil sonst Frostgefahr vorlag. An schönen Herbsttagen war der Anblick eines Kartoffelfeldes, besonders bei der Ernte der eigenen Leute, sehr malerisch, der Rauch der Kartoffelfeuer zog darüber hin, es wimmelte von Frauen und Kindern, die geschäftig hin und her liefen, die prall gefüllten Säcke harnten des Abtransportes, und Fritz wurde nicht müde, sich bei den Leuten nach dem Ertrag zu erkundigen, hing doch von diesem die ganze Wirtschaft der Familie ab. Stets bekamen die Leute das beste Stück des Schlages.

Weniger malerisch war dann der Schluß der Ernte Anfang November, wo die Zuckerrüben oft bei recht schlechten Wegen zur Bahn gebracht werden mußten, und die Wrucken und Futterrüben geborgen wurden. Von ersteren erhielt jede Familie einen großen Kastenwagen voll als Viehfutter, den sie sich sorglich in ihrem Gärtchen einmietete. Ende Oktober war die schöne Zeit der Fahrten in den bunten Herbstwald, wenn den Damhirschen an das Leben gegangen wurde. Manchen starken Schaufler bekamen unsere Gäste, vor allem die treuen Freunde Graf Blücher, Dr. Brandes und Albrecht Bednarken, sowie Knyphausen.

Mitte Oktober fing die Wintereinteilung im Hause an. Jedesmal begrüßte man es mit Freuden, wenn man nach der Vesper Ruhe vor auswärtigen Unternehmungen hatte und mit den Kleinen und später mit den erwachsenen Kindern gemütlich an der Lampe sitzen konnte, und jedesmal begrüßte man es im März mit Freude, wenn man

nach der Vesper wieder in den Garten konnte und dem ewigen Stubensitzen entronnen war. So liebt der Mensch die Abwechslung.

Der November war der häßlichste Monat bei uns, stürmisch, dunkel und kalt, viele Jagden sorgten aber auch da für Arbeit und Vergnügen in und außer dem Hause. Dann umfing uns der ganze Zauber der Adventszeit mit seinen teils poetischen, teils prosaischen Begleiterscheinungen, als da waren: Allabendliches Singen am Harmonium und Lichterkranz, Aufsagen der Kinder am Sonntag, Adventsandachten mit den Hausleuten und in der Kirche, häufiges Einstudieren von Krippenspielen, nochmaliges Singen an den Betten der kleinen Kinder, Aufstellen der Pantöffelchen für den Weihnachtsmann, abendliches Erscheinen des „Schimmels“ und des „Brummtopfes“ mit allem dazugehörigen Lachen und Kreischen, Angst und Grauen, Äpfeln und Pfefferkuchen. Es folgte das Schlachten von Schweinen und Gänsen, letzteres schon um 2 Uhr morgens nach alter Sitte, Backen von Pfefferkuchen und Marzipan, Phemie und Armgard buken über 200 große Männer für die Schulbescherungen, krampfhaftes Stricken und Sticken, Paketepacken und dergleichen mehr.

Die letzten Sonntage vor dem Fest erschienen alle Mädchen des Hauses nachmittags bei uns im Eßzimmer, unter Singen und Vorlesen wurde der Weihnachtsschmuck ergänzt und erneuert, Nüsse und Äpfel wurden vergoldet, Ketten geklebt und Tüten für die Bescherungen gefüllt und in Waschkörbe gepackt. Die Schulbescherungen in Marlutten, Döhrings, Romsdorf und Leunenburg waren unsere große Freude. In Romsdorf gestaltete das nette Lehrerehepaar Schröder die Feier besonders hübsch, und stets war sie von dem kuchenreichen Kaffee bei Marie Eleonore gefolgt.

Der Kaffee für die „Alten“ im Herrensaal, Phemies Feier mit ihren jungen Mädchen, das Bäumeputzen am 23., waren der Aufstieg zu dem Höhepunkt des Festes. Diesen bildete der abendliche Gang zur Christvesper, wenn man Glück hatte, bei Mondschein und glitzerndem Schnee. Die große Leutebescherung im Eßzimmer mit viel Gesang und Aufsagen der Weihnachtsgeschichte und der Kinderjubiläum, wenn Fritz die Gardine im grünen Salon fortzog und der geliebte rote Salon im Lichterschimmer vor uns lag.

Nun ließ für die erste Zeit alles Angespantsein nach, man erging sich, in Dank und Freude gelöst, im Lesen, Spielen, Ausruhen und im Besuch lieber Freunde und Verwandter in den Feiertagen. Stani Dönhof aus Skandau war lange Jahre unser mehrtägiger Weihnachtsgast, Botho Wendt war es immer, und lange Jahre hindurch Marie Eleonore und das liebe Tante Gustchen.

Agnes schrieb mir nach langen, langen Jahren: „Jedesmal, wenn ich alles zum Weihnachtsfest vorbereite, dann steht mir immer unser Weihnachten zu Hause so lebendig vor Augen, mit jeder Stunde des Tages, als wäre es gestern gewesen, und ich glaube, es haben nur wenig Menschen Weihnachten so gefeiert, wie wir als Kinder, wie Du und der Vater es für uns und für alle, die dazu gehörten, machten. Die Erinnerung an all das

bleibt, das kann einem keine Zeit nehmen und auch nicht das alles, was man aus der Erinnerung und dem Erleben mitgenommen hat. Vaters Fröhlichkeit und deine unerschütterliche Ruhe und Sicherheit machten uns zu glücklichen Menschen.“

Nur zu schnell vergingen die wenigen Tage bis zum Jahresschluß, den wir ebenfalls mit Kirchgang, allerhand Sylvesterschützen, Hausandacht für die Leute im roten Salon unter den brennenden Bäumen, mit Punsch und Pfannkuchen, Lesen der Chronik, ernsten und lustigen Gesprächen bis zum Erlöschen des letzten Lichtes feierten.

So abwechslungsreich verlief ein Jahr auf dem Lande.

16. Kapitel

Rundfahrt

Motto:

*Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören,
es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehe,
und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübt.*

Goethe

Nun möchte ich euch im Geist eine Rundfahrt um alle Vorwerke und durch alle Wälder machen lassen!

Es war dies eine zeitraubende Angelegenheit, um so mehr, als man sich auf den Höfen immer eine Weile aufhielt.

Nahm man den Weg durch die geliebte Damrau mit ihren alten Linden und himmelhohen Fichten und ihrem mit tausend Blümchen bedeckten Waldboden, kam man zuerst nach Döhrings, dem Wohnort meiner lieben Schwägerin Marie und ihrer lieben Tochter Szesima. Als wir nach Remonten zogen, waren zwei Jahrgänge derselben dort untergebracht, sie wurden dann in die „Horte“ auf dem Hof gelassen, in der sie sich übermütig tummelten, und in der man ihre Vorzüge und Fehler stets von neuem feststellte. Später stand dort eine Vieh- und eine Schafherde. Der gute alte Kämmerer Kösling wirtschaftete dort mit seiner lieben Frau, es war ein schönes Paar, das zum Malen jeden Künstler gereizt haben könnte, ihr Sohn folgte ihnen. Weiter ging es dann an der langen Kaninchenschonung entlang nach Romsdorf, wo meine Schwestern in dem reizenden Gutshaus wohnten und den schönen von Frau Schoffler betreuten

Garten genossen. Meist aber besuchten wir die Schweine länger als die Schwestern, was zu vielen Neckereien Anlaß gab.

Der alte Kinder war der treue Betreuer des Schweinestalles, Rückwardt sein Nachfolger. Romsdorf war die Wiege der bis über die Provinz hinaus berühmten Schweinezucht, die später in Groß-Bloskeim ins Riesenhafte wuchs. Dort waren die Innenwände des Stalles bedeckt mit den Ehrenurkunden der nützlichen Tiere. Auf den Ausstellungen brachten sie uns ungezählte Ehrenpreise ein. Der wertvollste war der Wanderehrenpreis des Preussischen Landwirtschaftsministeriums, den wir nach dreijähriger Verteidigung zugesprochen erhielten; in Gestalt eines von Künstlerhand geschaffenen Bronzeschweines, das wir einige Male zum Spaß, von Blumen umgeben, auf den Eßtisch stellten, wenn wir Herren aus der Landwirtschaft zu Gast hatten. Der Kämmerer Schwark und der treue Folgmann, der früh starb, sowie später der alte Kluwe versorgten Hof und Feld mit vielen besonders guten Leuten.

Der Romsdorfer Wald war mehr oder weniger Zukunftsmusik, denn er hatte durch die Nonne schwer gelitten. Der Förster Woop hatte ihn, sowie das Bloskeimer und Döhringer Revier, unter sich, Woop'sche Schonungen waren eine Freude anzusehen, er feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde im Ruhestand noch sehr alt bei uns. Im Romsdorfer Wald waren die Wiesenschlenken zwischen dem Bullenwald und Eschenbruch besonders malerisch und stets von Rehwild belebt.

Eschenbruch war ein kleines Weidevorwerk, nur im Sommer mit Vieh besetzt, aber der treffliche Thiel und seine korpulente Frau hielten den ganzen Winter in der Einsamkeit aus. Durch den Bloskeimer Wald, der sehr feucht aber sehr wüchsig war, ging es nach Klein-Bloskeim, auf das die Verse von Finkenstein „Das kleine Vorwerk“ paßten. Schwerer Boden, schlechte Wege, weite Entfernungen, machten es nicht sehr anziehend, doch brachte es gute Weizenenerträge, und das Jungvieh gedieh unter der Pflege des alten „Tauben“, „Duven“ genannt.

Die große Landstraße, die nach Groß-Bloskeim führte, hatte Fritz mit Eichen und Ahorn bepflanzt, die zum Teil schon stattliche Bäume waren. Kurz vor dem Vorwerk standen ganz starke Eichen, die schon mein Schwiegervater gepflanzt hatte. Der Baumwuchs war in Ostpreußen erstaunlich stark. So waren die Eichen vor dem Schloß auch erst von meinem Schwiegervater gepflanzt und wirkten schon wie uralte Bäume.

Groß-Bloskeim hatte stattliche Leutehäuser und ebensolche Ställe und Scheunen. Früher stand der erste Jahrgang der Remonten dort, gepflegt von dem einäugigen Herrendörfer, dessen Sohn auch jetzt dort arbeitete, wie denn überhaupt unsere Landarbeiterfamilien durch Generationen auf dem Gute saßen. Die Familie Kluwe konnte an Hand des Kirchenbuches eine zweihundertfünfzigjährige Zugehörigkeit nachweisen. Zwei Generationen Bannas waren in Groß-Bloskeim Kämmerer gewesen, jetzt versah Klatt dieses Amt. Die ganz alte Frau Bannas hatte mich in die Geheimnisse

bleibt, das kann einem keine Zeit nehmen und auch nicht das alles, was man aus der Erinnerung und dem Erleben mitgenommen hat. Vaters Fröhlichkeit und deine unerschütterliche Ruhe und Sicherheit machten uns zu glücklichen Menschen.“

Nur zu schnell vergingen die wenigen Tage bis zum Jahresschluß, den wir ebenfalls mit Kirchgang, allerhand Sylvesterschützen, Hausandacht für die Leute im roten Salon unter den brennenden Bäumen, mit Punsch und Pfannkuchen, Lesen der Chronik, ernsten und lustigen Gesprächen bis zum Erlöschen des letzten Lichtes feierten.

So abwechslungsreich verlief ein Jahr auf dem Lande.

16. Kapitel

Rundfahrt

Motto:

*Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören,
es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehe,
und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübt.*

Goethe

Nun möchte ich euch im Geist eine Rundfahrt um alle Vorwerke und durch alle Wälder machen lassen!

Es war dies eine zeitraubende Angelegenheit, um so mehr, als man sich auf den Höfen immer eine Weile aufhielt.

Nahm man den Weg durch die geliebte Damrau mit ihren alten Linden und himmelhohen Fichten und ihrem mit tausend Blümchen bedeckten Waldboden, kam man zuerst nach Döhrings, dem Wohnort meiner lieben Schwägerin Marie und ihrer lieben Tochter Szesima. Als wir nach Remonten zogen, waren zwei Jahrgänge derselben dort untergebracht, sie wurden dann in die „Horte“ auf dem Hof gelassen, in der sie sich übermütig tummelten, und in der man ihre Vorzüge und Fehler stets von neuem feststellte. Später stand dort eine Vieh- und eine Schafherde. Der gute alte Kämmerer Kösling wirtschaftete dort mit seiner lieben Frau, es war ein schönes Paar, das zum Malen jeden Künstler gereizt haben könnte, ihr Sohn folgte ihnen. Weiter ging es dann an der langen Kaninchenschonung entlang nach Romsdorf, wo meine Schwestern in dem reizenden Gutshaus wohnten und den schönen von Frau Schoffler betreuten

Garten genossen. Meist aber besuchten wir die Schweine länger als die Schwestern, was zu vielen Neckereien Anlaß gab.

Der alte Kinder war der treue Betreuer des Schweinestalles, Rückwardt sein Nachfolger. Romsdorf war die Wiege der bis über die Provinz hinaus berühmten Schweinezucht, die später in Groß-Bloskeim ins Riesenhafte wuchs. Dort waren die Innenwände des Stalles bedeckt mit den Ehrenurkunden der nützlichen Tiere. Auf den Ausstellungen brachten sie uns ungezählte Ehrenpreise ein. Der wertvollste war der Wanderehrenpreis des Preussischen Landwirtschaftsministeriums, den wir nach dreijähriger Verteidigung zugesprochen erhielten; in Gestalt eines von Künstlerhand geschaffenen Bronzeschweines, das wir einige Male zum Spaß, von Blumen umgeben, auf den Esstisch stellten, wenn wir Herren aus der Landwirtschaft zu Gast hatten. Der Kämmerer Schwark und der treue Folgmann, der früh starb, sowie später der alte Kluwe versorgten Hof und Feld mit vielen besonders guten Leuten.

Der Romsdorfer Wald war mehr oder weniger Zukunftsmusik, denn er hatte durch die Nonne schwer gelitten. Der Förster Woop hatte ihn, sowie das Bloskeimer und Döhringer Revier, unter sich, Woop'sche Schonungen waren eine Freude anzusehen, er feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde im Ruhestand noch sehr alt bei uns. Im Romsdorfer Wald waren die Wiesenschlenken zwischen dem Bullenwald und Eschenbruch besonders malerisch und stets von Rehwild belebt.

Eschenbruch war ein kleines Weidevorwerk, nur im Sommer mit Vieh besetzt, aber der treffliche Thiel und seine korpulente Frau hielten den ganzen Winter in der Einsamkeit aus. Durch den Bloskeimer Wald, der sehr feucht aber sehr wüchsig war, ging es nach Klein-Bloskeim, auf das die Verse von Finkenstein „Das kleine Vorwerk“ paßten. Schwerer Boden, schlechte Wege, weite Entfernungen, machten es nicht sehr anziehend, doch brachte es gute Weizenenerträge, und das Jungvieh gedieh unter der Pflege des alten „Tauben“, „Duven“ genannt.

Die große Landstraße, die nach Groß-Bloskeim führte, hatte Fritz mit Eichen und Ahorn bepflanzt, die zum Teil schon stattliche Bäume waren. Kurz vor dem Vorwerk standen ganz starke Eichen, die schon mein Schwiegervater gepflanzt hatte. Der Baumwuchs war in Ostpreußen erstaunlich stark. So waren die Eichen vor dem Schloß auch erst von meinem Schwiegervater gepflanzt und wirkten schon wie uralte Bäume.

Groß-Bloskeim hatte stattliche Leutehäuser und ebensolche Ställe und Scheunen. Früher stand der erste Jahrgang der Remonten dort, gepflegt von dem einäugigen Herrendörfer, dessen Sohn auch jetzt dort arbeitete, wie denn überhaupt unsere Landarbeiterfamilien durch Generationen auf dem Gute saßen. Die Familie Kluwe konnte an Hand des Kirchenbuches eine zweihundertfünfzigjährige Zugehörigkeit nachweisen. Zwei Generationen Bannas waren in Groß-Bloskeim Kämmerer gewesen, jetzt versah Klatt dieses Amt. Die ganz alte Frau Bannas hatte mich in die Geheimnisse

des Flachsverteilens, – damals mußte jede Frau noch ihr „Wicht“ für das Gut spinnen – des Spulens und Scherens, eingeweiht.

Weiter ging es über die Guberbrücke nach Landkeim mit leichtem Boden, einen Teil nannten wir die Wüste Sahara, die später angesohnt wurde. Eine schöne Viehherde stand in Landkeim, von dem Schweizer Heinrich Schwark besonders gut gepflegt, später waren die jungen Kaltblüter dort in dem neuen Stall stationiert. Ziemlich trostlose Wege führten nach Mockelkeim, einem kleinen aber wertvollen Vorwerk mit vielen Schafen, das zu Wangnick gehörte, wie auch Marlutten mit dem stattlichen Schulhaus und Pferdeställen. Bei dem Bau der neuen Schule hatte ein Regierungsbaumeister einen Eingesessenen gefragt, ob die Stelle nicht sehr zugig sei: „Jo, hier titt et erbärmlich!“, war die Antwort, was bei uns zu einem geflügelten Wort wurde.

Wangnick war ein schönes Gut, zwei Generationen Firley und Herr Enss waren die Pächter gewesen, bis Mortimer es übernahm, nachdem Herr Enss geistig erkrankte und es völlig verwirtschaftet war. Das hübsche Haus war nach einem Brand unter dem letzten Pächter neu gebaut, der einige Jahre unser sehr tüchtiger Beamter in Prassen gewesen war. Die Ställe, der Speicher, alles war neu und praktisch, die Lage dicht am Wald und die Guberwiesen waren malerisch.

Dann wandte man sich dem Leunenburger Walde zu, dem besonders geliebten und besonders häufig aufgesuchten Revier, das von dem braven Förster Thiel betreut wurde. Dieser war auch der Fasanenvater, er hatte mit den Tieren eine besonders glückliche Hand, hütete er doch einmal eine große Anzahl von Fasänen von der Fasanerie bis in die Damrau, einem Weg von über 2 km. Sein Nachfolger war Hoffmann, der lange unter den Russen geblieben und schlimme Dinge erlebt hat. Den „Leunenburger“ durchfuhr man jedesmal, wenn man nach Dönhofstädt wollte, er hegte das meiste Wild.

Durchquerte man den Wald, so kam man nach Bollendorf, wo der alte treue Herr Rätjen 1940 sein 50jähriges Pächterjubiläum feierte, er starb jämmerlich auf der Flucht bei Preußisch Eylau. Er war sehr fortschrittlich in seiner Wirtschaft, und in der ganzen Provinz als erstklassiger Landwirt bekannt. Niemand fing so früh mit der Bestellung an wie er, niemand hatte so saubere Kartoffeln und so gute Körnererträge.

Über die Chaussee hinweg rollte man nach Klein-Leuenburg und Goldstein, durch zwei Generationen Gemmel verpachtet gewesen, kam der letzte Pächter in große wirtschaftliche Schwierigkeiten. Fritz nahm ihm die Pacht ab, und er starb bald darauf im August 1931. Wir hatten ihn sehr lieb, er war ein untadeliger Charakter, und sein langes, runzliges Gesicht fehlte uns jeden Sonntag in der Kirche. Ein sehr hübsches neues Wohnhaus und ein von Herrn Gemmel mit großer Liebe gepflegter Garten zierten den Ort. Bunte Staudenrabatten umgaben einen kleinen Teich. Der mit lauter Stimme begabte Kämmerer Folgmann regierte auf dem Hof. Die Klein-

Leunenburger Leute, ebenso wie die Bollendorfer, wurden leider auf dem Treck von den Russen eingeholt und zurückgeschickt. Es soll ihnen sehr schlecht gegangen sein, es heißt, daß beide Orte bestellt werden, was nur an wenigen Orten der Fall ist.

Die Lage von Klein-Leuenburg dicht an der Chaussee zum Bahnhof Wormen war sehr günstig, ebenso die von Wettin, das Vater und Sohn Krause durch viele Jahrzehnte in Pacht hatten. Die goldene Hochzeit des prächtigen alten Krauseschen Ehepaares feierten wir mit.

Dicht am Leunenburger Wald lag noch das Vorwerk Oberteich, ein schönes neues Leutehaus stand an der Straße, in den letzten Jahren baute Fritz den großen Schweinestall, starke Eschen beschatteten Ställe und Scheunen.

Das Kirchdorf Leuenburg, früher ein Städtchen gewesen, wo auch die Eulenbursche Burg gestanden hatte, war zweimal durch Feuersbrunst zerstört worden und nur noch ein kleiner Ort. Neben der wunderschönen alten Ordenskirche war das Pfarrhaus und die Schule gelegen, an dem Zusammenfluß von Zaine und Guber, die große Mühle, sonst nur einige schöne, neue Leutehäuser und das „Gasthaus zur Goldenen Brigade“. Diesen Namen hatte es erhalten, weil Fritz als der Verpächter Gardekürassier und Mäkelburg als der Pächter Garde du Korps gewesen waren, welche Regimenter früher in der sogenannten Goldenen Brigade zusammengefaßt waren. Der Kronprinz amüsierte sich höchlichst bei seinem Besuch über den ihm so geläufigen Namen.

Der Haupthof in Prassen war die Zentrale der ganzen Wirtschaft. Im Beamtenhaus residierte Herr Kaibel, später Herr Kuntze mit den vielen Kindern, Zwillingen und Drillingen. Herrn Kaibels erste liebe Frau starb im Kriege, die Schwester derselben trat an ihre Stelle, eine treue Stiefmutter der drei Söhne und eine überaus tüchtige Hausfrau. Der Abschied von dem Ehepaar wurde uns sehr schwer, wir gaben Frau Kaibel einen großen Abschiedskaffee unter der Eiche, und bei dem Abschiedessen für ihn mit allen Herren der Gegend fand Fritz sehr herzliche Worte des Dankes und wünschte ihnen einen guten Feierabend, den er in Königsberg und zuletzt in Hamburg bei seinem Sohn verbrachte.

Die Zahlreiche Familie Kuntze gewannen wir alle sehr lieb, besonders meine Elsa bemutterte die Kinder sehr gerne; wenn die fröhliche Schar zu Ostern zum Eiersuchen zu uns kam, wimmelte es im Garten von ihnen. Fritz liebte Frau Kuntzes schönes, ruhiges Gesicht, Phemie stand ihr besonders nahe, war auch Pate bei einem Töchterchen. Die Gartenpassion von Frau Kuntze war erfreulich zu beobachten und hat wohl auch Else angesteckt. Was Herr Kuntze uns geworden, als erfolgreicher Wirtschaftler, vor allem aber als treuer Freund in vielen schweren Tagen der Sorge und des Schmerzes, das bleibt mir unvergessen.

In dem Beamtenhaus war auch das Büro, wo der treue alte Jendryceck als Rendant

und dann als Postvorsteher waltete. Seine liebe lahme Frau war die Tochter des Revierförsters Schönwald.

Auf den verschiedenen Speichern regierte der alte Schwark, der bei meinen Schwiegereltern Kutscher gewesen war; da baute Berger Wagen und Schlitten und stellte ungezählte Räder her, da hämmerten Gromm und Schlömp in Schmiede und Schlosserei, da kreischten die Sägen von Vater und Sohn Funk in der Schneidemühle, die beide so tragisch umkamen, der Vater durch einen aus der Maschine herauspringenden Balken, der Sohn durch eine Blutvergiftung. Da mästete Laschke seine Schweine, Werst und Hopp versorgten die Kühe, und unermüdlich waltete der Kämmerer Damrau seines Amtes, flitzte trotz seines lahmen Fußes, den er aus dem Kriege zurückbehalten hatte, zwischen Hof und Feld auf dem Rade hin und her.

Durch lange Jahre war Herr Schudnagies ein außerordentlich tüchtiger Beamter, er kaufte sich im Kriege an, und Herr Laupichler mußte die ganze Wirtschaft alleine versehen. Beide, auch der alte Jendryceck, sowie der Stellmacher Berger, sind auf der Flucht umgekommen.

Abgelegten, aber als Ziel von Wirtschaftsfahrten sehr beliebt, war das Weidevorwerk Kobitzen jenseits von Wormen. Fritz hatte es aus der Pacht genommen und die Weiden angelegt, Kossack hatte einen herrlichen Brunnen gefunden, der in sämtliche Weiden geleitet war. Den Rückweg von dieser Fahrt nahmen wir immer durch das Kaltwanger Revier, das von unseren Kindern kurzerhand in „der Schönwald“ umgetauft war, nach dem vortrefflichen alten Revierförster, der alle Reviere unter sich hatte und im Kaltwanger Revier wohnte. Wir liebten ihn und seine reizende Frau sehr, als er 70 wurde, hatte er sich schon zur Ruhe gesetzt und wohnte in Prassen bei der Tochter Jendryceck. Als es mit ihm zu Ende ging, waren wir in Karlsbad, und er wünschte sich so sehr, Fritz noch zu sprechen, hatte mit seinen Söhnen viele Sorgen, so hielt er sich aufrecht, und als wir ihn gleich nach unserer Rückkehr besuchten, schloß er wenige Stunden darauf die Augen.

Schönwald war unter den Förstern in der Provinz als berühmter Hundedresseur bekannt und beliebt. Die Teilnahme an seinem Begräbnis war riesengroß.

Frau Jendryceck habe ich kurz vor ihrem Tode im Detmolder Krankenhaus besucht, und unsere gegenseitige Wiedersehensfreude war groß.

Der Kaltwanger Wald war besonders malerisch und abwechslungsreich mit Lärchen, Eschen, Kastanien, Birken und Erlen, und die steilen Guberufer, an denen entlang man bis zum Schippenbeiler Burgberg gehen konnte, waren oft das Ziel unserer Spaziergänge.

Unzählige Male habe ich mit Fritz die vorstehende Rundfahrt gemacht, unzählige

Male bin ich diese Wege geritten, ich könnte jeden Stein, jeden Baum und jeden Busch malen.

Unser vielverleumdetes ostpreußisches Klima wies große Schwankungen auf, so haben wir 1925 schon im Januar gepflügt und 1943 war die Bestellung im März fast vollendet, was ich noch nie erlebt hatte. Anfang April wurden die Zuckerrüben gedrillt, und Ende des Monats blühte der Raps, 1934 brachten wir das Vieh schon Ende April auf die Weide, wo es in Ostpreußen Tag und Nacht bis zum Herbst verblieb. 1906 hatte der Roggen schon am 6. Mai geschoßt, einige Male haben wir ihn schon vor Mitte Juli angehauen, so 1936. Dafür gewann aber ein Bauer aus dem Osterroder Kreis die Wette, in dem grimmigen Winter 1929, daß er seinem Nachbarn zu Pfingsten ein Fuder Schnee auf den Hof fahren würde. In diesem Winter sank das Thermometer auf 40 Grad, tagelang blieben die Züge aus Königsberg wegen Schneeverwehung aus. Dr. Schröder, unser lieber Hausarzt aus Schippenbeil, warf 36 Mal mit dem Schlitten in der Schneewüste um, und im Frühjahr erwies es sich, daß alle Obstbäume, selbst die ältesten, erfroren waren, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Ähnlich waren die zwei eisigen Kriegswinter im zweiten Weltkrieg. Da hatten wir noch Anfang März 25 Grad Kälte, und wieder erfroren die seit 12 Jahren schön eingewachsenen Obstbäume. Die Erfahrung hat uns aber gelehrt, daß das Klima im gesegneten Nordwesten auch seine Schattenseiten hat, im Winter ist es nicht kalt, und im Sommer ist es nicht warm, das lieben wir Menschen aus dem Osten nicht.

Die Wegeverhältnisse in Ostpreußen waren zum Teil sehr schlecht, Napoleon soll gesagt haben: „Die Wege in Ostpreußen bestehen aus drei Gräben, und in dem mittellsten fährt man.“ Ganz so schlimm war es nicht mehr, aber auch bei uns gab es fatale Strecken, so von Oberteich nach dem Walde und bei Klein Bloskeim. Als ich nach Prassen kam, war die Wormer Chaussee fast fertig, aber nach Korschchen fuhren wir noch eine ganze Weile auf einem weidenbestandenen Sandweg, nur bis Gelbach war die Chaussee gelangt. Die langersehnte Chaussee nach Schippenbeil wurde erst 1927 gebaut und zuerst nur bis an die Kreisgrenze von Bartenstein, bis nach zwei Jahren auch dieser Kreis die nötigen Mittel zur Verfügung stellte. Der Weg vom Hof bis zum Birkenbruch war oft ungründlich, ebenso die schon in alten Familienbriefen beschriebene „Prantlacker Löcher“, wohingegen wir an den „Langen Fichten“ einen schönen sandigen Reitweg einbüßten. Eine große Hilfe war die Pflasterstraße nach Oberteich, deren Fortsetzung bis zum Walde nicht mehr erfolgte. Die kleine Chaussee hinter Wormen nach Passlack trug Fritz den Groebenschen Familienorden ein, denn sie dankten ihm dafür, daß er sich warm für den Bau eingesetzt hatte, und bereitwilligst seine Anliegerbeiträge zahlte, trotzdem die Chaussee nach Kolbitzen wenig Wert für ihn hatte. Trinchen Groeben hatte ihm einen großen Mürbteigstern mit dem Wappen in farbigem Zuckerguß gebacken, der ihm bei einem Essen überreicht wurde.

Prassen war nach Abverkauf von Romsdorf, Eschenbruch und Kolbitzen noch 15.000 Morgen groß. 700 Stück Rindvieh, rund 2000 Schweine, 1600 Schafe, 160

Arbeitspferde, und zu Mortimers Zeit 24 kalte und warme Mutterstuten waren das lebende Inventar des Gutes, so gehörte es zu den großen Besitzen in Ostpreußen.

Daß der Großgrundbesitz viele Aufgaben hat, nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch kultureller Art, die der Kleingrundbesitz nicht erfüllen kann, ist nicht zu bezweifeln. Ich stehe jetzt oft unter dem Eindruck, daß auf die Dauer nicht die tragischen Einzelschicksale, die wir erlitten haben, das Schlimmste sind, sondern der unwiederbringliche Verlust der ländlichen Kulturzentren in Ostdeutschland, die jeder Besitz mehr oder weniger darstellte.

Nicht nur, daß manches Haus ein Museum war, es fallen mir im Augenblick Dönhofsität, Friedrichstein, Schlodien, Schlobitten, Finkenstein, Schönberg, Boitzenburg und Muskau ein, man könnte die Reihe ins Unendliche fortsetzen, aber auch die Häuser, die weniger Kunstschatze enthielten, waren ein geistiger, anregender Mittelpunkt für die ganze Gegend, angefangen in der eigenen Gemeinde, aber oft darüber hinaus wirkend.

Nun werdet ihr vielleicht sagen: „Ja, in so großem Rahmen ist das Landleben schön!“ Nein, das stimmt nicht, mit der Größe des Besitzes hat es nichts zu tun, der Maßstab ist ein anderer, er liegt im eigenen Herzen. Jedes Landleben steht unter dem Spruch, der Noah als Verheißung gegeben wird: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht!“

17. Kapitel

Weiteres Erleben

Motto:

*Die Erde ist kein Paradies, aber auch kein Jammertal,
sie ist ein Ackerfeld.*

Frommel

Einen schmerzlichen Abschnitt in unserem Leben bildete der Heimgang meiner Schwiegermutter am 3. März 1924. Ende Februar waren Agnes und ich mit ihr von Veltheimsburg nach Ostpreußen gefahren, sie verließ in Mühlhausen den Zug und begab sich zuerst nach Schlodien, wollte zu Fritz' 50. Geburtstag und zu Werners Einsegnung bei uns sein. Es war ein grimmiger Winter, noch Ende Februar lag der Schnee meterhoch. Ich besinne mich, daß wir eine Fahrt nach Tolksdorf machten, bei der wir

zweimal im Schnee stecken blieben und uns an den schlimmen Stellen bei Bollendorf und hinter Korschen ausschaukeln mußten. Schon nach wenigen Tagen erkrankte die Mutter in Schlodien, und am 2. März früh erhielten wir per Telefon, daß der Zustand so ernst sei, daß wir gleich hinkommen sollten. Wir fanden die Mutter noch bei Besinnung, aber die Schatten des Todes lagen schon auf ihr. Sie war rührend in ihrer Freude über uns und sprach über all unsere Kinder, sie war sich des Abschieds voll bewußt, Marie und ich saßen Tag und Nacht an ihrem Bett, Lenor mußte sich etwas schonen. Die Mutter sagte mehrmals: „Laßt mich doch sterben, ich habe ja nichts mehr zu versäumen!“ Am 3. schlummerte sie mittags ein, immer schwächer wurden die Atemzüge, und abends ging sie von uns. Das Erleben eines so bewußten und freudigen Sterbens war erhebend. Wunderbar schön noch im Tode lag sie zwischen blühenden Alpenveilchen, die sie so geliebt hatte. Albrechts, die gerade verweist, und Wanda kamen, sowie Tante Ittel und Tante Agnes. Fritz mußte nach Königsberg, und ich kehrte nach Prassen zurück. Am 7. holten wir die Leiche in Wormen ab. Ein langer Schlittenzug fuhr langsam nach der Kirche, dichte Flocken umhüllten alles, und die Glocken klangen gedämpft in der schweren Schneeluft. Es war eine feierliche Fahrt. Am Tage darauf kamen viele Verwandte, Freunde und Nachbarn und gaben der lieben Mutter das letzte Geleit, Graf Dönhoff brachte einen Kranz des Kaisers. Der Pfarrer sprach über das Wort: „Haltet mich nicht auf, der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise, lasset mich zu meinem Herrn Ziehen“, was so recht zu dieser Beisetzung paßte.

Nun standen in der Gruft die beiden treuen Lebensgefährten wieder vereint. Die Schlanzer Leute widmeten ihr den Nachruf: „Vor fünfzehn Jahren in die schlesische Heimat zurückgekehrt, galt ihre ganze Schaffenskraft dem ererbten Besitz Schlanz. Durchdrungen von den Pflichten ihres Standes, für ihre eigene Person anspruchslos bis zum Äußersten, linderte sie in freigiebiger Weise fremde Not, wo auch immer sie ihr entgegentrat. All die vielen, denen sie ständig Wohltaten erwiesen hat, betrauern mit uns aufrichtig ihren unerwarteten Heimgang.“

Die Hausleute schrieben unter anderem: „Eine Mutter ist von uns gegangen.“ Sie veranstalteten im Schloß in Schlanz eine würdige Trauerfeier.

Die Mutter fehlte uns in ihrem herzlichen Interesse und ihrer warmen Gastfreundschaft in Schlanz unendlich. Auch dort wurde nun alles anders für uns, Tante Ittel übernahm für mich die Pflichten der Hausfrau, und Fritz mußte häufiger als sonst dort sein.

* * *

Schöne und wertvolle Tage hatten wir durch die Pfarrerfreizeiten, die bei uns stattfanden, die erste war die eindrucksvollste, unter der Leitung des prächtigen Leipziger Geistlichen Laible 1921, der gleich mit Fritz eine herzliche Freundschaft schloß. Es folgten noch verschiedene unter dem Missionsinspektor Bayer, Missionsdirektor Knak und Braun sowie unter Jugendpfarrer Knapp, der das Haus jeden Morgen posaune-

Arbeitspferde, und zu Mortimers Zeit 24 kalte und warme Mutterstuten waren das lebende Inventar des Gutes, so gehörte es zu den großen Besitzen in Ostpreußen.

Daß der Großgrundbesitz viele Aufgaben hat, nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch kultureller Art, die der Kleingrundbesitz nicht erfüllen kann, ist nicht zu bezweifeln. Ich stehe jetzt oft unter dem Eindruck, daß auf die Dauer nicht die tragischen Einzelschicksale, die wir erlitten haben, das Schlimmste sind, sondern der unwiederbringliche Verlust der ländlichen Kulturzentren in Ostdeutschland, die jeder Besitz mehr oder weniger darstellte.

Nicht nur, daß manches Haus ein Museum war, es fallen mir im Augenblick Dönhofsität, Friedrichstein, Schlodien, Schlobitten, Finkenstein, Schönberg, Boitzenburg und Muskau ein, man könnte die Reihe ins Unendliche fortsetzen, aber auch die Häuser, die weniger Kunstschatze enthielten, waren ein geistiger, anregender Mittelpunkt für die ganze Gegend, angefangen in der eigenen Gemeinde, aber oft darüber hinaus wirkend.

Nun werdet ihr vielleicht sagen: „Ja, in so großem Rahmen ist das Landleben schön!“ Nein, das stimmt nicht, mit der Größe des Besitzes hat es nichts zu tun, der Maßstab ist ein anderer, er liegt im eigenen Herzen. Jedes Landleben steht unter dem Spruch, der Noah als Verheißung gegeben wird: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht!“

17. Kapitel

Weiteres Erleben

Motto:

*Die Erde ist kein Paradies, aber auch kein Jammertal,
sie ist ein Ackerfeld.*

Frommel

Einen schmerzlichen Abschnitt in unserem Leben bildete der Heimgang meiner Schwiegermutter am 3. März 1924. Ende Februar waren Agnes und ich mit ihr von Veltheimsburg nach Ostpreußen gefahren, sie verließ in Mühlhausen den Zug und begab sich zuerst nach Schlodien, wollte zu Fritz' 50. Geburtstag und zu Werners Einsegnung bei uns sein. Es war ein grimmiger Winter, noch Ende Februar lag der Schnee meterhoch. Ich besinne mich, daß wir eine Fahrt nach Tolksdorf machten, bei der wir

zweimal im Schnee stecken blieben und uns an den schlimmen Stellen bei Bollendorf und hinter Korschen ausschaueln mußten. Schon nach wenigen Tagen erkrankte die Mutter in Schlodien, und am 2. März früh erhielten wir per Telefon, daß der Zustand so ernst sei, daß wir gleich hinkommen sollten. Wir fanden die Mutter noch bei Besinnung, aber die Schatten des Todes lagen schon auf ihr. Sie war rührend in ihrer Freude über uns und sprach über all unsere Kinder, sie war sich des Abschieds voll bewußt, Marie und ich saßen Tag und Nacht an ihrem Bett, Lenor mußte sich etwas schonen. Die Mutter sagte mehrmals: „Laßt mich doch sterben, ich habe ja nichts mehr zu versäumen!“ Am 3. schlummerte sie mittags ein, immer schwächer wurden die Atemzüge, und abends ging sie von uns. Das Erleben eines so bewußten und freudigen Sterbens war erhebend. Wunderbar schön noch im Tode lag sie zwischen blühenden Alpenveilchen, die sie so geliebt hatte. Albrechts, die gerade verweist, und Wanda kamen, sowie Tante Ittel und Tante Agnes. Fritz mußte nach Königsberg, und ich kehrte nach Prassen zurück. Am 7. holten wir die Leiche in Wormen ab. Ein langer Schlittenzug fuhr langsam nach der Kirche, dichte Flocken umhüllten alles, und die Glocken klangen gedämpft in der schweren Schneeluft. Es war eine feierliche Fahrt. Am Tage darauf kamen viele Verwandte, Freunde und Nachbarn und gaben der lieben Mutter das letzte Geleit, Graf Dönhoff brachte einen Kranz des Kaisers. Der Pfarrer sprach über das Wort: „Haltet mich nicht auf, der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise, lasset mich zu meinem Herrn Ziehen“, was so recht zu dieser Beisetzung paßte.

Nun standen in der Gruft die beiden treuen Lebensgefährten wieder vereint. Die Schlanzer Leute widmeten ihr den Nachruf: „Vor fünfzehn Jahren in die schlesische Heimat zurückgekehrt, galt ihre ganze Schaffenskraft dem ererbten Besitz Schlanz. Durchdrungen von den Pflichten ihres Standes, für ihre eigene Person anspruchslos bis zum Äußersten, linderte sie in freigiebiger Weise fremde Not, wo auch immer sie ihr entgegentrat. All die vielen, denen sie ständig Wohltaten erwiesen hat, betrauern mit uns aufrichtig ihren unerwarteten Heimgang.“

Die Hausleute schrieben unter anderem: „Eine Mutter ist von uns gegangen.“ Sie veranstalteten im Schloß in Schlanz eine würdige Trauerfeier.

Die Mutter fehlte uns in ihrem herzlichen Interesse und ihrer warmen Gastfreundschaft in Schlanz unendlich. Auch dort wurde nun alles anders für uns, Tante Ittel übernahm für mich die Pflichten der Hausfrau, und Fritz mußte häufiger als sonst dort sein.

* * *

Schöne und wertvolle Tage hatten wir durch die Pfarrerfreizeiten, die bei uns stattfanden, die erste war die eindrucksvollste, unter der Leitung des prächtigen Leipziger Geistlichen Laible 1921, der gleich mit Fritz eine herzliche Freundschaft schloß. Es folgten noch verschiedene unter dem Missionsinspektor Bayer, Missionsdirektor Knak und Braun sowie unter Jugendpfarrer Knapp, der das Haus jeden Morgen posaune-

blasend im Liliputsaal weckte. Meist durften wir an den Vormittagsvorträgen im Herrensaal teilnehmen, das Schönste aber waren die Abendandachten in der Kirche oder im Herrensaal, die Fritz besonders liebte, und an denen auch die Gemeinde teilnahm. Den Abschluß bildete meist ein sonntägliches Volksmissionsfest in der Damrau oder im Park, eine große Anzahl ostpreussischer Geistlicher ist so durch unser Haus gegangen, und wir haben viele wertvolle Persönlichkeiten kennengelernt. Einmal waren Graf Roon und Herr Engel mehrere Tage zu Vorträgen bei uns, und häufig hatten wir größere Vereinigungen der Gutstöchter, die Sigrid Eulenburg als erste zusammengefaßt hatte, Pastor Schweitzer aus Berlin und Pfarrer Weber waren die Leiter.

Auch eine mehrtägige Freizeit für junge Leute, den Freunden von Mortimer und Werner, fand bei uns statt, es waren 28 Teilnehmer, und der Stahlhelmpfarrer Wilm hielt die Vorträge, am Schlußabend hatten wir einen großen Kreis von 70 Zuhörern.

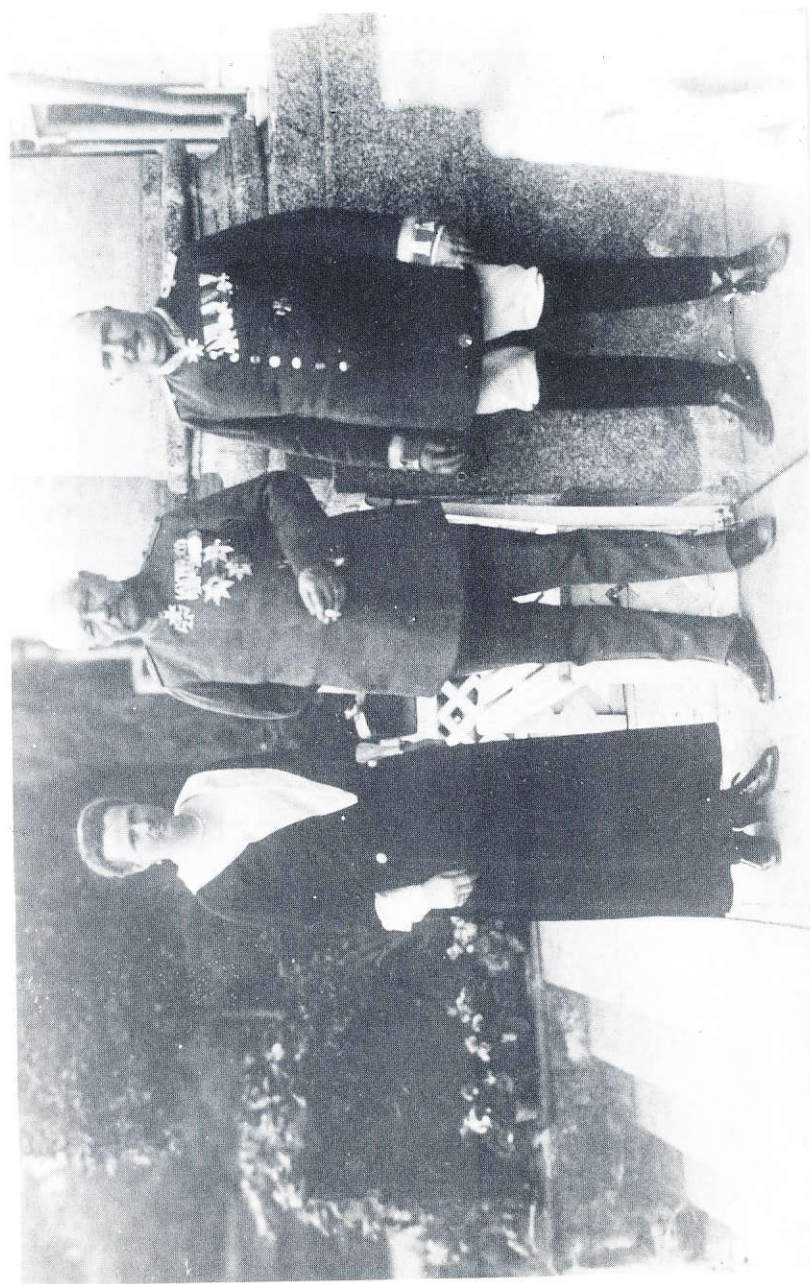
Unvergesslich werden allen Teilnehmern die sogenannten Landkonferenzen sein, die durch lange Jahre abgehalten wurden, bis das Dritte Reich sie untersagte. In der Inflationszeit in Privathäusern, Dönhofsstadt, Friedrichstein, Waldburg und Tolksdorf, später immer in der ersten Septemberwoche im kleinen gemütlichen Neuhäuser. Es kamen bei diesen Landkonferenzen meist 60 bis 80 Teilnehmer zusammen, nachmittags gesellten sich noch Gäste dazu, man kannte fast alle, Pastor Thieme und Herr von Engel waren die Leiter, denen noch einige vortragende Geistliche oder Professoren zur Seite standen. Köstlich waren die frischen sonnigen Herbstmorgen, man lief meist schon vor dem Frühstück kurz an den Strand, und zwischen Bibelstunden und Vorträgen war man wieder am Meer oder in den Dünen, oft war das Wetter noch zum Baden geeignet. Fritz kam auch einige Male heraus, und späterhin die Töchter. Körper und Geist atmeten in den Tagen gesunde und erfrischende Luft, und der Gedankenaustausch mit vielen lieben Menschen war sehr anregend, meist wohnte ich mit Marie und Lenor zusammen.

Zweimal fanden in Dönhofsstadt Freizeiten im großen Rahmen unter der Leitung des prächtigen Ehepaares von Kirchbach statt, die erste zu Phemies Lebzeiten, die zweite im Sommer 1940. Frau von Kirchbach liebte Phemie ganz besonders, und meinte, es sei ihr ein Erlebnis gewesen, unter der Jugend eine so selbstlose und tiefe Persönlichkeit zu finden.

Eine deutsch-evangelische Frauentagung machte ich mit Anni Dohna in dem schönen Marburg mit, das kennenzulernen, schon immer das Ziel meiner Wünsche gewesen war.

Im Jahre 1929 wurde ich an Fritz' Stelle, dessen Ämter ihm zu wenig Zeit ließen, in die Kreissynode gewählt, doch erinnere ich mich nur zweier Sitzungen.

Zahlreich waren die Feste, die wir für den Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz veranstalteten, zahlreich auch, was die Besucherzahl anbetraf, noch jetzt schrei-



Feldmarschall v. Hindenburg in Dönhofsstadt



Fritz 1936

ben mir Gemeindemitglieder und denken an das fröhliche und harmonische Beisammensein aller Stände im Saal in der „Goldenen Brigade“, in der Damrau oder im Park.

Ungezählte Aufführungen entsprangen unserer Phantasie, und die Darsteller fanden sich in allen Kreisen. Es war erstaunlich zu sehen, wie viele Schauspielertalente und wieviel musikalische Menschen es auf dem Lande gab. Da waren „Schneeflockenreigen“, oder Else mit ihren „Jungfrauen“ als Mohn- und Kornblumen, die kleinen Dinger in Krepp-Papierkleidern, Zigeunerlager in der Damrau oder auf dem Sportplatz, große Reigen von 60 Mädchen und jungen Leuten um den brennenden Holzstoß zu Johanni mit dem Schlußlied „Flamme empor“, schon lange vor dem Dritten Reich. Den Aufbau des riesigen Holzstoßes mußte Berger mit vielen Teertonnen unter Fritzens Leitung machen.

Da war die beliebte „Altweibermühle“, die immer wieder Lachstürme hervorrief, die „Weiber von Weinsberg“, die „Zaubernacht an der Guber“ mit Mimen und Feen, Fabeltieren und Else und Udo als Hänsel und Gretel auf den malerischen Guberwiesen unterhalb des Sportplatzes bei Fackel- und Mondscheinbeleuchtung; in weißen Gewändern schritt Phemie singend mit ihren Mädchen vom anderen Ufer her über einen kleinen Holzweg auf die Festwiese.

Da wurde ein gekürzter „Wilhelm Tell“ im Park aufgeführt, Herr Beckmann als Geßler sehr wirkungsvoll auf Armgards Pferd mit einer blauen Tischdecke als Schabracke, ritt durch die „hohle Gasse“ und fiel so naturgetreu vom Pferde, daß er sich tüchtig weh tat.

Die Freiheitskriege wurden dargestellt, Fritz Kluwe wurde als Prinz Louis Ferdinand auf einer Bahre über die Bühne getragen, Kluwe stürmte auf dem Schimmel als „Blücher“ mit seinen Husaren heran, und Armgard fuhr leidend im Halbwagen als Königin Luise über die Nehrung nach Memel. Der „Chausseeberger“ war unnachahmlich als Ansager.

Auf dem Tennisplatz wurden Radquadrillen, der Klotzkorkentanz und ein Kartoffeltanz der Kinder vorgeführt, aber auch ernste Stücke wurden gegeben. So das Erntespiel „Ruth und Boas“, ein Lutherfestspiel aus Anlaß des Kreisbibelfestes war eine sehr würdige und schöne Aufführung, und nicht zu vergessen das Festspiel „Kreuz und Schwert“ anläßlich des 600jährigen Bestehens unserer Kirche.

Unter einer alten Eiche waren drei Altäre aus Feldsteinen aufgebaut, junge Mädchen führten einen Reigen auf, die Pruzzen waren in Fuchsfelle gehüllt, und die Priester opferten, als aus dem Walde eine reitende Schaar von Ordensrittern unter der Auf- führung des Komturs von Altenberg – Werner auf dem Turmfalken – ein altes Kir- chenlied singend, erschienen. Es entwickelte sich ein langes Gespräch mit dem Aus- gang, daß ein Ritter ein großes Kreuz aufpflanzte und so auch im Bartener Lande das

Christentum eingeführt wurde. Ich hatte die Pruzzenzeit und ihren Opferkult möglichst historisch nach der Hartknoch'schen Chronik aus dem 16. Jahrhundert gestaltet. Die Ritterkostüme hatten wir aus der Marienburg geliehen. Auch der Humor kam zu recht, die Priester hatten überlange weiße Bärte, genau wie unser Generalsuperintendent Gennrich, der in der Gemeinde durch die Pfarrfreizeiten bekannt war. Als die Priester vor die Altäre traten, erscholl aus der Menge der Ruf: „Ach, du! Gleich drei Generalsuperintendenten!“, den das Ehepaar Gennrich schmunzelnd vernahm.

Diesem Festspiel war vormittags ein schöner Gottesdienst in der restaurierten Kirche und ein feierliches Essen bei Mäkelburg mit über 100 Teilnehmern vorangegangen, sowie den Abend vorher vor der Orangerie ein großes Essen mit denjenigen alten Leuten, die die Auszeichnungen der Landwirtschaftskammer für langjährige Dienste erhielten. Labenskiy-Döhrings, als Ältester, antwortete auf Fritzens Ansprache und stimmte von sich aus „Nun danket alle Gott“ an.

Jedes Jahr hatte ich im Mai oder Juni die große Mitgliederversammlung des Vaterländischen Frauenvereins, zu dem fast alle Frauen des Kirchspiels gehörten. Sie fand stets in Prassen statt, je nach der Laune des Wettergottes unter der Eiche, in der Orangerie oder in drangvoller Enge im Herrensaal. Die Hauptaufgabe des Vereins war die Unterhaltung der Gemeindeschwesterstation in Leunenburg, von der unendlich viel Segen ausgegangen ist, ja, die eigentlich unentbehrlich geworden war. Schwester Emma Joneleit waltete lange des Amtes, nach ihrer Erkrankung übernahm Dorothee Pfeil einen Teil der Arbeit und Phemie den Jungmädchenverein. 1929 kam die liebe Diakonisse Lydia Eheleben zu uns, die bis zum Zusammenbruch die Gemeinde in Treue, mit Humor gepaart, versorgte. Bei dem Treck wurde sie leider durch die Russen von der Gemeinde getrennt. Sie arbeitete dann in Maxheim, wohin das Bartensteiner Krankenhaus verlegt war, bis sie, wie die meisten Insassen, an Typhus starb. Die Anhänglichkeit an sie war so groß, daß versprenge und wieder nach Hause gekehrte Leute den 20 km weiten Weg nicht scheuten, um ihr kleine Lebensmittelgaben zu bringen.

Der Verein verteilte auch Traubibeln und Neue Testamente an die Konfirmanden, gab Zuschüsse an die Lungenfürsorgestelle in Rastenburg und verteilte Medizin, Verbandszeug und Säuglingswäsche.

Den Provinzialverein leitete die liebe Gräfin Schlieben aus Sanditten mit Energie, Umsicht und Güte, viele anregende Sitzungen habe ich in Königsberg mitgemacht.

Ich hatte schon einige Jahre die „Kreisbereitschaft“ unter mir, mit vielen Samariterkursen in Rastenburg, Barten, Dönhofsät, Korschen, Langheim und bei uns. Eine große Übung des Bereitschaftsdienstes mit den Rastenburger Sanitätern machten Armgard und ich in Queden mit, mit einer Riesenerbsensuppe hinter Görlitz endend. Einmal mußte ich dem neuen Landrat, wir lachten beide innerlich, feierlich den Bereitschaftsdienst vorführen.

Nach 1933 wurde manches im Vaterländischen Frauenverein geändert. Bald gingen endgültig die Gemeindeschwesterstationen ohne Entschädigung in den Besitz der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt über. Die Umorganisation des Roten Kreuzes 1938 brachte es mit sich, daß Gisela und Armgard meine Arbeitsgebiete erbten, erstere gründete die neue Ortsgemeinschaft, letztere übernahm die Bereitschaft, und ich freute mich herzlich, alles in ihre Hände legen zu können, denn es gibt im vorgeschrittenen Alter nichts Schöneres, als die Fortführung der Arbeit durch die eigenen Kinder zu sehen.

Ich war auch einige Male zu den großen Vorstandssitzungen des Roten Kreuzes in Berlin, erlebte, wie die alte Gräfin Gröben diese Versammlungen, meist in der Singakademie, in vornehmer Schlichtheit leitete, erlebte aber auch die große Versammlung in der Deutschlandhalle, wo Frau Scholtz-Klink, umgeben von braunen Trabanten, wie eine Königin den Mittelgang der riesigen Halle durchschritt, von allen stehend mit dem Deutschen Gruß empfangen, so hatten sich die Zeiten geändert, auch hier stand die Bühnenkunst obenan.

In Osterode hatten wir eine große gemeinsame Versammlung der Frauenschaft und des Roten Kreuzes, an der ich mit 40 Frauen aus der Gemeinde teilnahm, Frau Scholtz-Klink hielt ihre Ansprache im Freien auf einer großen Wiese an dem schönen Osteroder See.

Bei der rücksichtslosen Gleichschaltungssitzung in Rastenburg sagte ich ziemlich deutlich meine Meinung.

Die Gefallenen des Weltkrieges wurden über aller Arbeit des Aufbaus nicht vergessen, an vielen Orten wurden ihnen würdige Denksteine gesetzt. So machten wir im Juni 1923 die Einweihung des Gardekürassierdenkmals in Berlin mit, Fritz erwarb von der Witwe des jungverstorbenen Künstlers eine verkleinerte Nachbildung, die in Prassen im grünen Salon stand, einen Jüngling darstellend, der einen Adler in die Luft stößt, mit der Überschrift: neo soli cedit.

Im Oktober desselben Jahres enthüllten wir unseren großen Stein in der Damrau, es war ein großer Findling, auf dessen polierter Vorderseite die Namen aller aus der Begüterung Gefallenen verzeichnet waren. Im Beisein vieler Gäste hielten wir einen Kirchgang, bei strömendem Regen marschierte der Kriegerverein unter Musikbegleitung durch den Park an den Stein, wo Fritz eine sehr ernste Rede hielt, in der er alle Leute ermahnte, sich der Gefallenen würdig zu zeigen auch darauf anspielte, daß der dunkel verhangene Himmel ein Abbild unserer Zeit sei.

Den Jägerstein im „Schönwald“ für die drei gefallenen Försterlehrlinge hatten wir schon vorher gesetzt.

Auch in Rastenburg wohnten wir der Denkmalsweihe bei, gleichzeitig wurde die Erinnerung an das dreihundertjährige Bestehen des alten Rastenburger Regiments gefeiert. Die Fahnen desselben, die in der Gruft Friedrichs d. Gr. standen, dessen Namen das Regiment trug, waren aus Potsdam geholt worden, sie hatten schon unter dem Alten Dessauer vor Turin geweht, im Preußischen Kontingent der Reichsarmee.

Fritz machte auch nach dem Kriege die Feier in Königsberg mit, wo alle Fahnen der Preußischen Regimenter im Moskowitersaal aufgestellt wurden, ein Zapfenstreich im Schloßhof folgte.

Im September 1927 erlebten wir den großen Tag von Tannenberg. Das Wetter war schlecht, es regnete, als wir früh um 6 Uhr starteten, es blieb wechselnd, aber die Eindrücke waren so stark, daß man Regen und Sturm darüber vergaß. Schon um 10 Uhr zogen die Vereine und Verbände in unabsehbarer Kette auf den Platz vor dem Denkmal. Dieses wirkte schöner als wir gedacht, ja, man sah sich so herein, daß mir die wuchtigen roten Türme, von denen die schwarzweißen Wimpel wehten, gegen den grauen wolkigen Himmel wunderbar malerisch erschienen. Die duftige hügelige Waldlandschaft dahinter, die bunten Standarten auf den Brüstungen der Mauern, die wogende Menge davor, vereinigten sich zu einem eindrucksvollen Bild. Als dann noch die Gestalt des greisen Feldmarschalls, umgeben von seinen Generälen, auftauchte, als Reden und Ansprachen, Gesänge und Musik abwechselten, steigerten sich die Eindrücke, und keiner der Anwesenden wird den Eindruck vergessen, als der alte Herr zwei Stunden lang stehend die 1200 Fahnen mit seinem Feldmarschallstab grüßend, den Vorbeimarsch der Tausende abnahm. Noch sehe ich den alten Januschauer in seiner Ulanenuniform im Paradeschritt an der Spitze seines Kriegervereins vorbeimarschieren. Bedauerlich war die Haltung Ludendorffs, der sich sichtlich jedem Zusammensein mit Hindenburg entzog, sich auch an der Abnahme des Vorbeimarsches nicht beteiligte. Fritz war abends bei dem Essen in Allenstein, bei dem der Wehrkreiskommandant von Tschischwitz, Hindenburg und Mackensen eindrucksvolle Reden hielten. So manche schöne Feier hat man noch in Tannenberg erlebt, 1945 wurde es durch Sprengung der Einnahme der Russen entzogen und liegt, wie so vieles, als eine Trümmerstätte im unvergessenen Osten.

* * *

Durch die heranwachsenden Kinder wurde unser geselliges Leben noch reger, das Haus schwirrte von Jugend zu Weihnachten, zu Jagden und zu Tänzen. Mit Vorliebe wurden mehrtägige Reitpartien unternommen, nach Plauen und Wohnsdorf, nach Gallingen und Perkau an den Nordenburger See, und die ausgedehnteste führte sogar bis Lenken.

Jedes Jahr waren wir als Zuschauer bei den Turnieren in Insterburg, auf dem schönen Platz an den Ufern der Angerapp, auch die Reichswehrturniere in Königsberg und spä-

ter die berühmten Konkurrenzen in Berlin, gelegentlich der Grünen Woche, besuchten wir oft.

Königsberg bot viel an schönen Konzerten, an Freilichtspielen im Schloßhof und sonstigen Theateraufführungen, die ich häufig mit der Jugend besuchte, leider allerdings bei Werner mit der „Zauberflöte“ und bei Udo und Dieter mit dem „Lohengrin“ wenig Anklang fand.

Herrlich ausruhend waren die Schlanzer Ferientage. Die Kretschmannsche, Mutius'sche und unsere Jugend vergnügten sich mit Tennis, gegenseitigen Besuchen, Partien auf den Zobten und mit ausgiebigem Vertilgen von Kirschen oder Weintrauben. Besonders lustig war der Sommer mit Elisabeth Schwichows Hochzeit, bei der Tanz und Diner sich im Gartensaal abspielten.

Treue, anhängliche Freunde waren uns Major a.D. Wallner und seine liebe Frau, bei denen wir auf dem Hintertragheim ein Absteigequartier gemietet hatten, das Fritz bei seinen häufigen Anwesenheiten in Königsberg dringend benötigte. Mütterlich sorgte Frau Wallner für ihn, und auch ich habe oft mit den Töchtern, wenn wir zu Festlichkeiten in der Königshalle waren, dort gehaust, stets auf das Beste betreut. Die schweren Zeiten von Fritz' Verhaftung und Verurteilung haben sie heißen und empörten Herzens mit uns durchlebt.

Einer unserer treuesten Freunde, mit dem Fritz viel gewirkt und gearbeitet hat, der in seiner Person ein ganzes Stück ostpreußische Geschichte darstellte, war Herr von Berg-Markienen. Die Liebe und Verehrung, die er genoß, war verdient. Eine selten vielseitige Tätigkeit hat sein Leben erfüllt, Kirche, Provinz, Johanniterorden, Adelsgenossenschaft, vor allem aber Dienst an seinem Königshaus in guten und in schlechten Tagen. Landeshauptmann und Oberpräsident von Ostpreußen, Chef des Zivilkabinetts in dem stürmischen Sommer 1918 waren seine Ämter. Seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß bei dem Prozeß der Fürstenenteignung noch manches für das Hohenzollernhaus gerettet wurde.

18. Kapitel

Besuche

Motto:

*Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,
Sei dein künftig Zauberwort.*

Manch interessanter Besuch hat in unserem Haus geweiht, erwähnenswert waren vor allem die zwei längeren Aufenthalte des Feldmarschalls von Hindenburg.

Im Juni 1922 holte Fritz ihn aus Groß Grieben, wo er bei dem General Hell weilte, ab und machte mit ihm eine lange, äußerst interessante Fahrt über das ausgedehnte Tannenberger Schlachtfeld, überall von brausendem Jubel, wehenden Fahnen und Tausenden von Menschen begrüßt. Die Fülle der Blumen mußte unterwegs häufig im Chausseegraben abgeladen werden, um den neuen Platz zu machen. Abends traf der hohe Gast bei uns ein, in Begleitung des Oberstleutnants von Kügelgen und des Hauptmanns Grabowski.

Am Pfingstsonntag fuhr ich mit dem Feldmarschall vierspännig zur Kirche, und es entstanden hübsche Bilder von der folgenden Parade vieler Vereine. Jeden Abend machten Fritz und Mortimer Pirschfahrten mit dem alten Herrn, und zu jedem Essen hatten wir andere Gäste geladen, um ihnen die Freude des Zusammenseins mit Hindenburg zu bereiten. Ich sehe ihn noch auf dem Ledersessel vor dem Kamin im blauen Salon sitzen, den er besonders liebte, er sagte: „Der ist so umfassend!“ Seine mächtige Gestalt und die männlich starken Züge waren eine Freude zu sehen, unvergeßlich wird uns allen die imposante Erscheinung, seine ruhige tiefe Stimme, seine gemütlichen Erzählungen, vor allem aber der Eindruck der ganzen inneren Persönlichkeit sein, Herzengüte und Energie waren in ihm gepaart.

Es war erstaunlich, mit welcher Rüstigkeit der Fünfundsiebzigjährige die vierwöchentliche Reise durch Ostpreußen ertrug. Beim Abschied standen all unsere Hausleute und die Kinder aufgereiht vor der Tür, und am Jägerstein im Schönwald bliesen die Förster den Abschiedsgruß.

Fritz begleitete den Feldmarschall nach Juditten, wo die Vereine des Kreises Bartenstein aufgestellt waren, Mortimer und Werner unter den Schülern wurden mit Handschlag begrüßt. Dann ging es weiter nach Friedrichsstein und Königsberg, wo Fritz auch das große Essen in der Stadthalle und den Fackelzug der Studenten im Landeshaus erlebte. Bei diesem Fackelzug war es zu einigen unerfreulichen Kundgebungen der Sozialdemokraten gekommen, sonst verliefen die Tage in ungestörter Freude.

Die zweite Anwesenheit fiel in den September 1924, dieses Mal aus Januschau abgeholt und von seinem Sohn begleitet, nahm er 10 Tage bei uns Standquartier. Wieder hatten wir das Haus voller Gäste, Mortimers bestandenes Abitur erfreute uns, aber sonst war unser Herz voller Sorge um Else und Udo, die an schwerer Ruhr erkrankten. Wir zogen Dr. Teleman aus Königsberg zu, und ich war innerlich und äußerlich zerissen zwischen Pflege und Gästen, zwischen Sorge und Freude an unserem Besuch.

In den letzten Tagen trat aber eine große Besserung ein, und so konnte ich sehr erleichtert an der schönen Parade aller Krieger- und Reitervereine in Dönhofstätt teilnehmen, auch die Feier an unserem Denkstein mitmachen, wo der Feldmarschall einen Kranz niederlegte.

Bei einem der Essen machte ich den Feldmarschall darauf aufmerksam, daß auf der Rückseite der goldenen Desserteller, die Onkel August Eulenburg von dem Hofstaat zu seiner Goldenen Hochzeit erhalten hatte, die Namen der Geber verzeichnet seien. Er drehte seinen Teller um und sagte nur mit seiner tiefen Stimme: „Ausgerechnet Bethmann!“ Er hatte mit diesem während des Krieges stets in Widerspruch gestanden.

Er unterschrieb allen Gästen auf deren Wunsch die Tischkarten und sagte: „Ich unterschreibe alles, habe manchmal schon viele hundert Karten unterschreiben müssen, auch als ich auf einer Karte las: „Ich werde doch später nach Hause kommen, liebe Amalie!“ habe ich freudig „von Hindenburg“ darunter gesetzt.“

Er schenkte uns zum Andenken seine reizende, sehr ähnliche Bronzestatuetten, die immer auf Fritzens Schreibtisch stand.

Ich habe Hindenburg später in Berlin als Reichspräsidenten bei einem sehr eleganten Ball in dem schönen Reichspräsidentenpalais, dem früheren Hausministerium, in dem wir oft bei Onkel August Eulenburg gewesen waren, wiedergesehen. Unsere Jugend unterhielt sich herrlich auf diesem Fest, ich bin auch noch zu einem großen Diner dort gewesen, mich berührte sein Anblick im Frack eigenartig, doch war er auch in diesem Kleidungsstück eine imposante Erscheinung. Fritz ist noch häufig zu Besprechungen bei ihm gewesen.

Hindenburgs treuen Kriegskameraden, den Feldmarschall von Mackensen, lernten wir in Tolksdorf bei Borkes kennen. Nach langen Jahren hat auch Udo die Freude gehabt, ihn zu sehen, als er zum 80. Geburtstag des alten Herrn mit seiner Marine-HJ aus Templin bei ihm war.

Im September 1925 hatten wir sehr bewegte und sehr fröhliche Tage durch den Besuch des Kronprinzenpaares mit den beiden ältesten Söhnen Prinz Wilhelm und Louis Ferdinand, begleitet von Sybille von Tschirschky und Herrn von Müldner. Mortimer holte sie von Markienen ab, wo sie bei Herrn von Berg zu Besuch waren. Großes Familien-

diner, Essen mit Herren der Provinz und des Kreises, Tee mit Damen der Gegend und Mitgliedern des Vaterländischen Frauenvereins wechselten ab. Ein sehr gelungener Ausflug nach Steinort und Lötzen per Dampfer wurde von uns allen unternommen, überall gab es Fahnen, Guirlanden, Schulen und Vereine standen am Wege, auch bei uns war eine Feier am Denkstein mit dem Kriegerverein.

Zum Schluß hatten wir viel Jugend gebeten, eine Stahlhelmkapelle spielte, der rote Salon war ausgeräumt, und ein vergnügter Tanz dauerte bis in die Nacht, an dem auch das Kronprinzenpaar sich eifrigst beteiligte. Die außerordentliche Liebenswürdigkeit, besonders der Kronprinzess, die Wohlerzogenheit der Prinzen, hinterließen uns die angenehmsten Eindrücke.

Hinter den Kulissen spielten einige Schwierigkeiten, der aus Königsberg bezogene Koch betrank sich in den entscheidenden Momenten, und durch mein in Gips gelegtes Knie, daß ich mir beim Baden am Guberufer ausgerenkt hatte, war mein Bein steif. Ich beteiligte mich aber trotzdem an einer Quadrille und humpelte recht und schlecht umher. Sendens verlebten die Tage ganz bei uns.

Zweimal hatten wir das Kronprinzenpaar zu sehr gelungenen Jagden in Schlanitz, an denen auch Fritzens Regimentskamerad, der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, mit seiner Frau teilnahmen, sowie die Liebenberger Verwandten und die Klitschdorfer Solms.

Wir waren einige Male in Öls zu Besuch, in dem schönen Renaissanceschloß, das immer der Besitz des jeweiligen Kronprinzen gewesen war.

Bei einem Manöver der Reichswehr im Jahre 1927 war der Wehrkreiskommandant, General Eisebeck, den wir aus früheren Zeiten gut kannten, mit seinem ganzen Stabe bei uns einquartiert. Als Manövergäste waren der Schweizer Oberst Wille und zwei schwedische Offiziere anwesend. Ihnen zu Ehren war ein großer Zapfenstreich der zusammengezogenen Musikkapellen auf dem Rasen vor dem Schloß, bei strahlendem Sternenhimmel, die Eichen von Fackeln beleuchtet, die Plätze umsäumt von Zuschauern. Die alten Märsche und Weisen erklangen und stimmten uns so wehmütig, daß Fritz und ich auf der Rampe uns verstohlen die Tränen aus den Augen wischten.

Manch Massenbesuch wurde durch die gute Bewirtschaftung Prassens angelockt, da kamen amerikanische Wirtschaftler, 20 Herren einer Enquête-Kommission, oder alle Herren der Buchführungsstelle. Professor Kirsch mit 50 Studenten, Professor Rothe mit 30, 100 „Schaferreisende“ wurden auf dem Rasenplatz mit Würstchen regaliert, 36 Damen und Herren erschienen zu einer Besichtigung schon zum ersten Frühstück, 50 Herren inspizierten den „Edelmist“, und ein mehrtägiger Kursus für Studenten des Soziologischen Instituts in Leipzig wurde im Herrensaal abgehalten, zu denen auch Fritz sprach.

Ich könnte die Reihe der Besucher noch verlängern.

Einmal hatten wir 10 anregende Tage durch die Anwesenheit der oberschlesischen Studenten, die als Schauspielertruppe mit zwei jungen Mädchen auf Empfehlung der Kronprinzess zu uns kamen. Sie hatten in Oberschlesien während der Abstimmungszeit mit ihren deutschen Spielen gewirkt und verdienten sich jetzt ihr Leben damit. Sie spielten von uns aus in Korschen und Schippenbeil, es war Inflationszeit, und der Eintritt wurde mit Eiern bezahlt, die sie nach Bedarf verkauften. Derb-komische Hans-Sachs-Spiele und ernste Kirchenspiele wechselten ab, schlicht und erstaunlich schön, besonders ein Abend bei uns im Herrensaal mit vielen Gästen und dem Hugo von Hoffmannsthal'schen Stück „Der Tor und der Tod“ beeindruckte uns stark. Fritz, der sich anschließend noch ihre reizenden Volkslieder im roten Salon vorspielen ließ, war in heller Begeisterung. Werner hatte seine Eintrittsfeier in der Tasche zerdrückt, fand nur noch Rührei vor, als er in Leunenburg bezahlen wollte.

Im Juni 1932 hatten wir interessante Tage durch den mehrtägigen Besuch des Chefs der Obersten Heeresleitung, Freiherrn von Hammerstein, der mit Herrn von Reichenau, Chef des Stabes in Königsberg, und Major Kuntze bei uns war. Unser Wehrkreiskommandeur von Blomberg war als Delegierter bei der Abrüstungskonferenz in Genf abwesend. Hammerstein war ein begeisterter Jäger, die anderen erfreuten unsere Jugend durch eifriges Tennisspielen. Jeden Abend hatten wir große Herrenessen, und Hammerstein besprach mit Fritz viele politische Probleme, fragte ihn auch nach seiner Meinung über die Regierungsfähigkeit der Nationalsozialisten, worauf Fritz ihm nur sagen konnte, wenn solche Persönlichkeiten wie Koch in Ostpreußen an der Spitze blieben, dann könnte es nicht gehen. Wie recht hatte die Entwicklung ihm gegeben! Koch stand an der Spitze der Partei im Provinziallandtag, und Fritz hatte ihn schon damals durchschaut.

Ein fröhliches Fest feierten wir anlässlich des 25jährigen Wirtschaftsjubiläums in Prassen, das die Leute zu feiern sich vorgenommen hatten, auch die Pächter begrüßten Fritz dabei und überreichten ihm ein großes Bild, auf dem all ihre hübschen Wohnhäuser abgebildet waren.

In gewohnter Großzügigkeit ließ Fritz mehrere Schweine schlachten, wir kauften zentnerweise Mehl, Zucker und Backpflaumen, und die Jugend machte in der Waschküche je 200 Tüten und 200 Portionen Fleisch zurecht, die den Tag vor dem Fest an alle Familien ausgegeben wurden. Alle von Fritz gebauten Gebäude, 75 an der Zahl, waren bekränzt, am Vorabend, dem 13. April, brachten die Leute überraschend einen Fackelzug, der Gesangsverein stand auf der Veranda, Lehrer Lange sprach sehr gut, und Fritz antwortete bewegt, der Abmarsch mit den Fackeln am Teich entlang war ein malerischer Anblick. Das Fest war nicht vom Wetter begünstigt, so daß die im Freien geplanten Belustigungen ausfielen, dafür wurde im Saal um so lustiger getanzt, nachdem der alte Speichermeister Schwark sehr rührend gesprochen und Fritz sehr warm geantwortet hatte.

* * *

„Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darin sein“, das war der Grundton, auf den der 14. Januar 1929, unser Silberhochzeitstag, abgestimmt war. Es war ein sonniger Frosttag, mit frischgefallenem Schnee, also auch äußerlich alles hell und licht. Das Aufsingen der Kinder war unser Morgengruß, dann frühstückten wir alle an kleinen Tischen im grünen Salon mit den bereits am Tage vorher eingetroffenen Verwandten, den Bednarkern, Sendens, Fritz Wendt und Wendt. Es folgte eine beschämend umfangreiche Gratulationscours, von der glücklicherweise unsere Kinder benachrichtigt waren, denen ich überhaupt an dem Tage das Regiment abgegeben hatte, so war für genügend Kuchen, Brötchen und Wein gesorgt.

Zuerst kamen die Beamten und die ältesten Leute der Begüterung, es folgten die Hausleute und der Kriegerverein, der Landrat mit einigen Herren, der Gemeindekirchenrat, Herren des Landwirtschaftsverbandes und der Zuckerfabrik, dazu blies draußen der obligate Karlshöfer Posaunenchor. Einige brachten herrliche Blumenkörbe, die noch lange den blauen Salon schmückten.

Später überreichten die Kinder mit Versen von Hertha Hammerstein den Brautkranz, Strauß, Ringe und Schleier. Die beiden ersteren stammten noch von den Eltern her, und hatten unsere Kinder ihre Namen in einige silberne Myrthenblätter eingravieren lassen, wir haben leider nichts davon gerettet.

In der mit Tannen und Lametta winterlich geschmückten Kirche, im Beisein der ganzen Gemeinde und vieler Freunde und Verwandter, hielt Pfarrer Ewert einen schönen Gottesdienst, der eine rechte Dankes- und Segensfeier war.

Bei dem Festessen sprach Fritz auf den Kaiser und Mortimer sehr hübsch auf uns, Werner las die Telegramme vor.

Zum Abend kamen noch viele Gäste, auch alle Pächter und Beamten, wunderhübsche Aufführungen erfreuten uns, die durch den Gesang von Frau Pfarrer Ewert verschönt wurden. Marie und Mortimer in einer plattdeutschen Szene, als „Frau Kösling und die alte Hanne“ waren unwiderstehlich komisch. Den Vogel schoß Botho Wendt mit der Überreichung des großen echten Teppichs ab, den alle Verwandten zusammen schenkten, der den oliven Salon bis zuletzt zierte, und den er uns „zu Füßen“ legte. Ich weiß noch Bruchstücke aus dem Gedicht, es begann:

*Nicht nur am Tage großer Feste ist Fritz' und Tonis Haus voll Gäste,
Es strömen immerfort nach Prassen Verwandte zu Besuch in Massen.
Und Fröhlich sitzt dann Jung und Alt am Eßtisch wie ein Dauerwald.*

—
*Des Junggesellen Los ist „Wandern“, er sieht das Eheglück der andern
mit scharfem aufmerksamem Blick und übt dann sachgemäß Kritik.*

*Selten sieht ein Paar im Haus 100prozentig glücklich aus,
Dem einen bleibt Resignation, der andere nimmt es als Mission,
Wenn nicht, was lebhaft zu bedauern, gar heimlich Katastrophen lauern.*

—
*Hier haben wir einmal den selt'nen Fall, das glücklichste Paar
und glücklich nicht minder die fröhlich wachsende Anzahl der Kinder.*

* * *

Wir konnten diesen, als sie sich abends noch einmal an Fritz' Bett versammelten, nichts Besseres wünschen, als daß sie auch einmal einen solchen Tag erleben möchten.

Die Breslauer Stahlhelmtage im Juni 1931 werden Alt und Jung unvergessen bleiben. Wir waren abends in dem riesigen Stadion, zu Tausenden saß die Menge Kopf an Kopf. Es gab viel zu staunen und zu bewundern, die musterhafte Ordnung beim An- und Abfahren, die Rede Düsterbergs, die herrliche Musik, das Riesenfeuerwerk, das Schönste aber war der Einmarsch der 2000 Fahnen, die geliebten Farben schwarz-weiß-rot, von Mond- und Fackelschein magisch beleuchtet, alles wirkte geisterhaft und war ein Symbol, daß der Stahlhelmegeist noch lebendig war, trotz aller Knechtschaft.

Siegfried kam den Tag darauf zu uns nach Schlan, recht ermüdet von der großen Hitze und dem Paradetag, der dem schönen Abend folgte.

Wir hatten anschließend schöne fünf Wochen in Schlan, das ganz in Lindenduft gehüllt war, wohnten in den unteren Räumen und nahmen viele Mahlzeiten im Garten ein. Phemie versuchte, mir die Stenographenkunst beizubringen, ich revanchierte mich bei ihr mit Klavierunterricht, und Else und Udo lernten fleißig mit Frl. Lemcke. Trotz der Verkaufsnöte, trotz des Abschieds von Kretschmanns, der uns sehr schwer wurde, denke ich noch gern an diese Wochen zurück. Tante Ittel war abwesend, und ich spielte die Hausfrau.

19. Kapitel

Reisen

Motto:

*Das Reisen, Freund, ist eine Kunst
In unserer Künste Kranz,
Ein jeder übt's, ein jeder liebt's,
Nicht jeder aber kann's.
So mancher, der die Welt umfuhr,
Hat dennoch nichts gesehn,
Dieweil er nie verstanden, erst die Nähe zu verstehn.*
Cäsar Fleischlen

Wenn wir auch keine großen Reisen gemacht haben, wir waren nur vor 1914 dreimal an der Riviera und in Oberitalien sowie einige Male in Meran, so machten wir uns doch fast jeden Winter einmal auf, sei es nach Karlsbad, oder zu den schönen Schneeaufenthalten in Berchtesgaden und Oberstdorf mit Szesima, Agnes und Sigrid, auf dem Feldberg mit den beiden ersten, auf die Raifträgerbaude im lieben Riesengebirge mit den Töchtern und Ilse Rosenberg. Besonders gern war Fritz in München, wo wir bei den Winterreisen meist einige Tage Station machten.

Im Winter vor Fritzens Tod hatten wir einen unvergeßlichen Aufenthalt in der Teichmann-Baude mit den Geschwistern aus Dönhofsstadt, drei Töchtern und Atte Stolberg, wo uns die lieben Schlanzer und Haeblers besuchten. Fritz und ich beteiligten uns nicht mehr am Schneeschuhlaufen, aber wir rodelten, ich lief Schlittschuh, und vor allem machten wir in der Winterpracht herrliche Gänge.

Sehr fröhlich begab ich mich mit den vier Großen und Szesima im Sommer 1922 auf eine Tour nach Danzig, per Schiff übers Haff, per Schiff nach der Marienburg auf der Nogat und über Elbing, Cadinen und Frauenburg zurück. In dem dortigen Dom war das schönste Chorgestühl, das ich je gesehen habe.

Unter dem törichtsten Zwangseindruck des Sparens in der Inflationszeit lebten wir in den Tagen sehr enthaltsam, ein Kottlett kostete am ersten Tage 70 Mark, zum Schluß fast das Doppelte, so lange das mitgenommene Geld nie. Mortimer neckte mich, daß ich nach dem Kant'schen Grundsatz handle: „Halte aus und enthalte dich!“, den ich umgeprägt hatte in: „Halte aus zum Mittag und enthalte dich des Abendbrotes!“ Marie Eleonore würde gesagt haben: „Alle Eulenburge übertreiben!“

Besonders lustig war unser Ausflug im Sommer 1924 mit Marie Eleonore und den

5 Großen nach Rügen. Die Seefahrt von Pillau nach Swinemünde war für einige recht anstrengend, vor allem die Rückreise bei Sturm und Regen auf überfülltem Schiff, damals noch nicht der stattlichen „Tannenberg“, sondern der kleinen „Hertha“. Nur Marie Eleonore und Mortimer brachten Neptun kein Opfer. In Heringsdorf feierten wir Werners Geburtstag, zu dem er die langersehnte weiße Hose bekam, die wir ihm auf den Baum vor das Fenster des kleinen Hotels hängten. Wir waren in Binz und Saßnitz und wanderten nach dem Königstuhl und nach Stubbenkammer. Jung und Alt wollte einem für ein kleines Entgelt die „Sage vom He-etha-See“ erzählen, auf die wir gar keinen Wert legten, denn wir mußten im Sturmschritt zum Dampfer eilen. Wir stiegen auf den schwindelerregenden Turm des Jagdschlusses Granitz, d.h. „ohne mich“ und kehrten sehr befriedigt heim.

Zweimal besuchten wir den Vater Rhein, jedesmal, wenn die Söhne in Bonn waren, das waren fröhliche und beschwingte Tage. Im Juli 1926 machten wir uns mit Agnes und Phemie auf, ich besichtigte mit ihnen Schlösser und Museen in Berlin und Potsdam, für Phemie eine neue Offenbarung, für mich eine wehmütige Erinnerung. Dann ging es mit Botho Wendt nach Sonnenburg zum Ritterschlag, die bisherigen Ehrenritter wurden dadurch zu Rechtsrittern. Das freundliche kleine Städtchen lag in den Warthewiesen; im Schmuck der blühenden Linden, der Fahnen und Girlanden war es reizend. Wir wohnten mit Botho Wendt bei einer freundlichen „Gefängnisinspektorswitwe“, war doch in Sonnenburg ein großes Gefängnis, die sehr freundlich für uns war, jeder war in Bürgerquartieren untergebracht.

Die Feier war sehr schön, und wenn ich gedacht hatte, daß eine große Konzentration dazugehören würde, um aus der bunten Schale den ernstesten festen Kern herauszuschälen, so war dies nicht der Fall. Man erhielt durch die Rede des Geistlichen sowie durch die vorzügliche Ansprache von Dietloff Armin, das Verlesen der Satzungen und die Worte des Prinzen Eitel Friedrich den Eindruck, daß der Johanniterorden gerade in unserer Zeit ein wichtiger Hort für die besten Mannestugenden ist.

Der Ritterschlag fand in der alten Kirche statt, zu der sich die Ritter in ihren schwarzen Mänteln in feierlichem Zuge begaben, das Essen, auch für uns Damen, war im Schloß mit den schönen Bildern, u.a. auch dem riesigen, das der Orden Onkel Eberhard Stolberg zur Silbernen Hochzeit geschenkt hatte, das aber für Kreppelhof zu groß war, und das er, wie ich schon erwähnte, nach Sonnenberg stiftete. Albrecht und Mia waren auch anwesend.

Noch denselben Abend ging es weiter nach Mainz, wo wir an einem strahlenden Morgen ankamen und in strahlender Laune das Schiff bestiegen. Nur ein Mißton war in der schönen Stadt, wir sahen dort zum ersten Mal die französische Besatzung, die sich sehr unerfreulich benahm, begegnete man einem Offizier, so mußte man vom Trottoir herunter und ihn vorbeigehen lassen. Auch der Anblick von exerzierenden französischen Truppen vor der Stadt schnitt einem ins Herz. Seitdem haben wir vieles in der Beziehung erleben müssen!

Mortimer stieg überraschend in Bingen zu uns auf das Schiff, und nun war des Erzählens mit dem Vater kein Ende. Sieben Stunden gingen unsere Augen von rechts nach links, immer neue schöne Eindrücke aufnehmend, auch für mich war es Neuland. Wir machten mit Mortimers Freunden eine Partie auf den Drachenfels, ich besuchte Tante Margarethe Stolberg und Friedel in Diersfordt, Botho Wendt und Sigrid besuchten uns, und nach herrlichen Tagen ging es über das schöne Wernigerode nach Schlanitz, wo wir die übrige Jugend schon antrafen.

Im Juni 1929 begaben wir uns noch einmal an den Rhein, voll Erwartung aller Freuden, die uns wieder beschieden sein würden. Phemie und Armgard begleiteten uns, und dieses Mal wurde letztere mit den Schönheiten von Berlin und Potsdam bekannt gemacht. Sie meinte, das viele Besehen der Deckengemälde in den Schlössern sei reichlich anstrengend, und im Reichstag entrüstete sie sich über die Abgeordneten, die alle im Restaurant Eiskaffee tranken, während der Sitzungsaal gähmend leer war.

Von Potsdam aus ging es wieder per Dampfer über die Pfaueninsel nach Berlin.

Fritz war direkt nach Bonn gefahren, und als wir nach schöner Rheinfahrt, auf der wir uns mit Erdbeerbowle stärkten, in Bonn anlangten, standen Vater und Sohn freudig winkend am Landungsteg, letzterer von den Schwestern seiner eleganten Kleidung wegen sehr geneckt.

Dieses Mal wurden Autotouren nach Maria Laach und auf den Nürburgring gemacht, und einen Abend sehr elegant in dem neuen Prunkhotel auf dem Petersberg gegessen, ahnungslos, daß dieser einmal eine traurige politische Rolle in unserem Vaterland spielen würde. Fritz reiste direkt nach Schlanitz, und wir besuchten noch Ebersteins in Mohrungen, Fräulein Tychsen in Lauterberg und die Verwandten in Wernigerode.

Sehr interessant war im Juli 1928 unsere Tour nach Kopenhagen mit einer Meyhöferschen Gesellschaftsreise, Marie und Dorle, Marie-Eleonore und ich mit drei Töchtern nahmen daran teil. Bei herrlichem Wetter hatten wir auf der schönen „Tannenberg“ eine gute Überfahrt. Wunderbar schön war die abendliche Ankunft in Kopenhagen, die Sonne ging über dem opalfarbigem Meer unter, und die Hafenlichter blitzten auf. Ich kannte Kopenhagen von früher her, aber die Eindrücke von den herrlichen Schlössern und Museen waren doch wieder überwältigend.

Die Kunst Thorwaldsens entzückte uns, die Porzellanmanufaktur interessierte uns, eine Autobusfahrt begeisterte uns, die wir an der lieblichen Küste entlang nach Kronburg, dem Sitz und Schlosse Hamlets unternahmen. Wir ließen uns aber auch nicht die „Erdbeerkeller“ entgehen, mit den vielen Früchten und der vielen Sahn.

Die Rückfahrt von Swinemünde nach Pillau bei herrlichem Wetter mit Morgen- und Abendstimmung, ohne Seekrankheit, genossen wir sehr. Den Höhepunkt fand ich

stets die morgendliche Einfahrt in Zoppot, das wie ein duftiges, zartes Pastellbild vor einem lag. Wir lasen, zeichneten und spielten auf dem Schiff, und im Handumdrehen befanden wir uns wieder auf dem glühenden Königsberger Pflaster. Wir trafen dort Konni Dohna, und er verglich unsere sonnengeröteten Gesichter treffend mit Radieschen. Mit Konni machte Mortimer später eine 14tägige interessante Forstreise nach Finnland.

20. Kapitel

Politik

Motto:

*Politik ist, daß man Gottes Schritt durch die Weltgeschichte hört,
dann zuspringt und versucht, einen Zipfel seines Mantels zu fassen.*

Bismarck

Von der Politik in den zwanziger Jahren zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe, zu sehr ging alles durcheinander. Es geisterten durch meine Chronik und mein Gedächtnis die Namen aller Reichskanzler, aller Reichstagsauflösungen, aller Wahlen, auch der Präsidentenwahlen, aller Konferenzen, aller Volksbegehren und Volksentscheide.

Im Februar 1919 wurde Friedrich Ebert, der ehemalige Sattlermeister, der schon lange in der Sozialdemokratischen Partei eine große Rolle spielte, von der Nationalversammlung zum Reichspräsidenten gewählt. Er war nicht der schlechteste, ein kluger und gemäßigter Kopf. Die viel umstrittenen neuen Reichsfarben waren schwarz-rot-gold, nur die Flagge der Handelsmarine blieb schwarz-weiß-rot mit schwarz-rot-goldener Gösch.

Das Jahr darauf wurde der erste Reichstag gewählt, schon da zeigte es sich, daß das völlige Übergewicht der Linken abgenommen hatte. Es waren schlimme Zeiten, Ebert bekämpfte in Berlin die Spartakistenaufläufe mit Hilfe der heimkehrenden Truppen, die Exponenten der äußersten Linken, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden von den Soldaten, die sie verhaftet hatten, erschlagen und die Leichen in den Landwehrkanal geworfen. Heißsporne hielten es in den nächsten Jahren für richtig, Erzberger und Rathenau zu ermorden.

Große Erregung bemächtigte sich aller Gemüter, als Hitler und Ludendorff in München am 9. November 1923 den traurig berühmten Marsch nach der Feldherrnhalle unter-

Mortimer stieg überraschend in Bingen zu uns auf das Schiff, und nun war des Erzählens mit dem Vater kein Ende. Sieben Stunden gingen unsere Augen von rechts nach links, immer neue schöne Eindrücke aufnehmend, auch für mich war es Neuland. Wir machten mit Mortimers Freunden eine Partie auf den Drachenfels, ich besuchte Tante Margarethe Stolberg und Friedel in Diersfordt, Botho Wendt und Sigrid besuchten uns, und nach herrlichen Tagen ging es über das schöne Wernigerode nach Schlan, wo wir die übrige Jugend schon antrafen.

Im Juni 1929 begaben wir uns noch einmal an den Rhein, voll Erwartung aller Freuden, die uns wieder beschieden sein würden. Phemie und Armgard begleiteten uns, und dieses Mal wurde letztere mit den Schönheiten von Berlin und Potsdam bekannt gemacht. Sie meinte, das viele Besehen der Deckengemälde in den Schlössern sei reichlich anstrengend, und im Reichstag entrüstete sie sich über die Abgeordneten, die alle im Restaurant Eiskaffee tranken, während der Sitzungsaal gähnend leer war.

Von Potsdam aus ging es wieder per Dampfer über die Pfaueninsel nach Berlin.

Fritz war direkt nach Bonn gefahren, und als wir nach schöner Rheinfahrt, auf der wir uns mit Erdbeerbowle stärkten, in Bonn anlangten, standen Vater und Sohn freudig winkend am Landungssteg, letzterer von den Schwestern seiner eleganten Kleidung wegen sehr geneckt.

Dieses Mal wurden Autotouren nach Maria Laach und auf den Nürburgring gemacht, und einen Abend sehr elegant in dem neuen Prunkhotel auf dem Petersberg gegessen, ahnungslos, daß dieser einmal eine traurige politische Rolle in unserem Vaterland spielen würde. Fritz reiste direkt nach Schlan, und wir besuchten noch Ebersteins in Mohrun, Frh. Tychem in Lauterberg und die Verwandten in Wernigerode.

Sehr interessant war im Juli 1928 unsere Tour nach Kopenhagen mit einer Meyhöferschen Gesellschaftsreise, Marie und Dorle, Marie-Eleonore und ich mit drei Töchtern nahmen daran teil. Bei herrlichem Wetter hatten wir auf der schönen „Tannenberg“ eine gute Überfahrt. Wunderbar schön war die abendliche Ankunft in Kopenhagen, die Sonne ging über dem opalfarbigem Meer unter, und die Hafenlichter blitzten auf. Ich kannte Kopenhagen von früher her, aber die Eindrücke von den herrlichen Schlössern und Museen waren doch wieder überwältigend.

Die Kunst Thorwaldsens entzückte uns, die Porzellanmanufaktur interessierte uns, eine Autobusfahrt begeisterte uns, die wir an der lieblichen Küste entlang nach Kronburg, dem Sitz und Schlosse Hamlets unternahmen. Wir ließen uns aber auch nicht die „Erdbeerkeller“ entgehen, mit den vielen Früchten und der vielen Sahn.

Die Rückfahrt von Swinemünde nach Pillau bei herrlichem Wetter mit Morgen- und Abendstimmung, ohne Seekrankheit, genossen wir sehr. Den Höhepunkt fand ich

stets die morgendliche Einfahrt in Zoppot, das wie ein duftiges, zartes Pastellbild vor einem lag. Wir lasen, zeichneten und spielten auf dem Schiff, und im Handumdrehen befanden wir uns wieder auf dem glühenden Königsberger Pflaster. Wir trafen dort Konni Dohna, und er verglich unsere sonnengeröteten Gesichter treffend mit Radieschen. Mit Konni machte Mortimer später eine 14tägige interessante Forstreise nach Finnland.

20. Kapitel

Politik

Motto:

*Politik ist, daß man Gottes Schritt durch die Weltgeschichte hört,
dann zuspringt und versucht, einen Zipfel seines Mantels zu fassen.*

Bismarck

Von der Politik in den zwanziger Jahren zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe, zu sehr ging alles durcheinander. Es geisterten durch meine Chronik und mein Gedächtnis die Namen aller Reichskanzler, aller Reichstagsauflösungen, aller Wahlen, auch der Präsidentenwahlen, aller Konferenzen, aller Volksbegehren und Volksentscheide.

Im Februar 1919 wurde Friedrich Ebert, der ehemalige Sattlermeister, der schon lange in der Sozialdemokratischen Partei eine große Rolle spielte, von der Nationalversammlung zum Reichspräsidenten gewählt. Er war nicht der schlechteste, ein kluger und gemäßigter Kopf. Die viel umstrittenen neuen Reichsfarben waren schwarz-rot-gold, nur die Flagge der Handelsmarine blieb schwarz-weiß-rot mit schwarz-rot-goldener Gösch.

Das Jahr darauf wurde der erste Reichstag gewählt, schon da zeigte es sich, daß das völlige Übergewicht der Linken abgenommen hatte. Es waren schlimme Zeiten, Ebert bekämpfte in Berlin die Spartakistenauftände mit Hilfe der heimkehrenden Truppen, die Exponenten der äußersten Linken, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden von den Soldaten, die sie verhaftet hatten, erschlagen und die Leichen in den Landwehrkanal geworfen. Heißsporne hielten es in den nächsten Jahren für richtig, Erzberger und Rathenau zu ermorden.

Große Erregung bemächtigte sich aller Gemüter, als Hitler und Ludendorff in München am 9. November 1923 den traurig berühmten Marsch nach der Feldherrnhalle unter-

nahmen. Es entstand dadurch eine große Verwirrung in vielen Köpfen. Die Todesopfer dieser Kundgebung waren später in einer Seitenhalle des neuen Parteihauses in München, das ich architektonisch sehr schön fand, bestattet, und jeden 9. November wurden große Feiern dort abgehalten, bei denen merkwürdige Dinge vorgeführt wurden. Eine Stimme antwortete bejahend auf die Frage: ob diese Helden unsterblich seien; es waren 14 Opfer und 14mal wurde gefragt und bejaht.

Wie häufig wir gewählt haben, ließe sich an Hand meiner Chronik feststellen, doch würde die Aufzählung dieser Vorgänge ermüdend wirken, den Rekord erreichten wir 1932–33, wo wir in zwölf Monaten sechsmal an die Wahlurne gingen.

Für Fritz spielten sich die Vorbereitungen stets gleichartig ab. Zuerst wurde nach Königsberg gefahren und mit dem Parteivorstand die Liste aufgestellt, die niemals die Billigung aller erlangte, denn „was den einen stellt zufrieden, darob ergrimmt der andere sehr!“ Besonders die Meinungen über die Spitzenkandidaten gingen auseinander, diese waren für das Publikum sehr wichtig, so mußte Botho Wendt 1930, nachdem er jahrelang Spitzenkandidat gewesen war, dem alten Januschauer weichen, da dieser populärer war. Mit gewohnter Sachlichkeit und Bescheidenheit ließ er seinen Namen auf eine untere Stelle rücken und wurde deshalb auch leider nicht gewählt.

Die verschiedenen Berufe wollten sämtlich auf der Liste vertreten sein, so waren diese Besprechungen sehr schwierig und kopfzerbrechend. Die letzten Wochen vor der Wahl fing das Redenhalten an, Fritz sprach sehr lebendig und wirkungsvoll, halb aus dem Stegreif, er notierte sich nur einzelne Punkte, man merkte ihm immer an, wie er mit dem ganzen Herzen dabei war. Botho Wendts Reden dagegen waren meist druckreif, sehr durchdacht, sehr sachlich und fein. Es war kaum ein Städtchen in Ostpreußen, außer dem Ermland, das immer seine Zentrumsabgeordneten schickte, in dem Fritz nicht gesprochen hätte. Als letztes sprach er stets in Leunenburg, den Abend vor der Wahl in dem brechend vollen Saale, und die Resultate bei uns waren immer die besten des ganzen Kreises, nur Glaubitten trat in Konkurrenz.

Die Stallupöner Kreiszeitung brachte gelegentlich einer dortigen Wahlversammlung folgende Beschreibung von Fritz: „Graf zu Eulenburg-Prassen ist einer der führenden Männer der ostpreußischen Landwirtschaft, vielleicht kann man sagen, der Führer Ostpreußens. Er hat nie Wert darauf gelegt, in die Öffentlichkeit zu treten, obwohl gerade er in einem Maße, wie vielleicht außer ihm nur noch der Kammerherr von Oldenburg, das Zeug zu einer volkstümlichen Persönlichkeit hat. Dieser Mann aus uraltem Adelsgeschlecht ist ein echter Sohn der Scholle geblieben, die ihn geboren hat, und ein Mann des Volkes, das er in seinem Denken und Fühlen versteht, für das er lebt und wirkt. Zugleich ist dieser Mann, der mit seinen Arbeitern wie ihr Vater lebt und in ihrem heimatlichen Platt mit ihnen spricht und, wie er sagt, das Plattdeutsche besser beherrscht wie das Hochdeutsche, zugleich in seltener Mischung einer der klügsten Köpfe und feinsten Diplomaten und einer der energischsten Männer, die wir in

Ostpreußen haben. Wenn es in Berlin etwas bei den hohen Staatsbehörden für Ostpreußen auszuwirken gibt, dann ruft man nach dem Grafen Eulenburg-Prassen, und er schafft es. Auch die Ostpreußenhilfe verdanken wir nicht zum wenigsten seiner Wirksamkeit. Der Ton macht die Musik, dieses Wort kann man auch auf die Reden des Grafen Eulenburg anwenden, die Art und Weise wie er sprach, packte von Anfang an jeden einzelnen im Saale. Es war herzerfrischend, wie er mit einfachen, jedem verständlichen Worten die Not schilderte, die uns auf den Nägeln brennt, wie er mit wenigen Sätzen, von denen jeder den Nagel auf den Kopf traf, das System der Mißwirtschaft und Unfähigkeit schilderte, mit dem wir heute regiert werden, und wie er in dem klaren und überzeugenden Programm der Deutschnationalen Partei den Weg zeigte, der allein noch zur Rettung führen kann.“

Bei allen Wahlkämpfen konnte ich etwas helfen, zuerst nur durch Frauenversammlungen, Malen von Plakaten und Aufhängen derselben, Verteilen von Aufrufen und dergleichen mehr. Später kam ich in den Königsberger Frauenausschuß der Deutschnationalen Partei und mußte 1930 die Kreisfrauengruppe in Rastenburg übernehmen, was recht viel Arbeit mit sich brachte. Da waren Beiträge zu sammeln und Versammlungen einzurichten, zu denen ich unsere lieben Rednerinnen, Frl. Deutsch, Frau Käsewurm, Frau von Sperber und Frl. Kapp bat, und so kam ich im ganzen Kreise herum.

1925 hatten wir bei uns in Prassen einen mehrtägigen Frauenlehrgang unter Leitung von Professor Preyer. Vormittags wurden Vorträge gehalten über das Thema „Preußentum und Sozialismus“ von Spengler, nachmittags mußten die Damen selbst kleine Vorträge halten, was ihnen sehr peinlich war, doch war es eine gute Übung.

1930 machte ich mit den Leunenburgern Frauen einen dreitägigen Lehrgang in Rastenburg mit, bei dem auch Botho Wendt sprach. Unter viel Gelächter fuhren wir jeden Morgen im großen Müllerauto hin, das notdürftig mit Sitzen versehen war. Botho Wendt hat einmal herzlich gelacht, als er erlebte, wie wir in Rastenburg alle verkehrt herum mit Hilfe einer kleinen Leiter herausstiegen, und konnte sich gar nicht beruhigen, daß das Auto eine solche Unzahl von Frauen beherbergte.

Sehr interessant waren die Parteitage in Königsberg. Herr von Restorff-Lindenau und der prächtige General Hell aus Groß Grieben machten sich in der Provinz um die Partei verdient. Viele gute Redner haben wir gehört, und ich dachte oft an das Goethewort aus dem Tasso: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen. Ich höre gern dem Streit der Klugen zu, wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen, mit Grazie die Rednerlippe spielt“.

Hergt und Hugenberg, Graf Westarp und Herr von Restorff, Keudell und Bang, Walraf und Brunstät, die beiden bekannten Autoren Beumelburg und Everling, der das gute Buch über die Monarchie schrieb, und noch manchen anderen haben wir gehört.

Schmerzlich war der Abschiedskaffee der Deutschnationalen Frauengruppe in der Königshalle in Königsberg, nachdem die Partei sich aufgelöst hatte. Fräulein Kapp und Frau von Sperber sprachen sehr gut, und ich konnte ihnen und Frau Stringe den Dank für ihre nimmermüde Tätigkeit als Landfrau aussprechen. Ich erzählte dabei, daß eine Arbeiterfrau bei uns Frau von Sperber „die Dame mit dem lieblichen Zungenschlag“ genannt hatte, was sie sehr belustigte.

Viele Kräfte, die gern noch mitgearbeitet hätten, wurden „stillgelegt“, dieses Wort hatte einen harten Klang im wirtschaftlichen Leben und einen harten Klang im persönlichen. Den Einfluß und die Arbeit in der Familie und in der engeren Umgebung, die Pflicht und Freude zugleich sind, konnten sie uns Frauen aber doch nicht nehmen.

Ich kehre zurück zu dem Anfang der 20er Jahre. Da war zuerst der Erfüllungspolitiker Wirth, der das Londoner Abkommen unterschrieb, das uns eine Schuldenlast von 120 Milliarden aufbürdete. Es folgte der Reichskanzler Kuno, der energisch den passiven Widerstand im Ruhrgebiet unterstützte, nachdem sein Angebot zu zahlen, verneinend beantwortet wurde. Die Franzosen und Belgier waren wegen geringfügiger Verzögerungen von Reparationszahlungen dort einmarschiert. Bei manchen wurde der passive Widerstand auch zu einem aktiven, bei dem der Name Schlageter in aller Munde war. Kuno mußte im August abdanken, da die wirtschaftlichen Folgen des passiven Widerstandes untragbar wurden. Stresemann folgte ihm und brach den Widerstand ab, die Besatzung blieb aber bis 1925, trotzdem auch die Engländer gegen die Ruhrpolitik der Franzosen waren. Die Rechtskoalition hielt sich nicht, da nach dem Vertrag von Locarno die Deutschnationalen ihre Minister aus der Regierung nahmen. Stresemann wurde durch Marx ersetzt, blieb aber bis zu seinem Tode Reichsaußenminister. Marx machte Luther Platz, der wiederum diesem Platz machte, es folgte der Sozialdemokrat Hermann Müller und so fort. Noch einmal kam es 1928 zu einer Rechtskoalition, doch scheiterte sie an der Stellungnahme der Deutschen Volkspartei zu dem neuen Schulgesetz.

Ich faßte 1927 diesen ganzen Wirrwarr in ein kleines Gedicht zusammen, das auch in der Zeitung erschien:

*Kürzlich laß ich in der Zeitung all die vielen Namen wert
Derer, die als Reichsminister uns die Republik beschert.
Alphabetisch ich sie ordne, denn es ist doch niemand klar,
Wer in welchem Kabinette seinerzeit am Ruder war.
So beginne ich mit Albert, Bauer, Brockdorff, Becker, Bell,
Blunk und Brauns, und Cuno, Curtius folgen aufeinander schnell.
David, Dernberg sind die nächsten, Emminger, Erzberger, Fehr,
Fuchs und Franken las man kürzlich, Fehrenbach ist länger her.
Gothein, Geßler, Giesberts, Gröner, Gradenauer, Hergt, Hermes, Hamm,
Heinze, Hilferding, Herr Höfle und Haslinde sind ein Stamm,*

*Jarres war dann einzigartig, aber Köster, Keudell, Koch,
hatten Kültz, Koeth, Krohne, Kanitz Köhler als Genossen noch.
Landsberg, Luther, Müller-Franken, Marx und Neuhaus, Noske, Oeser,
Reinhold, Raumer, Radbruch, Rosen, hört, das Ding wird immer böser,
unaufhörlich folgen weiter Rosenberg und Rathenau,
Schiffer, Schiele, Schlieben, Stingel, ach, mein armer Kopf mir schwirrt,
Hör ich Simons, Sollmann, Wissel und als letzten noch Herrn Wirth.
Und ich frage mich, ob ein Vorteil diese Namensfülle sei,
oder ob das Sprichwort passe von den Köchen und dem Brei?*

* * *

Wie einem Vater so war auch Fritz die Arbeit in der geliebten Heimatprovinz das Hauptanliegen, nur gestaltete sie sich in den unruhigen Zeiten umständlicher und vielschichtiger. Unerfreuliche und harte Kämpfe gingen durch das Jahr 1922, um alle landwirtschaftlichen Verbände der Provinz unter einen Hut zu bringen, kurz vor Weihnachten gelang es, und Herr von Gehren wurde Vorsitzender des neuen Landwirtschaftlichen Verbandes, der bis 1933 fest zusammenhielt und viel gute Arbeit geleistet hat.

Der Winter 1925 brachte viel Ärger mit der Neuwahl des General-Landschaftsdirektors. Fritz wollte Freiherrn von Gayl auf dem Posten sehen und zog sich manche Feindschaft in der Provinz zu, weil er gegen die Wahl Herrn von Hippels war. Dieser siegte jedoch, weil er die Bestimmung, daß der Direktor der Landschaft einen eigenen Besitz haben mußte, erfüllte, während Herr von Gayl nur mit seiner Schwester zusammen ein kleines Gut hatte.

Im Jahre 1921 fand in Allenstein die Abstimmung für Südostpreußen statt, ob die Bevölkerung unter deutsche oder polnische Oberhoheit wolle. 97 % stimmten natürlich für Deutschland, Freiherr von Gayl hatte sich um diese Abstimmung sehr verdient gemacht, aus ganz Deutschland wurden alle in diesem Gebiet gebürtigen Deutschen zusammengerufen. Dieselbe Abstimmung fand auch in Oberschlesien statt, es fanden sich 700 000 Stimmen für Deutschland und nur 400 000 für Polen, trotzdem wurde der größte und wertvollste Teil Oberschlesiens zu Polen geschlagen und aus dem Rest eine neue kleine Provinz gebildet.

Im Januar 1923 fielen die Litauer in das Memelgebiet ein, selbst die Lauen und Gleichgültigen wurden aufgerüttelt, aber unsere Ohnmacht war zu groß, wir konnten uns nicht wehren. Mortimer hoffte auf Notabitur und Freikorps, wir konnten aber nur die Hand in der Tasche ballen. Wie im Westen faßte auch im Osten der separatistische Gedanke Fuß, aber die ruhigen Elemente behielten das Übergewicht. Unsere Provinz war ohne Kohle, ohne Industrie, zu abhängig von dem übrigen Deutschland.

Es gab manch unruhigen Provinziallandtag, wo die Linke sich durchsetzen wollte. Am unruhigsten war der im Jahre 1928. Erstens war eben der Reichstag aufgelöst, wozu die Volkspartei durch das Scheitern des Schulgesetzes den Anlaß gab, und zweitens wegen der Neuwahl des Landeshauptmanns. Graf Brünnek, der bis dahin dieses Amt innehatte und durch seine unermüdliche Arbeit für die Provinz, seine reichen Geistesgaben und seine langjährige Tätigkeit fast unersetzlich schien, folgte seinem verstorbenen Bruder als Fideikommissherr auf Bellschwitz. Ihm selbst wurde der Abschied schwer, aber mehr wohl noch seinen vielen Freunden, zu denen Fritz zählt. Blunk wurde zu seinem Nachfolger gewählt, der Regierungspräsident von Bahrfeld hatte nur seine eigene Stimme, was zu dem Spaß Anlaß gab: „Bahrfeld ist einstimmig gewählt!“ Aber auch Blunk war „einstimmig“ gewählt, die Linke hatte mit der Mitte für ihn gestimmt, da sie hofften, die Wahl von Gayl, den sie für den Kandidaten der Rechten hielten, dadurch zu hintertreiben. Da hieß es nun: „Der Provinziallandtag hat nach dem Bibelspruch gehandelt: Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte tut.“

Durch alle anderen Nöte und Sorgen hindurch zog sich wie ein roter Faden Fritzens Arbeit für sein Lieblingskind, das „Ostpreußenwerk“. Schon im Kriege hatte er jeden Urlaub zum Provinziallandtag dazu benutzt, die Elektrifizierung der Provinz voranzutreiben. Trotz aller Widerstände, auch in der Provinz, die andere Fragen für vordringlicher hielt, trotz aller Inflationsnöte nach dem Kriege in Berlin, gelang es ihm, das große Werk, die „Überlandzentrale“ in Friedland zu fördern. Es mußte dazu ein großer Stausee an der Alle geschaffen werden, was bei den Anliegern, die ihr Land einbüßten, größten Unwillen hervorrief. Ein kleines Werk in Wohnsdorf, ein großes in Elbing, das auch zu Fritz' besonderer Freude, noch Danzig mitversorgte, hatten schließlich die ganze Provinz elektrifiziert.

Ungezählte Besprechungen mit dem prächtigen Geheimrat Wiehler und Direktor Jahnke, auch bei uns in Prassen, dienten dieser Arbeit. Fritz unternahm mit anderen Herren viele interessante Reisen durch ganz Deutschland, um ähnliche Anlagen kennen zu lernen. So war er in Bayern am Walchensee, in Hessen an der Edertalsperre, die im Kriege von Bomben getroffen, eine entsetzliche Wasserkatastrophe auslöste, und in Pommern. Meinem technischen Unverstand erschien das Werk in Friedland als etwas ganz Ungeheuerliches an Umfang, Getöse und Betrieb. Eine Freude für die Herren war es, als Prinz Heinrich, gelegentlich eines Besuches in der Provinz, sich mit 200 Ingenieuren die fertige Anlage besah.

Unzählige Reisen führten Fritz durch die Provinz, nicht nur mit der Landschaft, sondern auch mit dem Ostausschuß, mit Herren vom Kulturstadtrat und von der Regierung. Von einer solchen Ministerreise brachte Dr. Brandes lachend ein großes Bild mit. Es war einem Photographen gelungen, Brandes und Fritz zu „knipsen“, als sie nebeneinander auf einem Dampfer sitzend, ihr Nachmittagsschläfchen hielten, darunter hatte Brandes geschrieben: „Reise des Reichsernährungsministers Haslinde durch die Provinz Ostpreußen.“

Fritz wurde Vorsitzender des Fideikommissverbandes, Graf Kanitz-Nedlicken sein Stellvertreter, ein prächtiger Mensch, mit dem er ganz besonders gerne arbeitete, er fiel den Russen zum Opfer. Fritz wurde stellvertretendes Reichstagsmitglied, als solcher hat er viele schöne Fahrten durch Deutschland gemacht; eine nach Düsseldorf und eine nach Kiel, wo ihnen neue Schiffe in nächtlichem Manöver gezeigt wurden, sind mir im Gedächtnis geblieben.

Im Provinziallandtag war Fritz jedes Mal der Redner für die Belange der Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission, die in dem Haushaltsetat besprochen wurden. Als Vorsitzender der großen Karlshöfer Anstalten war er dazu geeignet.

Nach einem Antrag der Kommunisten, daß alles „Christliche“ aus der Erziehung und Pflege dieser Anstalten beseitigt werden sollte, ergriff Fritz das Wort zu Ausführungen, die einen ganz großen Eindruck hinterließen: „Dieser Antrag geht weit über das hinaus, was wir sonst bei den verschiedenen Vorlagen besprochen haben, denn er fordert von uns prinzipielle Einstellung zu den heiligsten Dingen. Es liegt uns an sich nicht, diese Dinge in der Öffentlichkeit zu erörtern, heute aber lege ich Wert darauf, die Einstellung meiner politischen Freunde klar zum Ausdruck zu bringen. Der Antrag ist nichts anderes als eine Kampfansage gegen unseren christlichen Glauben, ja, gegen unser religiöses Gefühl. Jeder von uns hat in seinem Leben Schweres, oft sehr Schweres durchgemacht, hat Schicksalsschläge empfangen, die ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen drohten. Solche seelischen Erschütterungen können den Menschen zur Verzweiflung treiben, er sucht Hilfe und Trost. Wenn er aber allein sich an das Irdische klammert, so greift er ins Leere, allein unser christlicher Glaube gibt uns Halt. Uns sind eine große Anzahl Jugendlicher, die aus der rechten Bahn geworfen sind, zur Erziehung und Obhut gegeben, unzählige von ihnen sind auf die schiefe Bahn geraten durch Vererbung, Anlage und schlechtes Beispiel, wofür sie in vielen Fällen nicht verantwortlich gemacht werden können. Ein Gefühl aber bewegt uns wohl alle angesichts dieser armen Menschenkinder, nämlich das des Mitleids. Eine strenge Erziehung ist notwendig, wenn wir aber dabei nur an die leibliche Fürsorge denken, so würden wir, unserer Ansicht nach, unsere Pflicht in unverzeihlicher Weise verletzen. Wir wollen ihnen das Beste geben, was wir haben: Vertrauen und den Glauben an Errettung in Zeit und Ewigkeit. Wir wollen ihnen aber noch mehr geben, nämlich die Freude, jene Freude des Sichgeborgenfühlens im Leben und im Tode. Mögen dann die Stürme sie noch so sehr umtoben, sie werden feststehen, ihr Bekenntnis und ihr Gebet wird allzeit sein „Herr rette meine Seele!“ Was ich Ihnen hier gesagt habe, das steht auf keinem Blatt, es ist eingegraben in unseren Herzen!“

Die Zeitung bemerkte dazu: „Als nach der Eröffnung der Besprechung Graf zu Eulenburg zur Rednertribüne geht, weiß ein jeder, daß sich etwas Besonderes ereignen wird. Nicht oft sah man Eulenburg von der Tribüne sprechen, seine für gewöhnlich kurzen und sachlichen Bemerkungen machte er von seinem Platz aus. Der Saal füllte sich, lautlose Stille, Eulenburg spricht, äußerlich ruhig, aber innerlich bewegt, Worte aus

dem Herzen eines Christen, der sein Heiligtum verteidigt gegen die schmutzigen Angriffe derer, denen Kirche und Glaube nichts gilt. Als Eulenburg gesprochen und seinem Platz wieder zuschreitet, erheben sich die Deutschnationalen spontan von ihren Plätzen. Die Wirkung der Rede ist wunderbar, es ist wie ein Bann, der sich von den bürgerlichen Parteien hebt und nun die Reaktion auf die Angriffe der Linken gegen Kirche und Religion auslöst.“

Im Frühjahr 1925 begann die Aufregung der Präsidentenwahl nach dem Tode Friedrich Eberts. Der Essener Oberbürgermeister Jarres, der sich bei den Ruhrkämpfen besonders ausgezeichnet hatte, wurde der Kandidat der Rechten. Ende März war der große Wahltag, brachte aber für Jarres mit 10 Millionen Stimmen zwar den Löwenanteil, aber nicht die Entscheidung. Wir hatten auf der Begüterung 650 Jarresstimmen und nur 90 andere.

Mitte April begannen die Wahlreden für Hindenburg, der als neuer Kandidat aufgestellt war. Fritz redete in Westpreußen und in der Provinz bis herauf nach Pillkallen, kam stockheiser und sehr erkältet nach Hause. Unsere Herzen waren übertoll von Erregung über das bevorstehende Ereignis, und ich muß sagen, daß ich am 26. April das Kreuz hinter Hindenburgs Namen machte, erschien es mir doch ein bedeutsamer Fortschritt, daß einem so bald nach der Revolution die Gelegenheit dazu geboten wurde. Den Abend verbrachten wir mit Botho Wendt, den Romsdorfern und Döhringern in zitternder Erregung am Telefon, und am nächsten Morgen löste der große Wahlsieg die Spannung in Freude und Dank auf. Alles war in Feststimmung, die Kinder hatten frei und schmückten Hindenburgs Statuette mit Veilchen. Fritz hatte 8 stille Tage zu Hause, die ihm gut taten, und wir ritten und fuhren viel umher. Wir feierten mit unseren Leuten in Leunenburg ein fröhliches „Wahlsiegsfest“; Preisschießen, Sport, Aufführungen, Tanz und Bier, Ansprache von Fritz, dazu Militärmusik aus Allenstein, verschönten den Abend.

Am 12. Mai zog Hindenburg in Berlin ein, ein beweglicher, wichtiger Tag, dessen Lösungsspruch lautete: „Wenn jemandes Wege dem Herzen wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Spr. Sal. 16/7.

Tragisch war, daß nach 6 Jahren bei der Neuwahl des Präsidenten sich die Rechte nicht entschließen zu können glaubte, den inzwischen sehr gealterten lieben Feldmarschall wieder zu wählen. Die Hoffnung, daß eine jüngere Persönlichkeit sich den Parteien gegenüber besser würde durchsetzen können, ließ sie den Stahlhelmführer Düsternberg aufstellen.

Schweren Herzens entschloß sich Fritz, auch hier ungezählte Reden zu halten, bei denen der politische Verstand über das warme Herz gestellt werden mußte. Auch ich hielt Frauenversammlungen im Kreise ab, und wir hörten Hugenberg und Oldenburg in Königsberg sprechen, Hindenburg erhielt über 18 Millionen Stimmen, Hitler 7 und

Düsternberg nur 2. Bei dem nötig gewordenen zweiten Wahlgang wurden für Hindenburg 21 Millionen Stimmen abgegeben. Es gab so manchen Streit über diese Frage, so wählte unser treuer Freund von Berg-Makienen Hindenburg gleich im ersten Wahlgang.

Am 20. Gedenktag des Weltkriegsausbruches schloß Feldmarschall und Reichspräsident, unser geliebter Hindenburg, die Augen, die so treu und unermüdlich über seinen Pflichten und seinem Vaterland gewacht hatten. Ein seltenes Leben ging zu Ende, wie nötig er trotz seines hohen Alters noch immer war, das wurde jedem klar, der sich den Fortgang unserer Entwicklung und unseres Aufbaus vor Augen hielt. Unsere Gedanken gingen in die Jahre, in denen er öfters hier war, alle Bilder, alle Briefe von ihm, alle teuren Erinnerungszeichen legte ich in einen schwarzen Lackkasten als teures Vermächtnis für Kinder und Enkel; wir haben ihn nicht gerettet.

Wir hatten eine Gedenkfeier am Stein und einen Abendgottesdienst in der Kirche. Fritz und Phemie nahmen an den Trauerfeierlichkeiten in Tannenberg teil. Wir fuhren mit den Döhringern, einigen Nachbarn und den Hausleuten nach einigen Tagen auch dorthin. Zu Tausenden kamen die Menschen aus dem Reich und aus der Provinz zu Hindenburgs Sarg. Eine nicht abreißende Kette zog leise und ehrfürchtig an dem Turm vorbei, in dem man den Sarg, von zwei Soldaten bewacht, mit Kränzen und Ordenskissen bedeckt, sehen konnte. Ich legte einen Rosenstrauß aus Prassen zu der Fülle der Blumen hinzu.

Später fuhr Mortimer auch mit seinen Leuten nach Tannenberg, und wir rüsteten vier große Lastautos aus und schickten alle Leute anstelle des Erntefesttanzes nach Tannenberg.

Das Jahr darauf waren Fritz und ich zur Überführung des Sarges in die neue Gruft dort, es war eine würdige kurze Feier, bei der nur der Feldprobst das Wort ergriff. Es war das einzige Mal, daß ich Hitler gesehen habe. Von den Türmen wehten noch die schwarz-weiß-roten Fahnen, die seit dem Parteitag in Nürnberg eingerollt waren, so bedeutete dieser Tag für uns ältere Menschen das Begräbnis von schwarz-weiß-rot. Ich schrieb dazu in meine Chronik: „Die vor dem Feind bewährte Fahne weicht einer neuen, die noch auf die Feuerprobe wartet. Möge sie sie ebenso gut bestehen, wie die alte schöne Fahne es getan hat“.

Die Außenpolitik spielte sich auf den zahlreichen Konferenzen ab, das Londoner Abkommen erwähnte ich schon, 1922 folgte die Zusammenkunft in Genua, bei der Poincaré und Lloyd George in einen so heftigen Zwist gerieten, daß sich für uns hoffnungsvolle Perspektiven zu eröffnen schienen und unser ganzes Interesse in Anspruch genommen war. In den Tagen schlossen wir in Rapallo einen Vertrag mit Rußland, betreffend die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen, der auch zu einem Handelsvertrag führte.

Die rücksichtslose französische Machtpolitik Poincarés wurde unter Herriot gemildert

und endete bei Briand, der schon als ein „Europäer“ anzusehen war. Mit Stresemann an demselben Strang ziehend, kam es 1925 in Locarno zu einem viel umstrittenen Vertrag, der zwar allerhand Verständigungspunkte aufzeigte, dessen Erfüllung die Franzosen aber immer mehr hinauszögerten. Wir hatten in den Tagen eine Jagd bei uns, die den Namen „Locarno-Jagd“ behielt, da von morgens bis abends nur von diesem Vertrag gesprochen wurde.

Vorher war in London der Dawes-Plan angenommen worden, der eine Revision der Reparationszahlungen bedeutete, aber immer noch so ungeheuerlich war, daß viele Kreise in Deutschland dagegen Sturm liefen und es zu einem Volksentscheid kam, der aber negativ verlief. Fritz war ein heftiger Gegner des Dawesplanes und setzte sich im Kampf dagegen stark ein, aber in der eigenen Partei gingen die Ansichten darüber auseinander.

1929 kam es zu ähnlichen Auseinandersetzungen bei dem Young-Plan, der wieder eine Revision brachte, der Volksentscheid dagegen fand aber auch keine Mehrheit. Beide Male waren es amerikanische Wirtschaftler, die den Vorschlägen den Namen gaben, ebenso wie dem Kellogg-Pakt 1928, der einen zukünftigen Krieg verhindern sollte und den Angriffskrieg ächtete.

Im Jahre 1926 erhielt Deutschland einen ständigen Ratssitz im Völkerbund in Genf nach den großen und erfolgreichen Bemühungen Stresemanns, dem auch seine Gegner die Anerkennung nicht versagen konnten, wenn wir auch über die „Silberstreifen“, die er schon immer am Horizont zu sehen vermeinte, manchesmal gespöttelt haben. Stresemann setzte seine ganze Beredsamkeit, seine ganze Klugheit für Deutschland ein und war bei seinem ersten Auftreten im Völkerbund die populärste und umjubelteste Erscheinung in Genf. Sein Gegenspieler Briand wurde leider bald darauf gestürzt, und Stresemann ereilte ein früher Tod, hatte er doch seine geschwächte Gesundheit nie geschont, zuletzt noch mit Poincaré in Paris wichtige Verhandlungen geführt; die Nachrufe und die Trauerfeier waren fabelhaft.

Wir hatten keinen besseren Außenminister an seine Stelle zu setzen, er und Briand waren ihrer Zeit um 30 Jahre voraus, sie hätten gut in den Straßburger Europarat gepaßt oder gemeinsam den Schumann-Plan unter Dach und Fach bringen können. Auch in der Partei ließ Stresemann eine fühlbare Lücke zurück, die Einigkeit wurde nicht mehr gewahrt, vor allem in der Zeit der Harzburger Front.

Im Jahre 1930 wurde das Rheinland endgültig und völlig geräumt, und die fremde Besatzung verließ auch das Saargebiet. Nach dem Buch von Schmidt „Statist auf diplomatischer Bühne“ begann um diese Zeit das „Türenzuschlagen in Genf“, sehr leise und höflich taten es als Erste die Japaner, sehr laut und unhöflich Hitler als Letzter, aber dazwischen lag das Scheitern der Abrüstungskonferenz, da die Franzosen auf „Sicherheit“ und die Deutschen auf „Gleichberechtigung“ bestanden, auch die Kriegs-

schuldenfrage lief sich tot und verschwand sang- und klanglos, da die Feindmächte einsehen mußten, daß die Weltwirtschaft dadurch in völlige Unordnung geraten war.

Ende September 1930 hatten wir gute Wahlen, in Leunenburg z. B. 400 Deutschnationale und nur 90 andere Stimmen, aber die Nationalsozialisten hatten auch sehr gewonnen und zogen schon mit 107 Abgeordneten in den Reichstag. Die wirtschaftliche Lage verschärfte sich immer mehr, die Arbeitslosigkeit wurde immer größer, ein Bankkrach folgte nach dem anderen. Der Reichskanzler Brüning regierte nur noch mit Notverordnungen und erreichte eine Stundung der Reparationszahlungen. Die zunehmende Verwirrung, die aber auch in anderen Ländern herrschte, machte ihm das Leben schwer. Er proklamierte 1930 den „Weihnachtsfrieden“, es sollten in den Tagen die Zeitungen einmal keine politischen Streitigkeiten bringen, das Jahr vorher hatte er uns die von Fritz so getauften vier „Weihnachtsbonbons“ beschert, Vertrauensvotum, Youngplan, Handelsvertrag und Anleihe.

Im Oktober 1931 schlossen sich die Deutschnationale Partei, der Stahlhelm und die Nationalsozialisten in der sogenannten „Harzburger Front“ zusammen. Brüning dankte im Mai 1932 ab, und Hindenburg ernannte Papen zum Reichskanzler auf Grund der Notverordnungen. Wir hatten im Juni desselben Jahres sehr aufregende Wahlen, die Flügelparteien nahmen zu, wir hatten allein in Leunenburg 68 Kommunisten, und die Deutschnationalen stellten nur noch 40 Abgeordnete im Parlament.

Fritz erlebte dessen Eröffnung und erzählte von der tragikomischen Alterspräsidentin, der Kommunistin Klara Zetkin. Göring wurde zum Reichspräsidenten gewählt.

Nach dem Abgang Brünings und den guten Wahlen schien der politische Himmel sich gänzlich zu verändern und aufzuklären, aber es standen doch noch so viele dunkle Wolken am Horizont, daß man keinerlei Sicherheit verspürte. Papen, von Braun, Schleicher und Gayl erweckten Vertrauen, Fritz wurde an Stelle des letzteren endgültig in den Reichsrat gewählt, aber die Lage der Regierung war nicht beneidenswert, denn die Kommunisten waren wütend, die Sozis tobten und die Nationalsozialisten standen Gewehr bei Fuß, ohne es sich versagen zu können, bald nach rechts, bald nach links, Fußtritte zu versetzen.

Auch in Lausanne fand Papen keinen guten Boden vor, besonders Frankreich beharrte im alten Widerstand.

Im August 1932 fiel die große Entscheidung, daß Hindenburg die Papen-Regierung behielt, weil Hitler mit seinem „alles oder nichts!“ vor ihn trat. Wir atmeten auf und hofften, daß der Regierung Zeit zum Arbeiten und zu Reformen gegeben sein würde, vor allem auch in Preußen weiter aufgeräumt werden könnte.

Papen kam im Herbst nach Schlan zur Jagd, es war sehr interessant, ihn kennen zu

lernen, er machte einen natürlichen und klugen Eindruck, war das Gegenteil eines Wichtigtuers, keiner ahnte, daß er schon so kurz vor dem Abgang stand.

In diesem Sommer hatten wir die ersten Luftschutzkurse, alles stand unter diesem Zeichen, denn die Polen wurden so dreist in ihren Äußerungen, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein mußte.

Auch in jedem Einzelleben mehrten sich die Sorgen, und ich weiß noch, wie wir die beiden Weihnachtsfeste 1930 und 31 nicht so unbeschwert feiern konnten wie sonst. Wenn auch die Freude am großen Familienkreis vieles vergessen ließ, so kamen bei Fritz die Sorgen in der Nacht um so stärker wieder, und er erschien mir oft wie ein Steuermann, der sein Schiff durch die Sorgenfluten steuert, nicht ahnend, ob er es heil durchbringen kann.

1930 mußten wir den schmerzlichen Verkauf von Romsdorf tätigen, von dem wir nur den Wald und den „Bullenwald“, sowie die Wiesen und das sogenannte Lettauhaus behielten. Fritz hatte viel Arbeit und viel Liebe hineingesteckt, und es wurde ihm dieser Entschluß sehr schwer. Schon in alten Zeiten, ehe wir es besaßen, freuten wir uns an dem schönen Ort jedesmal beim Durchfahren. Wir hatten einen sehr wehmütigen Abschiedsabend für die Leute in Marie-Eleonores großer Wohnstube, gelegentlich einer Wahlrede. Nun war auch die Romsdorfer Episode vorüber, aber die Verhältnisse waren stärker als unsere Wünsche und Pläne. „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße ungedeckt“. Die Decke wurde in diesen Jahren in Ostpreußen immer kürzer.

Marie-Eleonore zog mit ihrer treuen Hausgenossin, Auguste von Hoerner, Tante Gustchen genannt, ganz nach Döhrings. Marie gab Räume für sie ab, und beide Teile brachten das Opfer in rührender Selbstverständlichkeit und Liebe.

Das Jahr darauf mußten auch in Schlanitz sehr schmerzliche Abverkäufe stattfinden, das hübsche Sirding mit dem herrlichen Obstgarten und Teile von Haberstroh wurden zu Siedlungszwecken abgegeben.

Durch diese Abverkäufe wurde es ermöglicht, daß bei der Umschuldung in Prassen kein Gläubiger in seinen Forderungen gekürzt zu werden brauchte, was häufig vorkam, da die Osthilfegelder nur in einer Höhe gegeben werden konnten, die der Belastbarkeit des Betriebes entsprach.

In Prassen schränkten wir den Haushalt sehr stark ein und zogen ganz in den alten Teil. Wegen der landwirtschaftlichen Nöte fand eine große Kundgebung des Landwirtschaftsverbandes in Königsberg statt, zu Tausenden fanden sich dort Groß und Kleingrundbesitzer ein.

21. Kapitel

Schwere Jahre

Motto:

*Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur
mag uns scheiden von der Liebe Gottes,
die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.*

Römer 8/38

Für Fritz kamen Jahre mit allerhand körperlichen Belastungen. Bei einem schweren Reitunfall – er ging mit dem Turmfalken kopfüber, als dieser in eine frisch zugeschüttete Drainage trat – brach er sich die linke Schulter und den Oberarm so böse, daß er wochenlang große Schmerzen hatte und monate-, ja jahrelang daran laborierte.

Der Arm wurde nie mehr ganz beweglich, doch überwand er die Behinderung, schaffte sich eine leichte Büchse und Flinte an und schoß mit einer Hand besser als manche zweihändige Schützen, so erlegte er einen Tag in Puschkowa bei Herrn von Nürich 250 Fasanen und in Klitschdorf mit 12 Kugeln 12 Stück Rotwild.

Ein böser Ischiassanfall ließ ihn mehrere Wochen in Königsberg in der Klinik von Prof. Matthes zubringen, und eine böse Augenentzündung hielt ihn bei Dr. Pollnow fest, er mußte nach Wildbad und Wildungen.

Im September 1932 erkrankte er an einer Mittelohrentzündung, ein Spezialist aus Rastenburg und später Prof. Blohmke behandelten ihn, doch nahm dieser die Erkrankung nicht ernst genug. Er gestattete eine ambulante Behandlung und Fahrten zum Reichsrat, nach Liebenberg und Schlanitz zur Jagd. Am Jagdabend traten bei Fritz plötzlich Fieber und erneute Schmerzen auf, und wir eilten nach Königsberg. Die Entscheidung fiel wie befürchtet aus, auch der zugezogene Prof. Stänger erklärte die große Operation für unumgänglich. Fritz war tapfer und still, Mortimer, Phemie und Herr Kuntze kamen gleich zu Besprechungen herein. In Prassen hatten wir gerade zu Phemies Geburtstag ein fröhliches Festchen gehabt, mit viel Jugend und Reitunternehmungen, und wurden nun so jäh aus allem Frohsinn herausgerissen.

Am 15. November früh wurde die zweistündige Operation gemacht, „o Herr hilf, o Herr laß wohlgelingen“, dieser Seufzer, der schon viele gestärkt hatte, stieg unablässig auf. Ich deckte einen Schleier über die ersten Tage der Angst und der Schmerzen, sowie

lernen, er machte einen natürlichen und klugen Eindruck, war das Gegenteil eines Wichtigtuers, keiner ahnte, daß er schon so kurz vor dem Abgang stand.

In diesem Sommer hatten wir die ersten Luftschutzkurse, alles stand unter diesem Zeichen, denn die Polen wurden so dreist in ihren Äußerungen, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein mußte.

Auch in jedem Einzelleben mehrten sich die Sorgen, und ich weiß noch, wie wir die beiden Weihnachtsfeste 1930 und 31 nicht so unbeschwert feiern konnten wie sonst. Wenn auch die Freude am großen Familienkreis vieles vergessen ließ, so kamen bei Fritz die Sorgen in der Nacht um so stärker wieder, und er erschien mir oft wie ein Steuermann, der sein Schiff durch die Sorgenfluten steuert, nicht ahnend, ob er es heil durchbringen kann.

1930 mußten wir den schmerzlichen Verkauf von Romsdorf tätigen, von dem wir nur den Wald und den „Bullenwald“, sowie die Wiesen und das sogenannte Lettauhaus behielten. Fritz hatte viel Arbeit und viel Liebe hineingesteckt, und es wurde ihm dieser Entschluß sehr schwer. Schon in alten Zeiten, ehe wir es besaßen, freuten wir uns an dem schönen Ort jedesmal beim Durchfahren. Wir hatten einen sehr wehmütigen Abschiedsabend für die Leute in Marie-Eleonores großer Wohnstube, gelegentlich einer Wahlrede. Nun war auch die Romsdorfer Episode vorüber, aber die Verhältnisse waren stärker als unsere Wünsche und Pläne. „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße ungedeckt“. Die Decke wurde in diesen Jahren in Ostpreußen immer kürzer.

Marie-Eleonore zog mit ihrer treuen Hausgenossin, Auguste von Hoerner, Tante Gustchen genannt, ganz nach Döhrings. Marie gab Räume für sie ab, und beide Teile brachten das Opfer in rührender Selbstverständlichkeit und Liebe.

Das Jahr darauf mußten auch in Schlanitz sehr schmerzliche Abverkäufe stattfinden, das hübsche Sirding mit dem herrlichen Obstgarten und Teile von Haberstroh wurden zu Siedlungszwecken abgegeben.

Durch diese Abverkäufe wurde es ermöglicht, daß bei der Umschuldung in Prassen kein Gläubiger in seinen Forderungen gekürzt zu werden brauchte, was häufig vorkam, da die Osthilfegelder nur in einer Höhe gegeben werden konnten, die der Belastbarkeit des Betriebes entsprach.

In Prassen schränkten wir den Haushalt sehr stark ein und zogen ganz in den alten Teil. Wegen der landwirtschaftlichen Nöte fand eine große Kundgebung des Landwirtschaftsverbandes in Königsberg statt, zu Tausenden fanden sich dort Groß und Kleingrundbesitzer ein.

21. Kapitel

Schwere Jahre

Motto:

*Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur
mag uns scheiden von der Liebe Gottes,
die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.*

Römer 8/38

Für Fritz kamen Jahre mit allerhand körperlichen Belastungen. Bei einem schweren Reitunfall – er ging mit dem Turmfalken kopfüber, als dieser in eine frisch zugeschüttete Drainage trat – brach er sich die linke Schulter und den Oberarm so böse, daß er wochenlang große Schmerzen hatte und monate-, ja jahrelang daran laborierte.

Der Arm wurde nie mehr ganz beweglich, doch überwand er die Behinderung, schaffte sich eine leichte Büchse und Flinte an und schoß mit einer Hand besser als manche zweihändige Schützen, so erlegte er einen Tag in Puschkowa bei Herrn von Nürich 250 Fasanen und in Klitschdorf mit 12 Kugeln 12 Stück Rotwild.

Ein böser Ischiassanfall ließ ihn mehrere Wochen in Königsberg in der Klinik von Prof. Matthes zubringen, und eine böse Augenentzündung hielt ihn bei Dr. Pollnow fest, er mußte nach Wildbad und Wildungen.

Im September 1932 erkrankte er an einer Mittelohrentzündung, ein Spezialist aus Rastenburg und später Prof. Blohmke behandelten ihn, doch nahm dieser die Erkrankung nicht ernst genug. Er gestattete eine ambulante Behandlung und Fahrten zum Reichsrat, nach Liebenberg und Schlanitz zur Jagd. Am Jagdabend traten bei Fritz plötzlich Fieber und erneute Schmerzen auf, und wir eilten nach Königsberg. Die Entscheidung fiel wie befürchtet aus, auch der zugezogene Prof. Stänger erklärte die große Operation für unumgänglich. Fritz war tapfer und still, Mortimer, Phemie und Herr Kuntze kamen gleich zu Besprechungen herein. In Prassen hatten wir gerade zu Phemies Geburtstag ein fröhliches Festchen gehabt, mit viel Jugend und Reitunternehmungen, und wurden nun so jäh aus allem Frohsinn herausgerissen.

Am 15. November früh wurde die zweistündige Operation gemacht, „o Herr hilf, o Herr laß wohlgelingen“, dieser Seufzer, der schon viele gestärkt hatte, stieg unablässig auf. Ich deckte einen Schleier über die ersten Tage der Angst und der Schmerzen, sowie

der ersten qualvollen Verbandswechsel. Langsam trat eine kleine Besserung ein, und die Nächte wurden ruhiger. Der Ausdruck „Geduldsprobe“ wurde für Fritz zur lebendigen Erfahrung, der er fast ausnahmslos stillhielt. Außer mir durfte niemand zu ihm herein, ich aber konnte Tag und Nacht bei ihm sein, und die großen Kinder saßen manchmal still an seinem Bett. Am 1. Adventssonntag durften Else und Udo ihm schon ein kleines Adventsbäumchen bringen, und er konnte bald etwas aufstehen. Wir hofften schon, in der Genesung zu sein, aber dann ging es noch einmal in dunkle Tage hinein. Eine Vereiterung am unteren Teil der Wunde brachte noch zweimal Halsschnitte mit vielen Schmerzen und neuen Schwierigkeiten. Rührend war die Teilnahme so vieler Menschen; als Fritz wieder Besuch haben durfte, kamen sie von nah und fern, Stadt und Land, Hoch und Niedrig, in allem Schweren eine Freude.

Allmählich rangen wir uns zu der Gewißheit durch, daß wir das Weihnachtsfest noch in Königsberg gefesselt sein würden, es war schmerzlich aber unabänderlich. Die herzliche Fürsorge des Professors, der Schwestern, von Renata und Pfarrer Stachowitz tat sehr wohl, es wehte eine warme Luft in der „Barmherzigkeit“.

Werner und Agnes kamen auf ihrem Urlaub zum Vater, Marie bot sich an, die Feiertage bei Fritz zu sein, damit ich diese in Prassen zubringen und mit der Jugend zusammen sein konnte. Die Töchter hatten mich treulich in Haus und Gemeinde vertreten, alle Bescherungen gemacht, Kindern in dem Herrensaal Bastelstunden gegeben, Adventsspiele eingeübt, gebacken und geschlachtet. Agnes war einige Tage bei Fritz, und zum Jahresende kehrte ich zu ihm zurück. Am Sylvesternachmittag machte ich einen stillen Spaziergang um den Schloßteich, aber ich fand, daß es in der Stadt schwer ist, in eine feierliche Stimmung zu kommen, was auf dem Lande so leicht ist. Wir sagten wenig an dem Abend, dachten viel und erwarteten die Wangnicker.

In der Neujahrsnacht blühte uns ein neues kleines Leben auf, und Renata ging am frühen Morgen zu Fritz und begrüßte ihn als Großvater. Ich blieb die ersten Tage ganz bei Gisela und konnte später, recht frohen Herzens, die wohlbekannte Treppe herauf- und heruntersteigen und nach beiden lieben Patienten sehen, wir konnten auch schon Pläne zur Heimkehr machen. Fritz bangte sich unbeschreiblich nach Prassen. Als ich im Dezember einmal herausfuhr, seufzte er leise in seinem Bett: „Ach, nach Hause!“

Der Gedanke, einmal wieder mit Kluwe um die Vorwerke zu fahren, erschien ihm wie ein schönes Märchen. In den letzten Januartagen nahmen wir Abschied von allen Getreuen im Krankenhaus und kehrten heim. Wir gingen umher wie die Träumenden, es war fast überwältigend, und den Nerven, die so lange angespannt gewesen waren, fehlte die Elastizität, sich so schnell aus der Sorge in die Freude hineinzufinden.

Auch Gisela kam bald zurück und es war eine neue Freude, als ich das Enkeltöchterchen die Treppe herauftragen durfte und in ihr weißgrünes Stübchen bringen, in dem sie nun im Elternhaus wachsen und gedeihen sollte. Mitte April wurde Marie Eleonore

als erste der neuen Generation im grünen Salon an dem hortensien geschmückten Altar getauft, im Beisein der vier Großeltern und vieler lieber Gäste.

Viele Freunde kamen Fritz besuchen, Ferdinand Alvensleben brachte seinen kapitalen Hirsch und das riesige Bärenfell mit. Schon im Februar konnte Fritz das Abschiedessen für Blomberg in Königsberg mitmachen, und die Politik schlug uns bald wieder in ihre Bande, wenn auch Fritz noch keine Wahlreden halten durfte. Bald aber ging es wieder zu Sitzungen nach Rastenburg, Königsberg und Berlin. Es hatte sich in den verflossenen Monaten genug ereignet, um die Zeit auf das Höchste interessant zu machen. Mitte November stürzten Papen und Gayl, erst Anfang Dezember fand sich das neue Kabinett unter Schleicher zusammen, man sah aber bald, daß es auf keiner breiteren Grundlage wie das vorige stand, das Gegenteil war der Fall. Den ganzen Januar über gingen die Gerüchte über Hindenburgs Verhandlungen mit Papen und Hitler umher, und endlich am 30. Januar wurde das neue Kabinett gebildet. Hitler, Papen, Göring, Hugenberg, Frick, Seldte, Bomberg, Neurath und Krosigk waren die neuen Männer. Am Abend desselben Tages war ganz Berlin auf den Beinen, und dem alten Feldmarschall und dem neuen Reichskanzler wurde ein riesiger Fackelzug gebracht.

Gute Köpfe, gute Namen und umschwärmte Volksführer waren in dem neuen Kabinett vereinigt. Schon nach wenigen Tagen wurden sämtliche Parlamente aufgelöst, und zum 6. Mal in 12 Monaten standen wir vor Neuwahlen. Mit ganz besonderer Energie mußte dieses Mal an die Wahlschlacht herangegangen werden, galt es doch, dem nationalen Kabinett die 51% Mehrheit zu sichern, so tat jeder, was er konnte.

Ich hatte Frl. Kapp zwei Tage bei mir, hatte vier gutbesuchte Frauenversammlungen in Korschen, Rastenburg, Barten und Leunenburg, dort konnte auch Fritz schon in brechend vollem Saale am Vorabend der Wahl sprechen. Wir zogen dann mit Fackeln und Musik auf den Schloßplatz, ein 8 m hoher Holzstoß wurde angezündet – es brannten an dem Abend in Ostpreußen 2000 Feuer – und das Deutschlandlied beendete die Kundgebung, schon seit Tagen wehten überall die schwarz-weiß-roten Fahnen.

Der 5. März brachte die notwendige 53% Mehrheit für die Nationale Regierung, aber wir hätten doch der Kampffront: Hugenberg, Seldte, Papen einen größeren Anteil daran gewünscht, Leunenburg und Wangnick hatten ein glänzendes Wahlergebnis, dies war nicht überall so.

Gleich darauf hatten wir die Wahlen für die Provinz und den Kreis.

Am 21. März machte Fritz als Reichsratsmitglied den Tag von Potsdam mit. Tief beeindruckt kam er zurück, die Feier in der Nikolaikirche mit der Rede von Dibelius war für ihn der Höhepunkt gewesen, sowie ein Vorbeimarsch der Garnison und der Verbände, aber auch Hitlers Rede in der Garnionskirche hatte ihn befriedigt.

Ein Aufatmen und ein Frühlingssturm der Begeisterung ging durch das Land. Ich schickte dem Feldmarschall einige Verse, in denen ich ausführte, daß schon einmal Frühlingsanfang ein erhebender Tag der Hoffnung gewesen sei, im Jahre 1918, und doch sei dann, nach schönsten Wochen der scheinbaren Erfüllung, alle Hoffnungen zu Schanden geworden und in Blut und Niederlage erstickt. Der Schulvers sprach den heißen Wunsch aus, daß es dieses Mal zum „völligen Siegen“ kommen möge. Der Feldmarschall hat mir sehr freundlich dafür gedankt, aber mein Wunsch wurde in das Gegenteil verwandelt, auf eine Art und Weise, wie die grausigste Phantasie es sich hätte nicht ausmalen können.

Die erste Arbeit im neuen Provinziallandtag brachte manche Enttäuschung. Fritz war der einzige Deutschnationaler, der in den Provinzialausschuß gewählt wurde. Der Landeshauptmann Blunck wurde Nationalsozialist, Gayl kam nicht in den Staatsrat, weil die Nationalsozialisten, um seine Wahl zu verhindern, sich in dieser Frage mit dem Zentrum verbündeten, so war das Arbeiten recht erschwert. Blunck wurde trotzdem 1936 durch Herrn von Wedelstädt abgelöst. Herr von Berg lud uns zu einem Abschiedessen für Herrn Blunck ein, bei dem manches, was sich in den Jahren zwischen Herrn Blunck und uns gestellt hatte, beglichen wurde, wir hatten ihn und seine Frau immer sehr geschätzt.

Schon vom Jahre 1927 an hatte Fritz mit Besprechungen über die „Osthilfe“ in Berlin zu tun. Es war dies ein Kredit, der der Landwirtschaft zur Entschuldung gegeben wurde. Die Gelder gingen über die Landschaft, die Ausgabe derselben war an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, es mußten lebensfähige, aber doch bedürftige Betriebe sein, an die die Osthilfe gegeben wurde. Es waren viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe diese in Berlin genehmigt wurde, und bei der Auszahlung gab es erst recht viele Sorgen. So wurde von manchen Stellen schon lange gegen die Generallandschaft Sturm gelaufen, der sich erst recht erhob, als auch parteipolitische Motive eine Rolle zu spielen begannen. In den Sitzungen der Landschaft spiegelte sich die ganze Not der Landwirtschaft.

Im März 1933 mußte Fritz seinen Aufenthalt in Schlanitz abbrechen, weil er die Nachricht von der Verhaftung des Generallandschaftsdirektors von Hippel erhielt. Er war dann häufig in dieser Angelegenheit mit Herrn Rohde-Tromitten in Königsberg. Am 2. Mai erhielt er eine Vorladung und fuhr gleich herein, um eine Unterredung mit Rohde zu haben. Diese verabredete er telefonisch, ohne zu wissen, daß er abgehört wurde. Erst nachträglich fiel ihm ein, daß der Geheimpolizist, der ihn am späten Nachmittag in der Königshalle verhaftete, ihn schon auf dem Bahnhof beobachtet hatte, in ein Auto hinter ihm stieg und mit ihm zusammen in der Königshalle ankam. Schon am nächsten Morgen wurde er von dem Landgerichtsrat Lüben aus der Untersuchungshaft entlassen, dafür aber von der Sonderkommission sofort in Schutzhaft genommen und schließlich am 20. Mai, auf Beschwerde bei dem Oberlandesgericht aus der Haft entlassen.

Am späten Abend des 2. Mai, Phemie und ich saßen gerade gemütlich strickend in Fritz' Stube, fuhr ein Auto vor, wir gingen heraus, und es traten uns vier Herren entgegen, die sich als Kriminalpolizisten auswiesen. Sie stürzten sich auf Fritz' Schreibtisch, durchwühlten alles und versuchten vergeblich, das Geheimefach zu öffnen, das die Russen 1914 als Erste entdeckt hatten und von dem wir ihnen erzählten. Phemie und ich saßen, scheinbar ungerührt, strickend auf unseren Plätzen. Sie frugen nach anderen Aufbewahrungsplätzen im Hause, räumten gierig den Geldschrank mit seinen alten Familienpapieren und Andenken aus, stürzten sich auf ein leeres Kofferchen in unserer Schlafstube, wohl in der Idee, daß Fritz schon alles zur Flucht gepackt habe, und dann standen sie erstarrt vor dem Riesenschrank in der Billardstube, wo sich von alten Großstrelitzer Grundbuchakten bis zur Gegenwart die Aktendeckel türmten. Sie meinten, das wären doch erstaunlich viele Akten für einen Privatmann, was Phemie dahin erläuterte, daß der Vater eben sehr fleißig sei. Es dauerte lange, bis das sie interessierende Material herausgesucht war, wobei Phemie wieder strickend zusahen.

Am nächsten Morgen kamen die lieben Tolksdorfer, um mir die Nachricht der Verhaftung zu bringen, fanden mich aber durch die nächtliche Unternehmung vorbereitet. Botho Wendt begleitete mich gleich auf meiner ersten Fahrt zum Amtsgericht, und ich durfte Fritz 10 Minuten sprechen. Damals erregte diese Verhaftung, als eine der ersten, das größte Aufsehen, später waren solche Dinge an der Tagesordnung und wurden noch von den Westmächten in Nürnberg übernommen. Botho Wendt fuhr zu Hitler, der sich ausweichend äußerte.

Ungezählte Zuschriften und Freundschaftsbezeugungen gingen bei uns ein. Jeden Tag waren Mortimer, Phemie, Herr Kuntze oder ich eine Viertelstunde im Gefängnis, auch Albrecht, Botho Wendt und Siegfried durften zu Fritz.

Es war eine merkwürdige Zeit, die einem manchmal ganz unwirklich vorkam, der Verkehr im Gefängnis war etwas so Neues, hatte etwas so Erstarrendes an sich, daß die Besuche fast eine Qual waren. Fritz behielt aber den Kopf oben, und als der Gefängnisgeistliche sich bei einem Besuch wunderte, daß Fritz so fröhlich sei, zeigte er nur eine Karte, auf die Phemie den Spruch geschrieben hatte: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“. Unter den Mitgefangenen hatte er gleich zwei Freunde gewonnen, einen, der ihn rasierte, einen, der ihm das Essen brachte, und als er wieder in Freiheit war, hielt er seine ihnen gegebenen Versprechen, schickte der einen Frau Pakete, und ermahnte die andere, ihrem Mann treu zu bleiben.

Ich schrieb in meine Chronik: „Ein Urteil über die Vorgänge bringe ich nicht zu Papier. Wer die Provinz kennt, kennt auch die Zusammenhänge.“

Es war ein merkwürdiger Dank an Fritz für alles, was er in 14 Jahren für die Provinz getan hatte, in nimmermüder Arbeit, gerade auch in der Landschaft. Wer das Leben in der Etappe mitmacht, hat es bequemer als der in vorderster Linie Kämpfende.

Am Entlassungstage war Phemie gerade in Königsberg, und ihrer Energie, mit der sie sich an Landgerichtsrat Lüben wendete, verdanken wir es, daß Fritz schon denselben Abend in Prassen vor der Haustür saß, der böse Traum war ausgeträumt.

Im Juni wurde Herr von Hippel verurteilt, und Fritz war als Zeuge gebeten. In Schlanitz, wo wir gerade die hübsche Zeit mit Frau von Brüning und Marion hatten, erhielt Fritz Mitte Juni die Anklageschrift und fuhr gleich zu seinem Rechtsanwalt nach Königsberg. Ende September begannen die Prozeßverhandlungen, Mortimer begleitete den Vater für die Tage, auch wohnten, auf Fritz Bitte, die beiden treuen Freunde, der Graf Brünneck und der Präsident der Hauptlandwirtschaftskammer, Dr. Brandes, den Verhandlungen bei, um später ein klares Bild geben zu können. Die Lage schien sehr günstig, alles war glatt gegangen, da wurde plötzlich die Verhandlung vertagt, weil der Antrag gestellt wurde, einen neuen Zeugen hinzuzuziehen.

Nach einigen Tagen begannen die Verhandlungen aufs Neue. Das Urteil wurde gesprochen und lautete auf dreieinhalb Monate Gefängnis wegen Untreue. Fritz legte Revision beim Reichsgericht ein. Bei der Urteilsverkündung kam deutlich zutage, wohin die ganze Affaire zielte, nämlich dahin, Fritzens Einfluß in der Provinz, der den neuen Herren nicht paßte, zu untergraben.

Die „Nationalsozialistische Preußische Zeitung“ brachte in großen Lettern die Überschrift: „Graf zu Eulenburg Prassen wegen Untreue zu dreieinhalb Monaten Gefängnis verurteilt“. Darunter, viel kleiner gedruckt, die Namen von Hippel und Rohde-Tromitten, trotzdem das Strafmaß des Erstern viel höher war.

Der Schlag kam, nach dem Gang der Verhandlungen, völlig unerwartet und war darum um so schwerer. Ich vergesse nie den Ausdruck in Fritz' und Mortimers Gesichtern, als sie zu Hause den Flur betraten. Die „Untreue“ bezog sich darauf, daß die Osthilfegelder nicht mit der genügenden Gewissenhaftigkeit verteilt, sondern Freunde bevorzugt worden seien. Fritz hatte damals für Prassen noch keine Osthilfe beantragt, weil ihm andere bedürftiger schienen, fand aber mit dieser Aussage keinerlei Verständnis. Er konnte den Kopf hoch tragen, denn wenige hatten so den „Gemeinnutz vor Eingennutz“ gestellt wie er. Zahllose Briefe von allen Seiten, aus allen Schichten der Bevölkerung, sagten dies aus. Einige formulierten es so: „Wir haben Sie schon immer sehr lieb gehabt, jetzt, nachdem dieses Schwere Sie betroffen, haben wir Sie noch lieber.“ Der Kutscher Kossack brachte es auf den einfachen Nenner: „Undank ist der Welt Lohn!“

Es war eine schwere Nervenbelastung für Fritz, daß sich die Revision durch Monate hinzog, aber mit seiner gewohnten Frische und seinem glücklichen Temperament überwand er auch dieses. Viele treue Freunde kamen uns besuchen, der treue Herr Deutsch-Kemlack war gleich am ersten Morgen nach dem Urteilsspruch zur Stelle.

Ende Februar war die Revisionsverkündung in Leipzig, ein nervenanspannender Tag für uns. Botho Wendt und der Tolksdorfer kamen und machten mit Fritz und Mortimer ein kleines Saudrücken. Abends um 7 Uhr kam das Telegramm: Urteil verworfen, nach Königsberg zurückverwiesen. Die Spannung löste sich.

Im August waren Fritz und Mortimer fast täglich zu den Verhandlungen in Königsberg, sie schritten sehr langsam fort, weil Hippels Gesundheit nur kurze Stunden Verhör gestattete. Die Zeit verging mit unendlichen Fragen nach alten und neuen Osthilfebestimmungen und war bis zur Schuldfrage noch gar nicht vorgedrungen, da wurde Mitte des Monats das Verfahren eingestellt, wegen der Amnestie, die zur Reichspräsidentenwahl Hitlers gegeben wurde. Diese Amnestie wurde durch die Presse schon früher bekannt, ehe sie auf amtlichen Wegen den Gerichten zugeht. Dies veranlaßte den völlig parteiisch eingestellten Vorsitzenden des Gerichts dazu, in diesen zwei Tagen den Gang der Verhandlung völlig umzuwerfen und aus allen Akten in großer Eile alles zusammenzusuchen und vorzubringen, was irgend für den Angeklagten nachteilig sein konnte. Die Beweisstücke wurden zusammenhanglos nacheinander gebracht und bestanden zum großen Teil aus Dankbriefen, die von Leuten geschrieben waren, die Osthilfe erhalten hatten. Der Gerichtsvorsitzende versuchte in aller Eile, Freundschaftsbeziehungen zwischen den Briefschreibern und den Angeklagten zu konstruieren und ihnen damit Untreue bei der Verwaltung öffentlicher Gelder nachzuweisen. Die Angeklagten und ihre Verteidiger kamen an diesem Tage nicht mehr zu Wort, bis der Vorsitzende, sichtlich aufatmend, das Verfahren der Amnestie wegen einstellte. Er wurde kurz darauf zum Oberlandesgerichtspräsidenten in Königsberg befördert.

Im Oktober 1934 tagte das Johanniterehrengericht und Fritz nahm an dem großen folgenden Essen teil. Der Augenblick, als ich ihm sein Johanniterkreuz auf den Frack nähte, das ich vor einem Jahr zu Werners Hochzeit abtrennen mußte, als das Verfahren gegen ihn lief, beleuchtete mir hell alles, was Fritz durchmachen mußte, und was sie ihm antaten. Das Ehrengericht der Bonner Preußen tagte auch im Herbst, ebenso das des Regiments. Die studentischen Korps wurden bald darauf aufgelöst.

Die Amnestie war ein schwerer Schlag in dieser ganzen leidigen Sache, die noch dadurch verschärft wurde, daß die Zeitungen ganz entstellte Angaben machten, so als hätten die Angeklagten die Amnestie beantragt. Nur die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ war so anständig, eine Richtigstellung zu bringen. Es blieb den Herren kein anderer Weg, wie an alle Bekannten Schreiben ihrer Rechtsanwälte zu schicken, die den Gang der Handlung einwandfrei schilderten.

Nichts im Leben kommt so schlimm, wie man fürchtet, nichts so gut, wie man hofft; dieser alte Grundsatz bewahrheitete sich auch hier.

Wie im vergangenen Jahr der November ein Monat der Angst und Sorge um Fritz' Gesundheit gewesen war, so ballten sich auch in diesem November die finstersten Wolken,

und der Schicksalssturm riß und zerrte an unseren Herzen, daß sie sehr wund und sehr matt wurden.

Die Wogen waren in diesem Jahr oft hochgegangen, aber diese schlug fast über uns zusammen. Wo wir sonst, wenn auch zitternd sagen konnten: „Dein Wille geschehe“, mußten wir jetzt sagen: „Herr, zeige uns deinen Willen“. Diese Wochen führten uns durch nachtdunkle Täler, aber das Leben ging weiter und forderte sein Recht.

Fritz mußte in den Weihnachtstagen nach Königsberg in die „Barmherzigkeit“, weil eine Nierenkolik ihn quälte. Ich konnte schon am 30. nach Hause kommen, und Phe-mie und Armgard wechselten sich beim Vater zur Jahreswende ab. Wir stellten unseren Silvesterabend unter den Hiobsspruch: „Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten und in der siebenten wird dich kein Übel rühren“, sowie unter das Wort aus dem Römerbrief, das als Motto über diesem Kapitel steht. Fritz hatte diese beiden Sprüche bis zuletzt auf seinem Schreibtisch stehen.

22. Kapitel

Fritz' letzte Jahre

Motto:

*Das Leben gleicht doch zuletzt den Sibyllinischen Büchern,
es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.*

Die stets gnädige Verhüllung der Zukunft ersparte mir das Bewußtsein, daß ich nur noch wenige Jahre mit Fritz zusammen würde leben dürfen. Viel Schweres brachten sie uns, den plötzlichen Heimgang unserer lieben Dorle, die schweren Erkrankungen in Schlodien und von Thea in Königsberg. Um beider Leben haben wir einen ganzen Winter gezittert und mußten in Schlodien erleben, daß Konnie nach langer Qual von den Seinen schied, und daß eine glückliche Familie ihres Hauptes beraubt wurde. Ich konnte ihn noch einmal besuchen, fand ihn aber so schmerzlich verändert, daß sein Ende eine Erlösung bedeutete. Als wir die Trauerkunde erhielten, lag Fritz schwer erkältet zu Bett, wir machten uns aber doch zusammen nach Schlodien auf. Die Feier im Hause im großen Saal, die Überführung bei Fackelschein und Sternenlicht nach der kleinen Grabkapelle am Hügel, deren sonst nicht besonders schöne Fassade sich bei dieser Beleuchtung fast überirdisch vom dunklen Waldhintergrund abhob, das Begräbnis selber mit besonders eindrucksvollen Reden, alles war so harmonisch, über allem lag bei tiefer Trauer ein solcher Hauch von Ewigkeitsgedanken, wie ich es selten

erlebt habe. Lenor, von den Kindern umgeben, war die Verkörperung der Trauer und doch des starkmachenden Glaubens an die Zeitlichkeit des Diesseits und die Ewigkeit des Jenseits.

Den Tag darauf hatten wir in Schönbruch die Trauerfeier für Ari Bötterling, der im blühenden Mannesalter ganz plötzlich verschied. Er wurde zuerst in die dortige Gruft gebracht und dann auf den schönen neuen Friedhof in Perkau, mit dem weiten Blick in das Land hinein, begraben. Den Tag darauf begruben wir unseren guten Rubel in Leunenburg.

Thea blieb ihrer Familie erhalten, ihre beiden Kinder, die wir schon öfters lange bei uns gehabt hatten, waren ein halbes Jahr bei uns, und im August noch einmal sechs Wochen lang. Als zu Ostern auch die lieben Wangnicker Enkel in Prassen waren, herrschte ein rechtes Kindergekrabbel bei uns, aber das Sprichwort stimmt: „Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“ Nur wo Kinder sind, gestalten sich die kleinen Ereignisse in der Natur und im täglichen Leben zu großen Freuden. Bei einem Spaziergang mit Kindern wird jede Wiesenblume, jeder Hase, jede schwimmende Ente, jede herunterfallende Kastanie zu einer Quelle der Freude, an der wir Großen achtlos vorübergehen.

Im März konnte ich Thea nach Prassen holen, wo sie sich drei Wochen erholte und dann mit mir zu einem längeren Aufenthalt nach Gardone fuhr, ich war fünf Tage an dem herrlichen Ort, der in südlicher Frühlingspracht strahlte. Ein Aufenthalt an der Nordsee im August brachte Thea die völlige Gesundheit wieder, um die wir so lange gebangt hatten.

In demselben Sommer erlebten unsere Kinder die berühmte Olympiade in Berlin, konnten an verschiedenen Tagen und zu verschiedenen Wettkämpfen, je nachdem sie Plätze bekamen, anwesend sein, und kehrten alle begeistert und erfüllt von dem großen Erleben heim. Die Erfolge und der äußere Verlauf bedeuteten ein Hochgefühl für jeden Deutschen, das architektonisch so besonders schöne große Stadion haben wir uns im September auf einer Durchreise besehen.

Schon im Winter hatte Albrecht, der Sportoffizier beim Wehrkreiskommando in Königsberg war, die Olympiade in Partenkirchen mitgemacht, von der er uns begeistert und anschaulich erzählte und Fritz, der gerade das Bett hüten mußte, damit eine ganz besondere Freude machte.

Sehr schöne Tage hatten wir mit einer Fliegereinquartierung im Herbst 1936, die ihre Maschinen an den „Langen Fichten“ aufstellten, von wo aus sie die Manöver in der Provinz mitmachten. Fritz interessierte sich ganz besonders für diese neue Waffe und hatte auch schon einige Male das Verkehrsflugzeug von Königsberg nach Berlin benutzt. Die Motoren der Flugzeuge, die Motorräder und Autos umbrausten uns von

und der Schicksalssturm riß und zerrte an unseren Herzen, daß sie sehr wund und sehr matt wurden.

Die Wogen waren in diesem Jahr oft hochgegangen, aber diese schlug fast über uns zusammen. Wo wir sonst, wenn auch zitternd sagen konnten: „Dein Wille geschehe“, mußten wir jetzt sagen: „Herr, zeige uns deinen Willen“. Diese Wochen führten uns durch nachtdunkle Täler, aber das Leben ging weiter und forderte sein Recht.

Fritz mußte in den Weihnachtstagen nach Königsberg in die „Barmherzigkeit“, weil eine Nierenkolik ihn quälte. Ich konnte schon am 30. nach Hause kommen, und Phe-mie und Armgard wechselten sich beim Vater zur Jahreswende ab. Wir stellten unseren Silvesterabend unter den Hiobsspruch: „Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten und in der siebenten wird dich kein Übel rühren“, sowie unter das Wort aus dem Römerbrief, das als Motto über diesem Kapitel steht. Fritz hatte diese beiden Sprüche bis zuletzt auf seinem Schreibtisch stehen.

22. Kapitel

Fritz' letzte Jahre

Motto:

*Das Leben gleicht doch zuletzt den Sibyllinischen Büchern,
es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.*

Die stets gnädige Verhüllung der Zukunft ersparte mir das Bewußtsein, daß ich nur noch wenige Jahre mit Fritz zusammen würde leben dürfen. Viel Schweres brachten sie uns, den plötzlichen Heimgang unserer lieben Dorle, die schweren Erkrankungen in Schlodien und von Thea in Königsberg. Um beider Leben haben wir einen ganzen Winter gezittert und mußten in Schlodien erleben, daß Konnie nach langer Qual von den Seinen schied, und daß eine glückliche Familie ihres Hauptes beraubt wurde. Ich konnte ihn noch einmal besuchen, fand ihn aber so schmerzlich verändert, daß sein Ende eine Erlösung bedeutete. Als wir die Trauerkunde erhielten, lag Fritz schwer erkältet zu Bett, wir machten uns aber doch zusammen nach Schlodien auf. Die Feier im Hause im großen Saal, die Überführung bei Fackelschein und Sternenlicht nach der kleinen Grabkapelle am Hügel, deren sonst nicht besonders schöne Fassade sich bei dieser Beleuchtung fast überirdisch vom dunklen Waldhintergrund abhob, das Begräbnis selber mit besonders eindrucksvollen Reden, alles war so harmonisch, über allem lag bei tiefer Trauer ein solcher Hauch von Ewigkeitsgedanken, wie ich es selten

erlebt habe. Lenor, von den Kindern umgeben, war die Verkörperung der Trauer und doch des starkmachenden Glaubens an die Zeitlichkeit des Diesseits und die Ewigkeit des Jenseits.

Den Tag darauf hatten wir in Schönbruch die Trauerfeier für Ari Bötterling, der im blühenden Mannesalter ganz plötzlich verschied. Er wurde zuerst in die dortige Gruft gebracht und dann auf den schönen neuen Friedhof in Perkau, mit dem weiten Blick in das Land hinein, begraben. Den Tag darauf begruben wir unseren guten Rubel in Leunenburg.

Thea blieb ihrer Familie erhalten, ihre beiden Kinder, die wir schon öfters lange bei uns gehabt hatten, waren ein halbes Jahr bei uns, und im August noch einmal sechs Wochen lang. Als zu Ostern auch die lieben Wangnicker Enkel in Prassen waren, herrschte ein rechtes Kindergekrabbel bei uns, aber das Sprichwort stimmt: „Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“ Nur wo Kinder sind, gestalten sich die kleinen Ereignisse in der Natur und im täglichen Leben zu großen Freuden. Bei einem Spaziergang mit Kindern wird jede Wiesenblume, jeder Hase, jede schwimmende Ente, jede herunterfallende Kastanie zu einer Quelle der Freude, an der wir Großen achtlos vorübergehen.

Im März konnte ich Thea nach Prassen holen, wo sie sich drei Wochen erholte und dann mit mir zu einem längeren Aufenthalt nach Gardone fuhr, ich war fünf Tage an dem herrlichen Ort, der in südlicher Frühlingspracht strahlte. Ein Aufenthalt an der Nordsee im August brachte Thea die völlige Gesundheit wieder, um die wir so lange gebangt hatten.

In demselben Sommer erlebten unsere Kinder die berühmte Olympiade in Berlin, konnten an verschiedenen Tagen und zu verschiedenen Wettkämpfen, je nachdem sie Plätze bekamen, anwesend sein, und kehrten alle begeistert und erfüllt von dem großen Erleben heim. Die Erfolge und der äußere Verlauf bedeuteten ein Hochgefühl für jeden Deutschen, das architektonisch so besonders schöne große Stadion haben wir uns im September auf einer Durchreise besehen.

Schon im Winter hatte Albrecht, der Sportoffizier beim Wehrkreiskommando in Königsberg war, die Olympiade in Partenkirchen mitgemacht, von der er uns begeistert und anschaulich erzählte und Fritz, der gerade das Bett hüten mußte, damit eine ganz besondere Freude machte.

Sehr schöne Tage hatten wir mit einer Fliegereinquartierung im Herbst 1936, die ihre Maschinen an den „Langen Fichten“ aufstellten, von wo aus sie die Manöver in der Provinz mitmachten. Fritz interessierte sich ganz besonders für diese neue Waffe und hatte auch schon einige Male das Verkehrsflugzeug von Königsberg nach Berlin benutzt. Die Motoren der Flugzeuge, die Motorräder und Autos umbrausten uns von

früh bis spät. Schauflüge, ein Manöverball in Leunenburg, ein Biwak mit Musik und Fackeln sorgten für die Unterhaltung unserer Jugend und der Bevölkerung, auch verschönten sie meinen Geburtstag mit Ständchen und Musik zum Gottesdienst. Mit den netten Offizieren, Kaiper an der Spitze, wurden Ritte unternommen, Tennispartien und Pirschfahrten, und jeden Abend „Bridge‘chen“ gespielt. Fritz machte im Winter die Einweihung des neuen Fliegerhorstes dieser Abteilung in Insterburg mit.

In demselben Herbst notierte ich in meiner Chronik: Präsident Brandes, Graf Blücher und Albrecht kamen, drei Herren, drei sonnige Herbstmorgen, drei Kugeln, drei Schaufler; — das waren schöne Tage für Fritz.

In Januschau machten wir von Bellschwitz aus die Goldene Hochzeit von Oldenburgs mit, ein Fest, an dem die Zahl der Familiengäste und der Gratulanten aus allen Kreisen von der Beliebtheit des prächtigen Paares zeugten. Im Winter, kurz vor Fritz' Tod, widmete Oldenburg ihm seine „Erinnerungen“ mit der Inschrift „Alles vergeht, Gott bleibt“. In wenigen Monaten sollte es auch für Oldenburg zur Wahrheit werden.

Fritz widmete seine Zeit eifrig seinen lieben Karlshöfer Anstalten und der Zuckerfabrik in Rastenburg. Aus der Politik war er seit 1933 ausgeschaltet, aber mit heißem Herzen verfolgte er die Entwicklung. Die Deutschnationale Partei löste sich im Juni auf, Düsterberg wurde als Stahlhelmführer abgesetzt, und Siegfried legte sein Amt als Landesführer nieder, der Stahlhelm wurde in die SA überführt.

Im Juni fuhr Fritz nach Berlin, um sich gegen eine Rede Darrées in Thüringen zu verwahren, in der er die alten Führer der Landwirtschaft verunglimpft hatte. Die Röhmrevolte ließ uns einen traurigen Blick in die inneren Parteiverhältnisse tun, man schauderte, daß aus den eigenen Reihen die Ermordung Hitlers geplant war. Ein schneller, aber blutiger Zugriff verhinderte ein noch größeres Blutbad, aber es war erschreckend, wie viele Ermordungen bereits geschehen waren. Auch in Ostpreußen wurde Herr von Hohberg heimtückisch umgebracht, und man mußte sich wundern, wie der dahinterstehende SA-Führer von Bach-Zelewski seine Rolle weiterspielen durfte, sogar als Ehrengast zu Regimentsfesten eingeladen wurde. — In Österreich wurde Dollfuß ermordet.

Unser lieber Landrat von Knyphausen mußte nach 25jähriger Tätigkeit im Kreise abgehen, er war einer unserer treuesten Freunde. Große Aufregung verursachte die Aktion Ferdinand Alvenslebens, eine Sammlung für ein Abschiedsgeschenk von Freunden im Kreise in Gang zu setzen, sie wurde als eine politische Oppositionsgeste angesehen.

Es gab aber auch helle Lichtpunkte, die unsere Herzen höher schlagen ließen, so die gute Saarabstimmung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1936. Was dieses neue Gesetz für unsere alten Herzen an Hoffnungen und Befriedigung umschloß, das ist schwer in Worte zu fassen. Im Verlauf des Jahres übte Mortimer

in Osterode bei dem Reiterregiment, das später nach Angerburg kam, und Werner bei der Panzerabwehrabteilung 28 in Breslau, leider erlebte Fritz ihre Offizierspatente im Jahre 1937 nicht mehr.

Am 1. Mai 1934 feierten wir zum ersten Mal den „Tag der Arbeit“ mit unseren Leuten. Es war ein wunderschöner sonniger Morgen, als alle Leute auf dem mit Fahnen geschmückten Rasenplatz vor dem Schloß zusammenkamen. Fritz hielt eine ernste und schöne Ansprache, und der 20 Mann zählende Betriebsrat wurde mit Handschlag verpflichtet; anschließend fand eine Feier in der Kirche statt.

Auch als Hitler das Gesetz des Handelns bei der Besetzung der entmilitarisierten Zone im Rheinland an sich riß und die Truppen mit klingendem Spiel in die alten Garnisonen einzogen, erfüllten uns diese Nachrichten mit Freude. Das völlige Schweigen Frankreichs täuschte uns über die schweren Folgen hinweg, die gerade auch dieser Schritt hatte. Die Volksbefragung über die Auslandspolitik und die Reichstagswahl 1936 konnten nur Zustimmung finden.

Eine neue Einrichtung war der sonntägliche „Eintopf“, eine Sparsamkeitsgeste, die wir treulich innehielten, die von unseren Leuten aber viel belacht und nicht befolgt wurde. Auch in den Gaststätten gab es mittags nur den vorgeschriebenen Eintopf, nach 7 Uhr aber ein um so besseres Diner. Erst die Knappheit der Nachkriegsjahre zwang alle Menschen, ohne Verordnung, zum täglichen Eintopfessen.

Wie so manches, war auch diese Maßnahme eine Kopie des italienischen Faschismus; der Gruß, das häufige Flaggen, die Jugendorganisationen waren Nachahmungen von Mussolinischen Einrichtungen. Der französische Ausspruch über diesen bestimmt grossen und klugen Mann mit dem starken Unterkiefer: „Cette mâchoire sauva l'Italie“ ging aber nicht in Erfüllung, auch er wurde das Opfer seines eigenen Systems.

Langsam begann der Kirchenkampf. Eine z.T. wohlgemeinte Strömung ging durch die jüngere Geistlichkeit, die sich „Deutsche Christen“ nannte, in vaterländischer Begeisterung wollte sie Christentum und Volkstum verbinden und verwechselte die zeitlichen Werte des nationalen Aufschwungs mit den ewigen Werten des Christlichen Glaubens.

Der Reichsbischof Müller, REIBI genannt, bei dem der Ehrgeiz und die Eitelkeit eine traurige Rolle spielten, wurde ihr Anführer, Kerrl wurde Kirchenminister. Besonders in Thüringen zeigten sich bald traurige Auswüchse an der neuen Richtung, sie beteiligten sich an der Judenhetze, und mancher junge Geistliche kam wieder zur Besinnung. Als Gegensatz versuchte die „Bekennniskirche“ sich ganz auf die biblische Grundlage zu gründen und allem äußeren Gepränge die innersten Glaubensgrundsätze und -worte entgegenzustellen. Ein Kirchentag in Barmen brachte ihren Zusammenschluß.

Alle Gemeindevertretungen wurden aufgelöst und neugewählt. Auch der Reichskir-

chenausschuß wurde aufgelöst und die in Aussicht stehenden kirchlichen Wahlen bewegten uns sehr. In Leunenburg hielt sich alles zur Bekenntniskirche, aber ungewisser denn je stand die Zukunft der Kirche vor uns, und diese erschreckende Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit, ja Feindseligkeit der großen Masse, war sehr niederdrückend. Das rege Parteileben, man konnte es nicht politisches Leben nennen, dazu ging es in zu eingefahrenen Gleisen, nahm Zeit und Kräfte so in Anspruch, die zeitlichen Sorgen und Freuden waren so groß, der Nimbus, mit dem alle Volksfragen umgeben wurden, so benebelnd, daß für wahre Ewigkeitsfragen kein Raum mehr in Deutschland zu sein schien.

Die kirchlichen Einrichtungen kämpften einen schweren Kampf, das wurde uns auch auf einer wichtigen Sitzung der „Barmherzigkeit“ klar.

In Ostpreußen wurde der Bischof Kessel eingesetzt und analog der Einführung des REIBI in Königsberg im Schloß mit großem Gepränge eingeführt. Er spielte nur eine kurze Rolle und ging dann als Naturforscher ins Ausland. Viele Verhaftungen der Geistlichen, die sich zur Bekenntniskirche hielten, fanden statt, im Dezember 1937 ging diese Welle auch durch unseren Kreis, zehn Geistliche saßen gleichzeitig länger oder kürzer im Gefängnis, in ganz Deutschland war es nicht anders.

23. Kapitel

Fritz' Tod

Motto:

*O selig der, dem aus dem Nachklang goldner Tage
Die Tröstung blühet für die Gegenwart.*

Der Tag, der mein Leben von Grund auf ändern sollte, brach am 20. März 1937 an. Den Tag zuvor war Udo zu den Osterferien gekommen und hatte noch eine große Felderfahrt mit dem Vater gemacht, der sich von einem kleinen Unwohlsein erholt hatte und wieder frisch an die Arbeit ging. Früh schon war Fritz auf, galt es doch, die letzten Anordnungen auf dem Hof zu treffen für die Auktion der alten Pferde, die stets ein lustiges Frühjahrsunternehmen war. In seiner Lebhaftigkeit nahm er manchmal selbst den Hammer in die Hand und begleitete alle Nummern mit lustigen Erläuterungen. Auch dieses Mal freute er sich, daß die Bednarker preiswert kauften und daß wiederum Frau Reimer für ihre alten Tierchen so viel Geld erhielt.

Gegen Mittag hatte es angefangen, tüchtig zu schneien, und als das Auto vorfuhr, um Fritz zu einer Besprechung mit dem Rechtsanwalt Dr. Normann und einem Herrenessen in der Königshalle zu bringen, lag schon handhoch nasser Tauschnee. Er verabschiedete sich noch mit allerhand Späßen und rief mir noch zu: „Um 1 Uhr nachts bin ich zurück, ich will morgen zur Einsegnung gehen“, es war der Sonabend vor Palmareum. Dann fuhr er von der Rampe wie so hunderte von Malen, aber nun zum letzten Mal. Nachmittags begab ich mich mit Else und Udo zum Tee nach Wangnick bei Sturm und nassem Schneetreiben. Mortimer war noch auf dem Hof, Gisela kam uns etwas aufgeregt entgegen und sagte: „Es ist eben aus Prassen telefoniert, daß der Vater einen Autounfall gehabt hat und ins Krankenhaus gebracht ist.“ In großer Unruhe beschlossen wir, die „Barmherzigkeit“ anzurufen, aber schon nach wenigen Minuten war Prassen wieder am Telefon, und die völlig gebrochene Stimme von Herrn Kuntze sagte mehr wie seine Worte, daß das Schlimmste eingetreten sei.

Ahnungslos kam Mortimer herein und fand uns alle verstört und versteinert an seinem Schreibtisch. Blitzartig durchzuckte einen die ganze Tragweite des Unglücks, um dann wieder einem dumpfen Traumzustand zu weichen. Nur die Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn“ gaben mir Kraft.

Mortimer und ich fuhren gleich nach Oberteich, wo Armgard uns mit einem Korscher Auto erwartete, stumm fuhren wir den Weg durch den Wald, den Fritz so liebte, den wir oft so fröhlich gefahren waren. In Königsberg hielten wir vor dem unbekannten St. Katharinenkrankenhaus auf dem Haberberg. Mortimer ging hinein und holte uns bald darauf nach, wir schritten durch einige Gänge und standen in Kurzem in einer kleinen tiefgelegenen Leichenhalle. Dort lag die Hülle unseres Heißgeliebten, fast ohne Spuren des schweren Unfalls, aber das sprühende Leben war gewichen, das goldene Herz hatte aufgehört zu schlagen. Gleich hinter Wittenberge bei Tharau, bei dem Überholen eines Lastkraftwagens, war das Auto durch den Tauschnee ausgeglitten, gegen einen Baum geschleudert, und eine tödliche Sekunde hatte Fritz, der schlummerte, „träumend durch des Todes Tür geführt“.

Das Sanitätsauto einer Fliegerstaffel war durch den vorbeifahrenden Herrn von Thielmann angehalten worden, der den Transport des scheinbar nur Ohnmächtigen leitete. Im Krankenhaus hatte der Arzt nur den sofort eingetretenen Tod feststellen können.

Wir nächtigten im Krankenhaus, schon am nächsten Morgen trafen Werner und Marion, gleich darauf Phemie, Gisela, Else und Udo ein, Albrecht, Bednarken, Renata und Herr Kuntze kamen. Der treue Karau brachte das feldgraue Ehrenkleid seines geliebten Herrn, in das er ihn kleidete, und wir gingen alle herunter und umstanden den treuen Vater, wir beteten ein Vaterunser, wie wir es sonst mit dem Lebenden getan.

Ich kehrte mit Armgard im Auto nach Hause zurück, wo uns alle Leute in größter Be-

chenausschuß wurde aufgelöst und die in Aussicht stehenden kirchlichen Wahlen bewegten uns sehr. In Leunenburg hielt sich alles zur Bekenntniskirche, aber ungewisser denn je stand die Zukunft der Kirche vor uns, und diese erschreckende Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit, ja Feindseligkeit der großen Masse, war sehr niederdrückend. Das rege Parteileben, man konnte es nicht politisches Leben nennen, dazu ging es in zu eingefahrenen Gleisen, nahm Zeit und Kräfte so in Anspruch, die zeitlichen Sorgen und Freuden waren so groß, der Nimbus, mit dem alle Volksfragen umgeben wurden, so benebelnd, daß für wahre Ewigkeitsfragen kein Raum mehr in Deutschland zu sein schien.

Die kirchlichen Einrichtungen kämpften einen schweren Kampf, das wurde uns auch auf einer wichtigen Sitzung der „Barmherzigkeit“ klar.

In Ostpreußen wurde der Bischof Kessel eingesetzt und analog der Einführung des REIBI in Königsberg im Schloß mit großem Gepränge eingeführt. Er spielte nur eine kurze Rolle und ging dann als Naturforscher ins Ausland. Viele Verhaftungen der Geistlichen, die sich zur Bekenntniskirche hielten, fanden statt, im Dezember 1937 ging diese Welle auch durch unseren Kreis, zehn Geistliche saßen gleichzeitig länger oder kürzer im Gefängnis, in ganz Deutschland war es nicht anders.

23. Kapitel

Fritz' Tod

Motto:

*O selig der, dem aus dem Nachklang goldner Tage
Die Tröstung blühet für die Gegenwart.*

Der Tag, der mein Leben von Grund auf ändern sollte, brach am 20. März 1937 an. Den Tag zuvor war Udo zu den Osterferien gekommen und hatte noch eine große Felderfahrt mit dem Vater gemacht, der sich von einem kleinen Unwohlsein erholt hatte und wieder frisch an die Arbeit ging. Früh schon war Fritz auf, galt es doch, die letzten Anordnungen auf dem Hof zu treffen für die Auktion der alten Pferde, die stets ein lustiges Frühjahrsunternehmen war. In seiner Lebhaftigkeit nahm er manchmal selbst den Hammer in die Hand und begleitete alle Nummern mit lustigen Erläuterungen. Auch dieses Mal freute er sich, daß die Bednarker preiswert kauften und daß wiederum Frau Reimer für ihre alten Tierchen so viel Geld erhielt.

Gegen Mittag hatte es angefangen, tüchtig zu schneien, und als das Auto vorfuhr, um Fritz zu einer Besprechung mit dem Rechtsanwalt Dr. Normann und einem Herrenessen in der Königshalle zu bringen, lag schon handhoch nasser Tauschnee. Er verabschiedete sich noch mit allerhand Späßen und rief mir noch zu: „Um 1 Uhr nachts bin ich zurück, ich will morgen zur Einsegnung gehen“, es war der Sonnabend vor Palmareum. Dann fuhr er von der Rampe wie so hunderte von Malen, aber nun zum letzten Mal. Nachmittags begab ich mich mit Else und Udo zum Tee nach Wangnick bei Sturm und nassem Schneetreiben. Mortimer war noch auf dem Hof, Gisela kam uns etwas aufgeregt entgegen und sagte: „Es ist eben aus Prassen telefoniert, daß der Vater einen Autounfall gehabt hat und ins Krankenhaus gebracht ist.“ In großer Unruhe beschloßen wir, die „Barmherzigkeit“ anzurufen, aber schon nach wenigen Minuten war Prassen wieder am Telefon, und die völlig gebrochene Stimme von Herrn Kuntze sagte mehr wie seine Worte, daß das Schlimmste eingetreten sei.

Ahnungslos kam Mortimer herein und fand uns alle verstört und versteinert an seinem Schreibtisch. Blitzartig durchzuckte einen die ganze Tragweite des Unglücks, um dann wieder einem dumpfen Traumzustand zu weichen. Nur die Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn“ gaben mir Kraft.

Mortimer und ich fuhren gleich nach Oberteich, wo Armgard uns mit einem Korscher Auto erwartete, stumm fuhren wir den Weg durch den Wald, den Fritz so liebte, den wir oft so fröhlich gefahren waren. In Königsberg hielten wir vor dem unbekannten St. Katharinenkrankenhaus auf dem Haberberg. Mortimer ging hinein und holte uns bald darauf nach, wir schritten durch einige Gänge und standen in Kurzem in einer kleinen tiefgelegenen Leichenhalle. Dort lag die Hülle unseres Heißgeliebten, fast ohne Spuren des schweren Unfalls, aber das sprühende Leben war gewichen, das goldene Herz hatte aufgehört zu schlagen. Gleich hinter Wittenberge bei Tharau, bei dem Überholen eines Lastkraftwagens, war das Auto durch den Tauschnee ausgeglitten, gegen einen Baum geschleudert, und eine tödliche Sekunde hatte Fritz, der schlummerte, „träumend durch des Todes Tür geführt“.

Das Sanitätsauto einer Fliegerstaffel war durch den vorbeifahrenden Herrn von Thielmann angehalten worden, der den Transport des scheinbar nur Ohnmächtigen leitete. Im Krankenhaus hatte der Arzt nur den sofort eingetretenen Tod feststellen können.

Wir nächtigten im Krankenhaus, schon am nächsten Morgen trafen Werner und Marion, gleich darauf Phemie, Gisela, Else und Udo ein, Albrecht, Bednarken, Renata und Herr Kuntze kamen. Der treue Karau brachte das feldgraue Ehrenkleid seines geliebten Herrn, in das er ihn kleidete, und wir gingen alle herunter und umstanden den treuen Vater, wir beteten ein Vaterunser, wie wir es sonst mit dem Lebenden getan.

Ich kehrte mit Armgard im Auto nach Hause zurück, wo uns alle Leute in größter Be-

stürzung und herzlicher Mittrauer empfangen, die andern folgten im Zuge, Phemie besuchte noch vorher den Chauffeur Konrad, der in einem Krankenhaus mit leichten Rippenquetschungen lag, ihn traf keine Schuld.

Mortimer und Udo begleiteten den Vater auf seiner letzten Heimfahrt, der Sarg wurde in Fritz' Stube gestellt, noch einmal geöffnet, und es zog gegen Abend die Schar der Gutsleute an ihm vorbei, um noch einen Blick auf das stille Gesicht des gütigen väterlichen Herrn zu tun, der ihnen allen im Leben so viel bedeutet hatte.

Abends lasen wir einige Sprüche an dem Sarg, so das Psalmwort: „Kommt laßt uns zum Herrn gehen, er hat uns verwundet, er wird uns auch heilen“. Dann nahmen wir Abschied, und der Sarg wurde geschlossen. „Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.“ 1. Kor. 15/49

In den nächsten Tagen halfen mir die Söhne und Töchter, sowie Albrecht auf das Beste bei all den vielen äußerlichen Dingen, die ein Todesfall mit sich bringt, und ich durfte ganz stille für mich in Fritzens Stuhl sitzen und mich an den Gedanken klammern, daß ich ihn noch da hatte.

Wie oft hatten diese Wände ihn gesehen, in fröhlichster, übermütigster Gemeinschaft mit Freunden, im gemütlichen Familienkreis, in ernster Aussprache mit klugen Männern oder mit schweren Entschlüssen ringend, in bitteren Stunden der Trübsal, aber vor allem in unermüdlicher Arbeit an seinem Schreibtisch und als Berater so vieler, die dort an seine Arbeitsstätte kamen, saß doch meist am Sonntag, wenn wir aus der Kirche kamen, schon eine Anzahl Ratsuchender und Bittsteller in der Dienerstube.

Den ersten Abend hatten wir eine Andacht mit den Hausleuten, sangen einige Verse aus dem Lied: „Gott wills machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist“, das Fritz besonders liebte. Udo begleitete auf dem Harmonium und ließ die Andacht in der Melodie „So nimm denn meine Hände“ ausklingen.

In dieser Nacht wachten die Kinder abwechselnd am Sarge des Vaters, der ihnen so unendlich viel Liebe gegeben hatte, mittags stellte der Kriegerverein die Wache, die schwarz-weiß-rote Fahne mit dem Kaiseradler bedeckte den Sarg, Helm und Degen lagen darauf. Einige treue Freunde und Verwandte fanden sich zur Abschiedsfeier ein. Pfarrer Dettmar sprach über den Spruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Rudolf begleitete den Gesang.

Dann trugen seine Leute Fritz aus dem irdischen Heimathaus, die Söhne folgten zu Fuß, Kluwe führte den Schimmel, Fritzens letztes Reitpferd hinterher, wie dieser es das Jahr vorher einmal gewünscht hatte. Wir alle folgten bei Fackelschein, die ganze Gemeinde war zugegen, als wir den Sarg in der Kirche unter Blumen und Palmen aufstellten.

Ungezählte Freunde und Verwandte fanden sich zur Beisetzung ein, eine Abordnung der Schlanzer Leute kam, sowie eine des Gardekürassierregiments. Offiziere des Rastenburger, Angerburger und des 1. Regiments sowie der Fliegerstaffel Insterburg waren zugegen, auch die braune Uniform des Kreisleiters Schultz fehlte nicht, der Fritz persönlich sehr geschätzt hatte. Die Karlshöfer Posaunen bliesen, und jeder stand unter dem Eindruck der wunderbar erhebenden Feier. Lautlose Stille herrschte auch draußen unter der Schar der Zuschauer. Die Ehrfurcht vor der Größe des Schicksalschlages, der uns betroffen, die Liebe und Verehrung, die Fritz sich in weiten Kreisen erworben hatte, schlugen alle in den Bann der Trauerstunde.

Pfarrer Dembowski-Karlshof fand bewegende Worte zu dem Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft . . .“

Seine ganze persönliche Liebe zu dem Heimgegangenen, mit dem er durch Jahrzehnte zusammen gearbeitet hatte, sprach aus seiner Rede.

Mir war es herzbewegend, wie das Leben des Menschen so schnell dahinführt, und es erschien mir gar nicht lange her, daß wir an derselben Stelle am Sarge meines Schwiegervaters saßen, und der Vater Dembowski vor dem Altar stand.

Auch der äußere Eindruck der gefüllten und geschmückten Kirche war schön, zu Häupten des Sarges standen zwei Gardekürassiere im Paradeanzug mit Kürass, und zu Füßen die Förster. Die Geistlichen, Superintendent Gemmel, Pfarrer Ewert und Pfarrer Rüter, sagten kurze Worte, und nach der Schlußfeier von Pfarrer Dettmar in der Gruft, sprach der Kameradschaftsführer Engel der Gardekürassiere sehr beeindruckend.

Die Salven des Kriegervereins und das Halali der Förster bildeten den Schluß. Der eigene Schmerz trat ganz zurück vor der Weihe des Augenblicks.

In der nächsten Zeit blieben wir im engsten Kreise beisammen, Gisela holte die lieben Enkel herüber, und die Schlanzer blieben bis Anfang April, so feierten wir Marions Geburtstag in aller Stille und gingen zu Ostern zum Abendmahl.

Zum 13. April schmückten wir die Gruft besonders schön, und der alte Förster Woop sagte: „Herr Graf liegt wie im Paradies“. Am Vormittag des Tages verteilten die Töchter auf der ganzen Begüterung 300 Hefte mit den vielen Nachrufen für Fritz, die Mortimer hatte drucken lassen, ebenso wie die Ansprachen. Es war ein schönes Gedenkhäft. Viele Leute brachten an dem Tage Blumen in die Gruft, und ich ließ von nun an jeden Sonntag die Holztür offen, verschloß nur die Gittertür, und viele Blicke wurden in Liebe und Dankbarkeit auf den Sarg getan, den wir je nach der Jahreszeit schmückten. Zum Totenfest stand ein Wald weißer Chrysanthemen, die Fritz besonders liebte, um ihn herum, zu Weihnachten war die Gruft ein Tannenwald, und wir zündeten am Heilig Abend zwei Leuchter an, zu Ostern waren es die Kätzchen, zu Pfingsten die Birken und Lupinen, und so ging es über alle leuchtenden Sommerblumen bis zu den braungoldenen Eichenblättern in der Jagdzeit; Gisela hatte mir schöne große Tonvasen geschenkt.

Der Gang in die Gruft wurde mir zum Trost, wenn das Bangen überhand nahm, und viele köstliche Sommertage bin ich in der Frühe nach dem lieben Leunenburg gewandert. Was mir dieser Weg bedeutete, habe ich, nach einem lebhaften Traum, versucht in Verse zu fassen:

*Wenn ich in die Heimat komme,
Des Nachts im halbwachen Traum,
Umschling ich mit beiden Armen,
Am Hause den Eichenbaum.*

*Im Walde drück ich die Zweige
voll Inbrunst an das Herz,
ersticke in ihrem Dufte
die Liebe und den Schmerz.*

*Doch gehe ich über die Brücke
den viel gewanderten Steg,
dann knie ich mich auf die Erde
und küsse den schmalen Weg.*

Fritz war mir sehr verbunden mit der Kirche, sowie mit dem schönen Kirchhof, der ihm nie schön genug sein konnte. Wie hatte er sich an den Pflanzen der neuen Lebensbaumhecke gefreut! Sein letztes Telefongespräch mit Pfarrer Dettmar am 20. März war die Bitte, daß dieser den Tag darauf, Palmarum, eine Mahnung zur Pflege der Kirchhöfe abkündigen wolle. Als das Vermächtnis eines in die Ewigkeit Abgerufenen hat Pfarrer Dettmar diese Bitte erfüllt. Wenn ich in der ersten Zeit fast täglich zu den Arbeiten am „Neuen Kirchhof“ bei Oberteich ging, die mir wie ein Vermächtnis von Fritz waren, so sprachen die tränengefüllten Augen der Handwerker beredter, als Worte es können, von der Liebe, die Fritz gesät hatte.

Ich fuhr im September nach Tharau und ging in Wittenberge an die Stelle, an der das Unglück geschah, es hatte mich schon lange dorthin gezogen. Ein Bewohner des Ortes zeigte mir den Baum an der Chaussee, an dessen Rinde noch die Spuren des dagegengeschleuderten Autos zu sehen waren, manchen Kranz habe ich dorthin gebracht.

Die Umstände bei Fritz' plötzlichem Tod haben mich gelehrt, daß es wirklich keinen „Zufall“ gibt. Es war eine „Fügung“, daß er an dem Tage die Fahrt nach Königsberg machte, die bis zum letzten Augenblick in Frage stand. Eine innere Empfänglichkeit für das Kommende hatte ihn unbewußt erfaßt. In den letzten acht Tagen war er noch liebevoller, noch rücksichtsvoller als sonst zu mir gewesen, und als ich ihm kurz vorher bei einer leichten Erkrankung Bücher und Zeitungen an das Bett brachte, sagte er: „Ach, laß sein, ich langweile mich gar nicht, ich will heute einmal mein ganzes Leben, von der Kindheit an, an mir vorüberziehen lassen.“ Als ich meinte, daß seine Geburts-

tagsrede für Armgard am 16. März fast zu gütig gewesen sei, antwortete er: „Einmal muß man ihr doch für alle Liebe und Hilfe danken.“ Erst später ist mir diese Beobachtung und Bemerkung eingefallen.

Schon einmal hatte ich bei Fritz, der das Urbild einer praktischen und nüchternen Persönlichkeit war, eine merkwürdige Fähigkeit der unbewußten Vorahnung erlebt, vor dem plötzlichen und traurigen Tode seines so besonders geliebten Neffen Heinrich. Schon mehrere Tage davor, bei unserer Abreise nach Wiesbaden, hatte er ein dunkles Gefühl, daß ein Unglück bevorstehe, und die Nacht des traurigen Ereignisses verbrachte er von den Abendstunden an in quälender Unruhe, so daß er mich morgens bat, gleich nach Hause zu fahren, damit einer von uns in Prassen sei. Ich war im Begriff, es zu tun, als uns die Todesnachricht erreichte. Als ich Fritz das Telegramm zeigte, sank er in einen Stuhl und sagte nur: „Das war es!“

Wir machten uns immer wieder klar, daß wir dankbar sein mußten, daß Fritz ein schneller, schmerzloser Tod beschieden war und er in voller Manneskraft abgerufen wurde. Er hatte alle Stadien seines Lebens voll ausgekostet, er war das sonnigste, fröhlichste Kind, der übermütigste Jüngling, der tatkräftigste, schaffensfreudigste Mann gewesen, der stets auf den Höhen des Lebens gewandelt war, dann hatten die schweren Jahre ihn auch in die Tiefe geführt und ihm die letzte und schönste Weihe gegeben. Jetzt ist es mir noch klarer, daß Gott ihm viel erspart hat und ihn bewahrt vor dem Verlust der Heimat und vor der traurigen Existenz eines alten entwurzelten Mannes.

Fritz erschien mir oft wie ein kostbarer Edelstein, der reich geschliffen ist, mit vielen Fazetten, in denen sich von allen Seiten verschiedene Dinge spiegeln können. Er freute sich, wenn Frau Pfarrer Ewert das „Wiegenlied“ oder das „Jubilat“ sang, er begeisterte sich für die oberschlesischen Studenten mit ihrem Volkslied „Rote Rosen am Hügel“, er liebte das Lied „Näher mein Gott zu Dir“, konnte sich aber auch genau so über einen gut gepflügten Acker, ein sauberes Kartoffelfeld, an dem jungen Grün der Birken, an dem schön geschmückten Weihnachtsbaum oder an einer wohlgelungenen Kinderaufführung freuen. Ein gutgerittenes Pferd, ein fröhliches Zusammensein mit Freunden, ein Herbsttag mit schreienden Damhirschen, eine gute Jagd, ein Flug durch die Lüfte, ein Stiftungsfest in Bonn, die Besichtigung eines Elektrizitätswerkes, der Bau eines Stalles, die Tierzucht, ein Kasperletheater, alles gereichte ihm zur Freude, und diese Freude war stets so intensiv, so hell leuchtend, daß mir immer wieder der Vergleich mit dem Edelstein einfällt. Selbst aus den schweren Kriegsjahren hatte er fröhliche Erinnerungen und war im Felde vielen eine Hilfe gewesen, wenn böse Tage kamen. Eine tiefinnerliche Freude konnte er an einer Abendandacht von Pastor Laible haben, an einem Kirchgang bei Sternenschein, an den leuchtenden Augen seiner Kinder und Enkel, an dem Glück und Gedeihen der ganzen Verwandtschaft. Man kann die Gegensätze gar nicht stark und schroff genug hinstellen, eine wohlgelungene Wahlversammlung, ein Tontaubenschießen, ein fröhliches Kartenspiel, ja, das Alltäglicste, fand

einen hellen Widerschein in seinem Herzen, das Schönste aber war ihm doch, anderen eine Freude zu machen.

* * *

Mortimer nahm in ruhiger und bestimmter Form die Leitung aller Geschäfte in die Hand, und spürbar ruhte der Segen des Vaters auf allem, was die Geschwister untereinander zu besprechen und auszumachen hatten.

Als die Enkel in den Ostertagen den Garten belebten, wurde es mir klar, welcher Segen auf einem alten Besitz ruht, wenn der Sohn in die Rechte des Vaters tritt. Wie versöhnlich der Gedanke, daß eine Generation die andere ablöst, wie ich es nun schon zum zweiten Mal erlebte, wie gesegnet, wenn es alles in der Liebe untereinander und in der Liebe zur Heimatscholle geschieht.

Langsam reifte in uns der Entschluß, daß Mortimers und wir uns in das Haus teilen und ich mit Armgard, Else und Udo in den Neubau ziehen wollte. Wir haben diesen Entschluß nie bereut, er brachte ein beglückendes Hin und Her und erhielt mir und den Kindern die Heimat.

Allmählich fing die Arbeit des Umzuges an, nicht in Hetze und Unruhe wollten wir den Entschluß ausführen, jeden Nachmittag konnte ich still in Fritz' Stuhl sitzen und mich in alte Briefe und Papiere vertiefen.

Am 19. August saßen wir zum ersten Mal in unserem neuen Eßzimmer, das frühere Billardzimmer mit der Tür zur Veranda, und trotz allem konnte ich das Tischgebet: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich“ aus vollem Herzen sprechen, denn unser neues Leben war sehr freundlich gestaltet. Treulich besuchten mich viele alte Freunde und alle lieben Verwandten, ich habe nie die Einsamkeit zu spüren bekommen, aber ein Stückchen „Witwenverbrennung“ ist bei dem Verlust eines treuen Mannes doch immer dabei, man ist vielem abgestorben, eine Saite des Lebens ist gerissen, die nie mehr erklingen wird.

Mortimers richteten sich gemütlich und hübsch ein, ließen fast alles unverändert, und mein Wunsch für die neue Generation ging nur dahin, daß sie so fest in Liebe verbunden bleiben möchten, wie wir es gewesen.

Das erste Weihnachtsfest ohne Fritz feierten wir äußerlich genau wie immer, Mortimers übernahmen alle alten Sitten und Gebräuche, Marie-Eleonore und Tante Gustchen kamen für die Tage zu mir, und der „Neubau“ war zu allen Mahlzeiten „drüben“, das behielten wir bei.

Botho Wendt kam mit Mausi und ihren Kindern für einen Tag zu uns, mit denen wir

uns sehr befreundet hatten, zu Sylvester erschienen die lieben Schlanzer, und wir gingen sehr still in das Neue Jahr hinüber.

Wie lebendig das Andenken an Fritz geblieben war, erlebten wir am Jahrestag seines Todes. Viele Blumen, viele Briefe, viele Freunde und Verwandte kamen, das Regiment schickte seine Abgesandten mit einem Kranz, und vier Mann vom Kriegerverein standen Wache am Sarge. Bei dem Gottesdienst erwähnte Pfarrer Dettmar die Gedächtnis-tafel an den Kirchenpatron, die Mortimer gestiftet hatte in der selben Art, wie Fritz sie für seinen Vater anbringen ließ. Sie trägt unter dem Namen den Spruch: „Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, wo deine Ehre wohnt.“ Ein wahreres Wort konnte über den vorbildlichen Patron nicht gesagt werden, er liebte sein Gotteshaus mit Seele und Sinnen. Wie schön hätte er es zum 600jährigen Jubiläum restaurieren lassen, mit welchem Eifer baute er die Heizung ein, immer von dem Gedanken be-seelt, daß sie den Bau nicht verunziere, da konnte er seine ganze Baupassion und sein Bauverständnis entfalten. Auch nach zwei Jahren standen am Todestag vier Kämmerer am Sarge Wache, davor eine Abordnung des Kriegervereins und die Landwirtschaftlichen und die Forstbeamten mit ihren Kränzen. Diese Treue war mir ein sehr beweglicher Anblick, als ich morgens hinkam. Die Russen haben die Gruft nicht unangetastet gelassen und unsere dort gebliebenen Leute haben später die Särge in der Nähe der Ältermutter Gröben begraben.

Von der Landesbauernschaft ging die Anregung aus, für Fritz und drei unserer Leute, die ebenfalls in den letzten Jahren durch Unfall ums Leben gekommen waren, eine Gedächtnisstätte zu schaffen; sie hegten große Pläne mit Thingstätte, Pergolas, Freilichtbühne und ähnlichem. Mortimer reduzierte es glücklicherweise auf einen großen Denkstein. Ein Findling von den Klein Leunenburger Feldern, auf den der treue Ziegelmeister Siebert Fritz schon einmal aufmerksam gemacht hatte, er lag fast ganz unter Tage, wurde zur Linken des Weges nach Leunenburg etwas erhöht aufgestellt und mit einer kleinen Anpflanzung umgeben, er steht frei gegen den weiten Horizont der Gubewiesen. Bei der Einweihung desselben im September 1938, an der die ganze Begüterung teilnahm, hielt Mortimer eine sehr gute Ansprache, Frau Funk, Frau Reimer, Frau Rubbel und ich legten Sträuße nieder, und die Tochter Rubbel sagte einige Verse, es war alles würdig und schlicht. Die Enkelkinder nahmen auch daran teil, und Richard hielt sich ganz zu den Männern, ging gravitatisch hinter Mortimer und dem Kreisbauernführer her, der Ehrenurkunden für langjährige Dienste verteilte. Anschließend hatten wir in Leunenburg ein Essen mit den alten Leuten. Diesen Stein haben die Russen unberührt gelassen, wie uns Augenzeugen kürzlich berichteten, ebenso die weiße Marmorvase, die ich zum Andenken an Else in dem Rosenbeet vor der Veranda aufstellte.

Im Mai 1938 griff der Tod wieder jäh in unsere Familie ein, ein Telefonanruf aus Schlanz brachte uns die schmerzliche Kundschaft, daß die kleine Armgard in 24 Stunden durch eine Gehirnhautentzündung den Eltern genommen war. Ich hatte mich wenige Wochen vorher an dem lieben Kinde gefreut, daß einen ganz besonderen Charm

hatte, wie niedlich war sie mit ihren Meerschweinchen oder beim Reiten auf dem neuen kleinen Reitplatz, wie eifrig hatte sie Vergißmeinnichtsträußchen für mich gepflückt! Wir eilten alle nach Schlan, auch die Söhne konnten kommen, und wir hatten bewegte Feiern im Haus und auf dem Gnichwitzer Kirchhof. Werners hatten alles mit viel Liebe eingerichtet, die Fülle der Frühjahrsblumen bedeckte Sarg und Grab.

Phemie, Armgard und Else hatten gerade ein kleines fröhliches Fest bei Albrechts im alten Camminer Forsthaus mitgemacht, bei dem auch Ludwig Zech war.

Im Juli fuhren Else, Udo, Dieter und ich zu Tante Ittels 80. Geburtstag, der noch einmal die ganze alte Garde der Schlanzer Nachbarschaft versammelte. Tante Agnes hatte ihren Koch mitgebracht, der ein fabelhaftes Büffet nach alter Art hinzauberte. Die gute verdrehte Aline Saurma, die uns schon oft belustigt hatte, war so begeistert von Else, daß sie mir sagte: „Gib sie mir im Winter mit nach Rom, ich garantiere Dir einen reichen italienischen Fürsten!“

Der Herbst brachte Phemies Verlobung, das Erscheinen der äußerst fröhlichen und munteren kleinen Karin und eine schöne adventliche Taufe, bei der Giselas Eltern sowie das Brautpaar und die Schlanzer anwesend waren, auch Udo konnte als Pate aus Templin kommen.

Im Dezember begruben wir unsere beiden Getreuen, den Schmiedemeister Gromm und den Maurer Weichhaus, die mir wie ein Stück von Fritz waren. Mit letzterem hatte er unzählige Gebäude aufgeführt, so auch die Leutehäuser in Leunenburg, die Botho Wendt immer die „Weichhäuser“ nannte.

Am 9. Dezember gingen meine Gedanken in die weite Welt, Agnes, die ich zweimal besuchte, als ihr Mann verhaftet war, zog mit ihrer Familie nach Argentinien, und ich richtete mich an dem Losungsspruch des Tages auf: „Ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden“.

In der Adventszeit kamen die drei großen Enkel fleißig zu mir ans Klavier, Fredas helles Stimmchen konnte schon „Macht hoch die Tür“ richtig singen.

Die Weihnachtslichter spiegelten sich in den Augen des Jüngsten, in den strahlenden des Brautpaares in denen der Älteren und der ganz alten, nämlich in den freundlichen von Tante Gustchen, und Freude ergriff mich, auch wenn das eigene Glück verdunkelt war.

24. Kapitel

Krieg

Motto:

*Immer ist Krieg auf Erden
Immer ist auch Frieden,
Jedem kann er werden,
Nicht jedem ist er beschieden.
Mitten im totemwölkten Graben
Kann einer für sich stille sein
und Frieden haben.
Frieden wohnt innerlich.
Dem Kriege kann keiner entrinnen,
Doch kann jeder Frieden gewinnen,
Zu gleicher Frist.
Frieden ist Güte,
Eine zarte heimliche Blüte,
Die auch unter Dornen wohlbehütet ist.*
Will Vesper

Das Schicksalsjahr 1939, das nach großen Erfolgen die Einleitung zu den furchtbaren Kriegsjahren brachte, begann in Leunenburg mit einer Predigt über meinen lieben „Reisepsalm“: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“, den wir oft mit abschiednehmenden Kindern gelesen hatten.

Das vergangene Jahr hatte viele aufregende Zeiten gebracht. Ich schreibe über das politische Geschehen so, wie ich es damals in meine Chronik eingetragen habe, nicht rückschauend. Da waren die Mäztage des 12. und 13. mit dem Anschluß Österreichs. Den ersten Vormittag, als wir die Meldungen noch ungebaut hatten, sahen wir im Geist schon einen neuen Weltbrand an derselben Stelle wie 1914 ausbrechen, um dann, fast unfaßbar, die Größe dieser friedlichen Annexion in uns aufzunehmen. Eine jahrhundertelange Entwicklung schien zu dem schönsten Abschluß gelangt zu sein. Hitler hatte das Wort von Clausewitz: „Auf jedem Blatt der deutschen Geschichte steht mit großen Lettern „Versäumte Gelegenheit zur Nationaleinheit und -größe“ in das Gegenteil verwandelt. Mir ganz persönlich wurde ein Wunsch erfüllt, den ich schon seit meiner Jugend hegte, mein Vater sah allerdings in dem Anschluß Österreichs immer eine Gefahr. Er meinte, die Katholiken und die Sozialdemokraten würden ein zu großes Übergewicht in Deutschland bekommen.

Am 10. April sagten wir alle freudig unser „JA“ zu dem Geschehen. Am Tag darauf

hatte, wie niedlich war sie mit ihren Meerschweinchen oder beim Reiten auf dem neuen kleinen Reitplatz, wie eifrig hatte sie Vergißmeinnichtsträußchen für mich gepflückt! Wir eilten alle nach Schlan, auch die Söhne konnten kommen, und wir hatten bewegte Feiern im Haus und auf dem Gnichwitzer Kirchhof. Werners hatten alles mit viel Liebe eingerichtet, die Fülle der Frühjahrsblumen bedeckte Sarg und Grab.

Phemie, Armgard und Else hatten gerade ein kleines fröhliches Fest bei Albrechts im alten Camminer Forsthaus mitgemacht, bei dem auch Ludwig Zech war.

Im Juli fuhren Else, Udo, Dieter und ich zu Tante Ittels 80. Geburtstag, der noch einmal die ganze alte Garde der Schlanzer Nachbarschaft versammelte. Tante Agnes hatte ihren Koch mitgebracht, der ein fabelhaftes Büffet nach alter Art hinzauberte. Die gute verdrehte Aline Saurma, die uns schon oft belustigt hatte, war so begeistert von Else, daß sie mir sagte: „Gib sie mir im Winter mit nach Rom, ich garantiere Dir einen reichen italienischen Fürsten!“

Der Herbst brachte Phemies Verlobung, das Erscheinen der äußerst fröhlichen und munteren kleinen Karin und eine schöne adventliche Taufe, bei der Giselas Eltern sowie das Brautpaar und die Schlanzer anwesend waren, auch Udo konnte als Pate aus Templin kommen.

Im Dezember begruben wir unsere beiden Getreuen, den Schmiedemeister Gromm und den Maurer Weichhaus, die mir wie ein Stück von Fritz waren. Mit letzterem hatte er unzählige Gebäude aufgeführt, so auch die Leutelhäuser in Leunenburg, die Botho Wendt immer die „Weichhäuser“ nannte.

Am 9. Dezember gingen meine Gedanken in die weite Welt, Agnes, die ich zweimal besuchte, als ihr Mann verhaftet war, zog mit ihrer Familie nach Argentinien, und ich richtete mich an dem Losungsspruch des Tages auf: „Ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden“.

In der Adventszeit kamen die drei großen Enkel fleißig zu mir ans Klavier, Fredas helles Stimmchen konnte schon „Macht hoch die Tür“ richtig singen.

Die Weihnachtslichter spiegelten sich in den Augen des Jüngsten, in den strahlenden des Brautpaares in denen der Älteren und der ganz alten, nämlich in den freundlichen von Tante Gustchen, und Freude ergriff mich, auch wenn das eigene Glück verdunkelt war.

24. Kapitel

Krieg

Motto:

*Immer ist Krieg auf Erden
Immer ist auch Frieden,
Jedem kann er werden,
Nicht jedem ist er beschieden.
Mitten im totemwölkten Graben
Kann einer für sich stille sein
und Frieden haben.
Frieden wohnt innerlich.
Dem Kriege kann keiner entrinnen,
Doch kann jeder Frieden gewinnen,
Zu gleicher Frist.
Frieden ist Güte,
Eine zarte heimliche Blüte,
Die auch unter Dornen wohlbehütet ist.
Will Vesper*

Das Schicksalsjahr 1939, das nach großen Erfolgen die Einleitung zu den furchtbaren Kriegsjahren brachte, begann in Leunenburg mit einer Predigt über meinen lieben „Reisepsalm“: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“, den wir oft mit abschiednehmenden Kindern gelesen hatten.

Das vergangene Jahr hatte viele aufregende Zeiten gebracht. Ich schreibe über das politische Geschehen so, wie ich es damals in meine Chronik eingetragen habe, nicht rückschauend. Da waren die Mäztage des 12. und 13. mit dem Anschluß Österreichs. Den ersten Vormittag, als wir die Meldungen noch ungebaut hatten, sahen wir im Geist schon einen neuen Weltbrand an derselben Stelle wie 1914 ausbrechen, um dann, fast unfassbar, die Größe dieser friedlichen Annexion in uns aufzunehmen. Eine jahrhundertelange Entwicklung schien zu dem schönsten Abschluß gelangt zu sein. Hitler hatte das Wort von Clausewitz: „Auf jedem Blatt der deutschen Geschichte steht mit großen Lettern „Versäumte Gelegenheit zur Nationaleinheit und -größe“ in das Gegenteil verwandelt. Mir ganz persönlich wurde ein Wunsch erfüllt, den ich schon seit meiner Jugend hegte, mein Vater sah allerdings in dem Anschluß Österreichs immer eine Gefahr. Er meinte, die Katholiken und die Sozialdemokraten würden ein zu großes Übergewicht in Deutschland bekommen.

Am 10. April sagten wir alle freudig unser „JA“ zu dem Geschehen. Am Tag darauf

waren Dankgottesdienste, alle Kirchenglocken läuteten, und wir hegten die Hoffnung, daß sich auch in kirchlichen Dingen manches bessern würde.

Arndt hat einmal gesagt: „Du sollst nicht daran denken, ob du ein Sachse, Bayer, Österreicher, Preuße, Pommer, Hesse oder Hannoveraner heißest, sondern allein gedenken, daß du ein Deutscher bist und in deutscher Sprache redest. Deswegen soll dir nächst Gott Deutschland der heiligste Name sein, und jeder Mensch, der deutsch geboren ist, soll dir lieb und wert sein, als wäre er dein Bruder.“

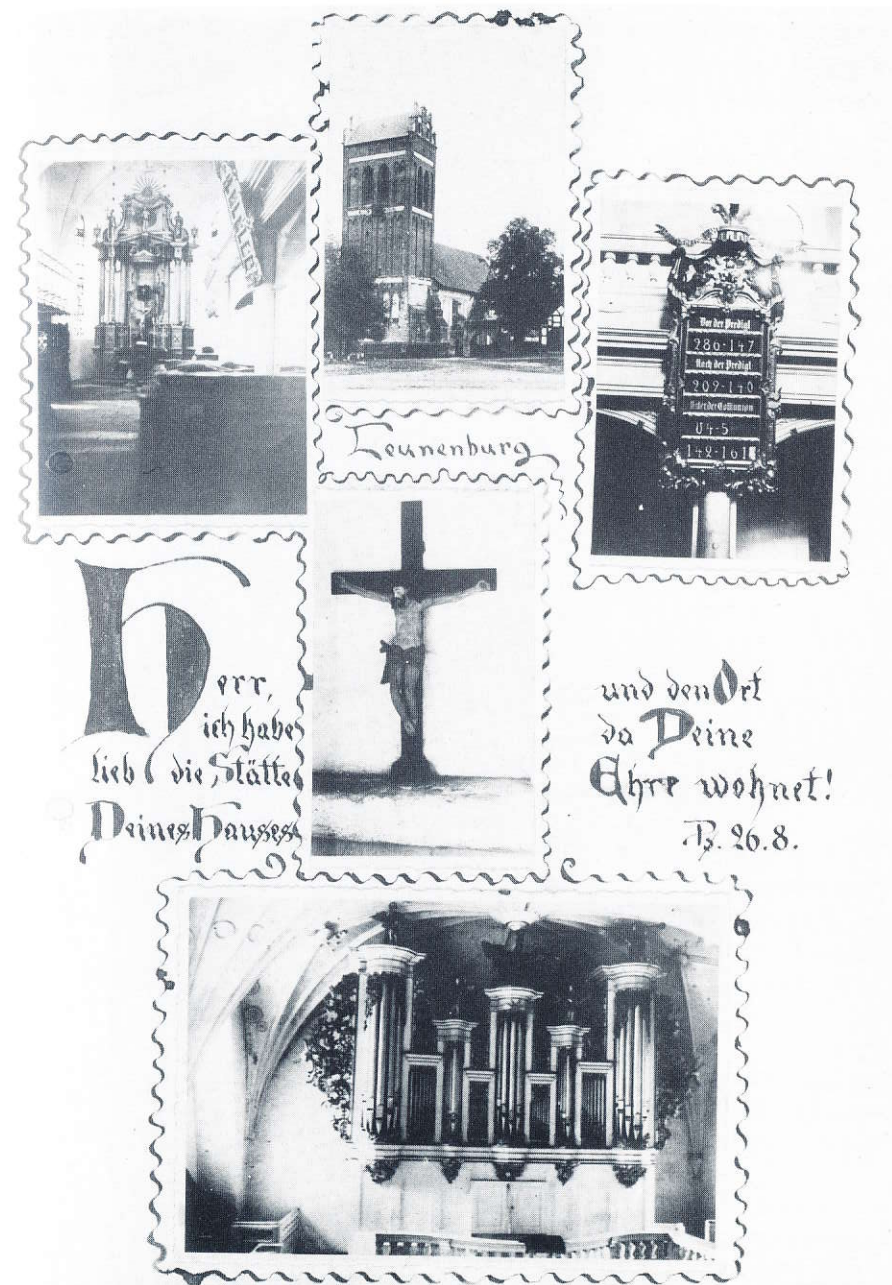
Dieses Ziel schienen wir erreicht zu haben, doch haben unsere Gegner 1945 es fein säuberlich verstanden, alles wieder zurückzudrehen und die schönste Kleinstaaterei zu schaffen, es ist aber meine feste Überzeugung, daß dies überwunden werden wird.

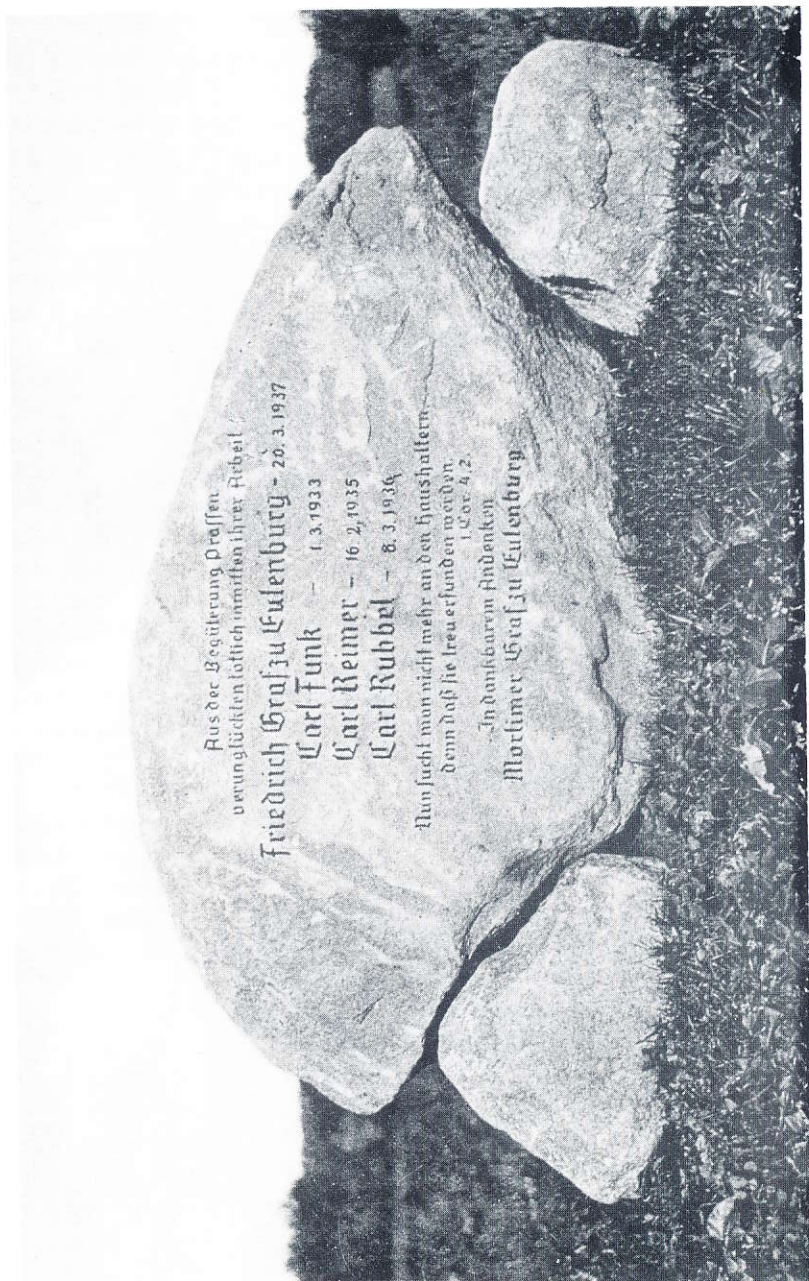
In Österreich mußte Schuchnig abdanken und Seißinquarth wurde sein Nachfolger. Im Sommer spitzte sich die Lage von neuem zu, Hitler hielt bei dem großen Parteitag in Nürnberg im September, bei dem übrigens Udo mit seiner HJ und Carola mit ihrem BdM anwesend waren, eine lange außenpolitische Rede, die in Böhmen große Unruhe hervorrief. Die Tschechen wurden immer dreister, und es drohte eine kriegerrische Lösung. Da kam Chamberlain zuerst nach Berchtesgaden und dann nach Godesberg, man konnte ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er sich ehrlich um eine friedliche Lösung bemühte. Hitler hielt in Berlin am 26. Sept. eine Rede, in der er den 1. Oktober als Entscheidungstag für die Tschechei ankündigte. Vorher aber hatte er eine Zusammenkunft mit Chamberlain, Daladier und Mussolini in München, die alles noch einmal auf ein ruhiges Gleis zu schieben schien. So kehrte der Januskopf uns ununterbrochen einmal das eine, und gleich darauf das andere Gesicht zu.

Nach dem „Wunder von München“, wie die Italiener es nannten, ging ein großes Aufatmen durch die Lande, der Friede war noch einmal für Europa gesichert. Schier unglaublich erschien einem die Einigung und auch die Anerkennung der Bedingungen durch die Tschechei. Am 1. Oktober marschierten unsere Truppen in Böhmen ein und besetzten langsam das Sudetenland. Werner nahm an diesem „Blumenkrieg“ teil, so genannt, weil die Sudetendeutschen die Truppen mit Blumen empfingen.

Dankbar feierten wir das Erntefest, nicht nur, daß die Ernte besonders reich ausfiel und vom Wetter besonders begünstigt war, sondern vor allem, weil der Friede uns trotz der unruhigen Zeiten erhalten geblieben war.

Der März des Jahres 1939 brachte die Besetzung der ganzen Tschechei, die uns immer wie eine Mißgeburt des Versailler Vertrages erschienen war. Wir machten aus ihr ein Protektorat unter strenger Aufsicht, da sie die Stelle war, an der der Osten den Aufmarsch gegen uns vorbereitete. Das viele Unrecht, das hier später unter Heidrich und nach dessen Ermordung geschah, ist uns teuer zu stehen gekommen. Neurath büßt noch jetzt viel persönlich Unverschuldetes in seinem grausamen Gefängnis in Spandau.





Gedenkstein auf dem Kirchweg nach Leuenburg

Aus der Begüterung Preußen
verunglückten totlich inmitten ihrer Arbeit
Friedrich Graf zu Eulenburg - 20. 3. 1937
Carl Funk - 1. 3. 1933
Carl Reimer - 16. 2. 1935
Carl Rubbel - 8. 3. 1936
Nun leucht man nicht mehr an den Haushaltern
denn daß sie treuer finden werden.
1. Cor. 4, 2.
In dankbarem Andenken
Mortimer Graf zu Eulenburg

Am 22. März erwachten wir mit dem Jubelruf „Memel“ und wußten selbst kaum, wie alles so schnell geschehen konnte. Das völlig deutsche Memelgebiet, das die Litauer annektiert hatten, war zu uns zurückgekehrt, die Grenze an der Tilsiter Brücke über die Memel war ausgelöscht, die Kuhrenkähne konnten wieder unbehelligt das ganze Haff befahren, die schönen Orte Nidden und Schwarzort gehörten wieder zu Ostpreußen.

Schon im Juli fing man erneut an, von einem Kriege zu munkeln, ich entsinne mich lebhaft einer Debatte in Gallingen, bei der Siegfried ein kriegerisches Eingreifen Englands für unumgänglich hielt, und ich meinte, dann sei alles verloren, was Botho Wendt lebhaft bestritt. Schon einmal hatte ich mit ihm eine Meinungsverschiedenheit bei der Gelegenheit unseres Einsatzes in Spanien. Die dortigen Bürgerkämpfe zwischen Falangisten mit ihrem Caudillo Franco gegen die Kommunisten wurden mit Truppen aus Rußland und solchen des Duce Mussolini von beiden Seiten unterstützt, auch der Führer Hitler stand nicht zurück. Spanien hieß damals der „Schießplatz Europas“. Wir jedoch hüllten unsere Teilnahme in ein tiefes Geheimnis und leugneten dieselbe immer wieder, trotzdem alle Menschen wußten, daß wir Militär in Spanien hatten, meine Neffen Eberstein und Schweinitz waren dabei. Als die Kämpfe erfolgreich endeten, wurde aber, unsere Leugnung nicht achtend, die „Legion Condor“ mit bombastischem Empfang in Berlin gefeiert. Botho Wendt verteidigte es als diplomatische Klugheit, ich konnte es nur als traurige Unwahrheit ansehen.

Mortimer mußte am 1. August nach Angerburg, er konnte dreimal kurze Stunden auf Urlaub kommen. Wir wußten schon seit einiger Zeit, daß fast alle Leute am 16. August zum „Manöver“ eingezogen werden sollten.

Der Horizont bewölkte sich langsam aber stetig, Armgard und ich machten am 6. August die Taufe von Fritz in Plauen mit, bei der Jonas sehr ernst sprach, er lag mit seinem Regiment schon längere Zeit an der Korridorgrenze.

Wir hatten ein Frauenvereinsfest im Park, bei dem eine gekürzte Tellaufführung wohlklang, ernst und mahnend klang bei Fackelbeleuchtung der Rüttschwur in den sinkenden Tag, und die überaus zahlreichen Zuschauer merkten unsere Absicht, sie an die eigene ernste und entscheidungsreiche Zeit zu mahnen. Gisela hatte vorher eine sehr gute Ansprache gehalten.

Wir bekamen die Einquartierung einer Jagdfliegerstaffel vom Schippenbeiler Flugplatz aus. Rudi Platen besuchte uns von dort aus, er fiel am 28. August 1940, stürzte in Belgien ab. Auch Marions jüngster Bruder fand den Fliegertod an der englischen Küste.

Es kamen viele Gestellungsbefehle für Mann und Pferd, so daß ich einen Morgen Herrn Schudnagies und Damerau ratlos auf dem Hofe stehend fand, nicht mehr wissend, wo sie die Hände für die nötigsten Arbeiten herbekommen sollten, später sprangen Frauen und Kinder ein. Selbst der 69jährige Karau wurde als Ordonnanz auf dem Flugplatz

gebraucht. Mortimer kam am 18. August zum Abschied, ehe sein Regiment nach Ortelsburg ging, er hatte den Granatwerferzug übernommen. Udo klopfte eine Nacht an mein Fenster und konnte einige Stunden bei uns sein.

Am 23. August wurde der Pakt mit Moskau geschlossen, die Nachricht schlug wie eine Bombe im Ausland ein, aber auch wir konnten uns nicht so schnell in diese plötzliche Freundschaft mit Rußland hineinfinden. Die großgeplante Tannenbergfeier zur 25jährigen Erinnerung wurde nur durch eine Rundfunkrede von Brauchitsch begangen.

Die letzten Augusttage brachten viel Hin und Her zwischen England, Polen und uns, der englische Botschafter Henderson gab sich große und ehrliche Mühe zu vermitteln. Ganz klug ist man aus den Verhandlungen nie geworden, da sowohl die Polen, wie auch wir es mit der Wahrheit nicht genau nahmen.

Unsere Jagdflieger zogen nach Serappen bei Königsberg und machten schweren Bomben Platz. Am 1. September weckte mich um 4 Uhr ein ungeheurer Fliegerlärm, ich stürzte auf die Veranda und an den Rundfunk, aus dem ein alter Marsch schmetternd in den Morgen tönte. Da wußte ich: Wir sind „in for it“, wie der Engländer sagt.

Unsere Bomber machten sich zur ersten Kriegsgrüßung der Polen auf. Um 5 Uhr klopfte Udo wieder an mein Fenster und konnte einen Auftrag in Schippenbeil mit einem kurzen Besuch verbinden. Seit Ende August gehörte auch der Arbeitsdienst zur Wehrmacht, so war mir der Abschied von ihm bedeutungsvoll, da seine Abteilung nicht am Korridor lag.

Vormittags hörten wir auf der Veranda die sehr ernste Rede von Hitler, in der er sich vornehm mit Frankreich auseinander zu setzen versuchte, Marie kam aus Döhrings dazu herüber, und auch die Hausangestellten hörten alle zu.

Die Würfel waren gefallen, das Gewitter, das den ganzen Sommer über uns stand, entlud sich. Den Donner hörten wir täglich in Gestalt der über uns von früh bis spät ausfahrenden und heimkehrenden Bomber, die Blitze zuckten tödlich herab und trafen so manches Haus und Herz, das kinderreiche in Sporgeln und das arme Mutterherz von Frau von Meyendorff, und noch viele, viele andere.

Der dreiwöchentliche Feldzug in Polen vollzog sich in atemberaubender Schnelligkeit, nach wenigen Tagen war der Korridor besetzt. Am Radio klangen alte bekannte Namen aus dem ersten Weltkrieg auf, Mława, Prasnytz, Ostrolenka, Pultusk und Narew, bei dessen dramatischem Übergang Mortimers Regiment gewesen war.

Werner war über Pless mit seiner Panzerdivision soweit in Galizien vorgedrungen, daß sie sich bei der Abgabe eines Teiles von Polen an die Russen wieder zurückziehen mußten, auch dort klangen die Namen Tarnow-Gorlice, Lodz, Lublin und Cholm auf.

Hochzeit von Phemie mit Ludwig Graf v. Zech-Burckersroda

Namen der abgebildeten Personen

sitzend von links:

Reinhard Stollberg, Freda Eulenburg-Bednarken, Emily Eulenburg-Gallingen, Georg Zech-Goseck, Gisela Eulenburg-Prassen, Ludwig Zech-Goseck, Antonie Eulenburg-Prassen, Phemie, Ludwig, Truda Zech-Goseck, Mortimer Eulenburg-Prassen, Milo Stollberg, Frä. v. Hörner, Marie-Agnes Stollberg, Renata Stollberg, Albrecht Stollberg-Dönhofsstadt, Margarete Zech, Mia Stollberg-Dönhofsstadt.

1. Reihe stehend von links:

Henriette Carolath, Christoph Schweinitz, Vera Eulenburg, Dietrich Stollberg, Armgard Eulenburg, Louis Borch, Elisabeth Eulenburg, Georg Deym, Atto Stollberg, Diedel Arnim, Lona Meyendorff, Werner Schullenburg, Vera Reinersdorff, Botho Eulenburg, Friederike Reinersdorff, Udo Eulenburg, Thesima Kretschmann, H.-H. Christen, Lenor Dohna, Siegfried Eulenburg-Wicken, Philipp Münchhausen.

2. Reihe stehend von links:

Frau Dettmar, Frau Kuntze, Wend Eulenburg-Liebenberg, Marie Bieberstein, Elisabeth Maltzan-Militsch, Werner Eulenburg-Schlan, Marie Eulenburg-Wicken, Thea Eulenburg, Walter Schmidtseck-Woplaiken, Hilde Eulenburg-Liebenberg, Carl-Elimar Eulenburg, Marion Eulenburg-Schlan, Wend Eulenburg, Vera Bötterling, Bill Roemer, Maguell Roemer, Frida Deym, Toja Helldorff, Botho Wend Eulenburg-Gallingen, Eugenie Halem.

3. Reihe stehend von links:

Pfarrer Dettmar, Jeanne Eulenburg-Wicken, Herr Kuntze, Hans-Heinrich Helldorff-Nebra, Hans Peter Helldorff-Bedra, Herrmann Bieberstein, Carlos Maltzan-Militsch, Hanno Halem, Albrecht Eulenburg-Bednarken, Ulrich Mirbach, Madie Stoll-Holstein, Dieter Frobehn, Heinrich Helldorff, Lenor Eulenburg, Ulrich Kalkstein.

In den Fenstern von links:

Herrmann Brückner und Oskar Illhardt aus Goseck, Erich-Bednarken, August Kluwe-Prassen, Drechsler-Dönhofsstadt, Elise und Auguste aus Prassen.



Hochzeit von Phemie mit Ludwig Graf v. Zech-Burckersroda



Mortimer, Udo, Werner in der Orangerie 1942

Es kam mir oft wie ein Traum vor, daß ich dies alles noch einmal erlebte, aber nun waren es meine Söhne, die draußen waren, und Schwiegertochter und Tochter besorgten, so wie ich einst, den Bahnhofsdiens in Korschen, unermüdlich waren sie dabei, mußten oft in der Nacht mit Milch, Eiern und Äpfeln heraus. Die alte Generation war mit heißem Herzen dabei, aber den Einsatz hatte die junge, ich konnte nur das Obst-abnehmen leiten und den Organisten vertreten!

Ich war oft erfüllt von dem Gedanken, wie glücklich Fritz gewesen wäre, daß seine Söhne bei der Bereinigung des Versailler Diktates helfen durften.

Am 2. Oktober zogen unsere Truppen in Warschau ein, und die Parade dort vor dem Führer bildete den äußeren Abschluß des Geschehens.

Nun wurden die Gewitterwolken in der anderen Himmelsrichtung dunkler. Am 6. Oktober bot Hitler den Westmächten die Hand zum Frieden, sie wurde ausgeschlagen, zu unserem Unglück, aber nicht weniger zu ihrem eigenen. England und Frankreich wären besser gefahren, wenn sie ein Opfer gebracht hätten, wenn sie ehrlich sind, müssen sie es eingestehen.

Das Heer, die Luft- und Wasserflotte wandten sich nach Westen. Ende September kam ein Hamburger motorisiertes Infanterieregiment auf dem Rückmarsche zu uns. Sie blieben 14 Tage, und wir lebten uns mit Oberst Fischer, Schmidt, Barner und Puchsteiner sehr gut ein.

Am 4. Oktober erreichte mich die Nachricht, daß Werner einige Tage Urlaub habe, so eilte ich nach Schlan, mußte in Dirschau noch die Fähre benutzen. Es war mir ein sehr bewegliches Erleben, zum ersten Mal wieder nur durch deutsches Land zu fahren, keinen polnischen Laut mehr zu hören und frohen Herzens pilgerte der Strom der Reisenden von Lissau über den Weichselsand herunter nach der Fähre. Die Brücke bot einen traurigen Anblick, erschien so völlig zertrümmert, daß es mir unbegreiflich war, als ich nach drei Wochen über Bündorf, Gastorff und Gerbin heimkehrend, schon mit dem D-Zug langsam darüber fahren konnte.

Werner traf ich wohl an, voller Erzählungen seiner interessanten Erlebnisse. Er ging wieder nach Ratibor und wurde Ende November nach Westfalen verladen, hatte inzwischen die erste Kompanie des aktiven Regiments bekommen.

Meine Rückkehr hatte einen etwas bitteren Nachgeschmack, indem ich Mortimers und Udos Urlaub verpaßte, was mir sehr schmerzlich war. Von Mortimer kamen die ersten Nachrichten Ende November aus Oldenburg, wohin sein Regiment von weit östlich Warschau verladen wurde. Gisela konnte ihn im Dezember zwei Tage in Bremen besuchen.

Von Udo hatten wir den ganzen September über nichts gehört, bis wir durch ein Telefon zufällig erfuhren, daß er mit schwerer Gehirnerschütterung seit dem 2. September im Lazarett in Braunsberg läge. Ein Motorradunfall hatte ihm böse mitgespielt, seinen 18. Geburtstag verlebte er ohne Besinnung. Armgard und ich besuchten ihn, er konnte Ende des Monats wieder zu seiner Abteilung bei Dirschau, die dort an der Brücke half, mußte sich aber noch lange schonen, auch als er am 11. November vom Arbeitsdienst entlassen wurde.

Der Winter 1940 ließ sich sehr grimmig an, dreißig Grad wurden zur Gewohnheit, so beschlossen Gisela und ich, da das Heizmaterial knapp war, den Neubau abzustellen, und wir zogen oben in die Gaststuben. Wir verlebten dort einige sehr gemütliche Wochen, hatten die große Feldmarschallstube als Wohnzimmer, Else bekam einen langen Nachurlaub, Udo half etwas in der Wirtschaft und wartete täglich auf seine Einberufung nach Potsdam.

Mortimer kam auf Urlaub, und wir kosteten jede Minute aus, die der Tag uns bescherte. Wenn ich an diese Zeit denke, sehe ich die große Weymouthskiefer an der Orangerie dick beschneit und von vielen bunten Fasanen belebt vor mir. Ende Januar verließ ich die Jugend und machte mich nach Bündorf auf, das Herz voll froher Hoffnung auf Phemies Glück, nicht ahnend, welch schwerer Zeit ich entgegenging. Nach fast vier Monaten kehrte ich sehr müde heim.

Auf dem Hintergrund unseres schweren Erlebens an Phemies Sterbebett spielte sich inzwischen ein ergreifendes Stück Kriegs- und Weltgeschichte ab. Am 9. April setzten deutsche Truppen nach Dänemark und Norwegen über, und in einem unbegreiflich schnellen und neuartigen Kampfe eroberten wir den ganzen Norden. Der Name des Commodore Bonte mit seinen „Zerstörern“, die alle geopfert wurden, „Dietl“ mit seinen Gebirgstruppen, und der Name Narvik bleiben unvergessen.

Am 10. Mai zog sich in den Vordergrund alles Denkens und Erlebens der Beginn der großen Westoffensive. Herz und Hirn konnten bei mir kaum diese neue Spannung und diese neue Sorge um die Söhne realisieren, es war fast zuviel nach Phemies Tod. Im Geist zog ich mit Mortimer nach Holland, mit Werner nach Südbelgien, es folgte Sieg auf Sieg, wie in einer Kalkgrube, die gelöscht wird, zerfiel eine Festung nach der anderen. Alle Fronten und Linien zerbrachen, die „Festung Holland“, der ganze belgische Aufmarsch, Düнкirchen, die Weygand-Linie und schließlich die weltberühmte Maginot-Linie. Als dann in Compiègne der Waffenstillstand geschlossen wurde, der einem traumhaft und unwirklich vorkam, nach dem Erleben von 1918, stand Mortimer mit seiner Kavalleriedivision in Bordeaux. Sie hatten u.a. in Saumur die berühmte Kavallerieschule besetzt, die das Jahr vorher bei dem Berliner Turnier den großen verdienten Beifall fand.

Werner stand bei Rennes und Brest. Er war bei dem Panzervorstoß nach Abeville, der

die französische Front von der englischen trennte, dabei gewesen und hatte dort ein kleines „Düнкirchen“ erlebt. Beide waren gnädig bewahrt geblieben.

Wir behielten über die Hälfte Frankreichs besetzt, Marschall Pétain, der berühmte Sieger von Verdun, übernahm in Vichy die Regierung des unbesetzten Teils, welcher Entschluß ihm 1945 den Kopf kosten sollte, aber nur eine lebenslängliche Gefangenschaft einbrachte. Er starb 95jährig im Juli 1951. Die Frankfurter Zeitung schrieb dazu: „Mit Pétain ist einer der größten Feldherren Europas aus dieser Welt gegangen, ein Soldat, der als Feind gefährlich, als Gegner vorbildlich, als Freund begehrenswert und als Greis bedauernswert war.“

General de Gaulle organisierte im Ausland neue französische Kräfte und setzte sie in Afrika ein.

Manch schmerzliche Nachricht hatte uns erreicht. Heinrich Dohna-Wilkühnen, Carlos Maltzahn, Georg Schweinitz, Bernd Stael, der Stiefsohn von Botho Wendt, ließen ihr Leben. Jonas wurde schwer verwundet und schwebte bis zum Herbst in Lebensgefahr. Doch waren die Verluste in Frankreich gering gegen die des ersten Weltkrieges.

Udo kam zu seinem Kummer erst am 26. Juni nach dem Waffenstillstand heraus, spielte in Paris vier Tage lang Fahrer für Offiziere, wodurch er viel sah, und landete bei seiner Truppe in Bressuire.

Mortimer kam Ende Juli auf drei Wochen Urlaub, traf mit Gisela zugleich ein, die bei ihrer Schwester gewesen war. Die Kinder empfingen ihn mit Rosensträußen unter der bekränzten Haustür, von dem Turm wehte die Wappenfahne, es war ein Augenblick, in dem aller Dank im Herzen zusammenströmte. Seine Reiter waren inzwischen nach Polen übersiedelt, und er bekam einen längeren Wirtschaftsurlaub. Auch Werner erhielt längeren Urlaub, und ich war einige Tage in Schlantz und einige Tage im lieben, aber ach jetzt so schmerzlich schönen Goseck. Sie brachten mir ein Wiedersehen mit Ludwig und dem kleinen Rudolf, der mit großer Liebe betreut wurde, aber die beste Liebe fehlte ihm.

Wieder wechselten die Truppen die Front und langsam füllte sich im Herbst der Osten mit Soldaten. Ludwig Zechs Division kam nach Sensburg, und er wurde unser ständiger, sehr lieber Sonntagsgast. So bitter schwer ihm der erste Besuch in Prassen wurde, das er seit dem schönen Hochzeitsfest nicht wiedergesehen hatte, so gern kam er später in seiner anhänglichen und treuen Art zu uns, verlebte auch Totenfest und Sylvester in Prassen.

Udo kam Ende November, reichbeladen mit Schuhen, Strümpfen, Pullover, Kaffee und Cognac und machte uns einen vorweihnachtlichen Aufbau, ging dann wieder in die Gegend von Nantes zurück. Mortimer machte der bevorstehende Beamtenwechsel

viel Sorge, Schutnagies hatte sich angekauft und Laupichler übernahm die Wirtschaft allein. Mortimer mußte nach Polen zurück, wo er den Panzerjägerzug des Regiments bekam. Beide Söhne erschienen zu Sylvester überraschend auf Urlaub, und machten die lustige Hochzeit Stolberg-Mirbach in Dönhofsstadt mit.

Udo kam als Unteroffizier auf die Waffenschule nach Krampnitz und später auch nach Polen.

Allmählich begann Leben in die Truppe zu kommen, die so lange Winterquartiere bezogen hatten, am 1. März marschierten wir in Bulgarien ein, unsere lieben Verbündeten, die Italiener, hatten unsere Hilfe sehr nötig, und wir begannen mit Panzerunterstützung in Afrika.

Über England wurden die ersten großen Angriffe geflogen, vor allem über Londoner Hafenanlagen, Coventry war die erste völlig zerstörte Stadt, nachdem die Westmächte in Freiburg/Breisgau mit dem Beschießen offener Städte angefangen hatten, die U-Boote begannen ebenfalls mit gutem Erfolg zu arbeiten.

Mit Freuden denke ich an die reizenden fünf Tage zu Ostern in Potsdam zurück, wo Thesi uns ihre leerstehende Wohnung zur Verfügung stellte; Armgard, Else und ich verlebten mit Udo herrlich gemütliche Tage und wurden von der guten Frl. Rudolf betreut. Wir gingen in die Garnison- und Friedenskirche, machten schöne Spaziergänge, auch mit Jonas und Emeline, Freunde von Udo besuchten uns, nur zu schnell verstrich die Zeit.

Udo wurde bald darauf Offizier und erzählte von dem beeindruckenden Appell von 9000 Leutnants vor Hitler, der ihnen eine lange und richtunggebende Rede hielt, bald darauf kam Udo zu seiner Aufklärungs-Abteilung I.

Wir hatten wieder viel Einquartierung; einem netten Infanterieregiment mit Oberstleutnant Rohrbach folgten Artilleristen mit guten Reitpferden, die der Jugend viel Freude machten, Hauptmann Mertens arrangierte große Kavalkaden, Armgard war in ihrem Element. Sie wurden durch Panzer abgelöst, mit einem netten Hauptmann Fröhse; die ganze Gegend wimmelte von Militär, viele Bekannte und Verwandte besuchten uns, so Albrecht Arnim und Christian Ludwig von Eberstein, die beide bald darauf ihr Leben gaben. Der Schippenbeiler Flugplatz bevölkerte sich zusehends.

Eine große Rede Hitlers berichtete am Rundfunk von dem Balkanfeldzug, bei dem mit wunderbar geringen Verlusten wunderbare Erfolge erzielt wurden. Im April wurden in knapp drei Wochen Jugoslawien und Griechenland erobert und die Engländer vertrieben. Unsere Fallschirmjäger eroberten auf neuartige Weise die Insel Kreta, wobei sich der spätere General Ramcke, unser guter Bekannter aus Lötzen, besonders hervortat. Drei junge Grafen Blücher, Großneffen unseres alten Freundes, fanden dabei den Tod.

Es wurde immer klarer, bei der Truppenfülle im Osten, daß eine Explosion erfolgen müsse, was viele im Westen noch nicht wahr haben wollten. Ludwigs Division sauste einen Abend bei uns durch, die Panzer verließen uns, und so kam es uns nicht überraschend, als am Sonntag den 22. Juni früh um 3 Uhr die Bomber auf dem Wege nach dem Osten über uns hindonnerten, und frühmorgens die Erklärung Hitlers durch das Radio gegeben wurde.

Wenn auch in diesen langen Wochen des Wartens und auch noch in den ersten Kriegstagen uns oft Zweifel überkamen, ob dieser schwere Entschluß richtig war, so machten sie dem Gefühl des unvermeidlichen Platz, als man erfuhr, wie Rußland gegen uns gerüstet hatte und weiter rüsten wollte. Vielleicht hätte alles gut enden können, wenn man den Vormarsch bei Zeiten zum Stillstand gebracht hätte, wer kann es sagen?

Die ersten Tage des Krieges herrschte eine ziemliche Unruhe in der Provinz a conto der erwarteten Fliegerangriffe und der russischen Fallschirmjäger. Erstere erfolgten nur ganz gering in Königsberg und in einigen Grenzstädten, letztere kamen überhaupt nicht. So merkten wir von dem Kriege bald nur noch das unaufhörliche Sausen der Bomber und Fernaufklärer über unserem Park, und wenn abends die Fliegeroffiziere friedlich mit unserer Jugend Kroquet und Tennis spielten, kam der Krieg einem wie ein böser Traum vor. Bald aber berührte uns der Tod des Fliegerhauptmanns Lange sehr schmerzlich, der bei Rückgarben dicht vor dem Ziel abstürzte, wir hatten eine beeindruckende Feier für ihn und seine drei Kameraden in Schippenbeil, täglich hatte er uns durch sein schönes Klavierspiel erfreut.

Bald hörte man von viel Trauer und Herzeleid, Friedrich Schweidnitz, der Sohn Kuenheim, Botho Oldenburg, Udos Freund Kroll, viele der bei uns einquartierten Offiziere, unser lieber Karl-Albrecht Dohna, Hans Stael und unser guter Franz Löwrik, alle waren sie dahin. Aus dem York-Lazarett kam die Nachricht, daß Ludwig, nach schwerem Autounfall an der Luga vor Petersburg, mit gebrochener Hüfte und gebrochenen Rippen eingeliefert sei. Wir konnten ihn einige Male besuchen, ehe er in das Reich abtransportiert wurde.

Im Juli erfuhren wir, das Mortimer und Udo Richtung Smolensk seien und Werner auf Kiew zusteuerte.

Am 29. Juni kamen die Nachrichten über unsere unerhörten Erfolge, leider machte der Rundfunk aus dem blutigen ernsten Geschehen eine abwechslungsreiche Sonntagsnachmittagsunterhaltung, die aufgespeicherten Nachrichten wurden durch Marschmusik unterbrochen, was uns sehr schmerzlich berührte.

Die Kämpfe wurden zusehends schwerer, bald bestanden sie nur noch aus Kesseln und Ringen. Im September begann der große Kiewer Kessel, bei dem wir Werner wußten, er endigte mit einem gewaltigen Siege, 650 000 Gefangene wurden eingebracht. Bald

darauf setzte die große Schlacht bei Briansk und Wjasma ein, in welcher Gegend Mortimer und Udo waren, sie endete mit 670 000 Gefangenen. Auch bei Petersburg zog sich der Ring immer enger um die Stadt. Auf der Krim hatten wir die ersten Erfolge, doch kamen dort und vor Moskau noch schwere Kämpfe.

Der Abgang von Brauchitsch stimmte uns sehr sorgenvoll, Hitler übernahm den Oberbefehl.

Der Winter 1941/42 ließ sich sehr arg an, brachte große Kälte und schönste Schlittenbahn, aber der Gedanke an unsere Soldaten ließ keine Winterfreuden aufkommen. Langsam wurde uns klar, wie bitter ernst die Lage an der Front war, der ganze Winter ging mit schwersten Kämpfen dahin. Unbeschreiblich hatte die Truppe unter Kälte und Entbehrungen zu leiden, die Lazarette füllten sich mit Frostamputierten. Einen Tropfen auf den heißen Stein durften wir mit der großen Pelzsammlung geben, doch kam sie zu spät und blieb eine dilletantische Unternehmung.

Mir brachte der Winter Udos Pflege in Insterburg, Mortimer hatte Urlaub, der noch verlängert wurde, nachdem er sich in Paris bei seinem Regiment gemeldet hatte.

Im Juni hatten wir einige herrliche Tage, Werner kam mit Marion, Udo hatte seinen ersten Urlaub nach der Verwundung, und so hatte ich die drei Söhne zum ersten Mal beisammen, ein wohlgelungenes Bild in der Orangerie hielt den Augenblick fest. Leider fehlten Gisela und Armgard, erstere war in Wernigerode, und Armgard fuhr an dem Tag durch Korschen auf dem Transport nach Rußland, der sie bis Sumy brachte. Ich mußte, einer Nierensache wegen, ganz auf dem Sofa liegen, Else umsorgte uns alle in ihrer praktischen hilfreichen Art. Alle gingen am Sonntag zur Kirche, auch Udo sprang mit den Krücken ganz geschickt die Chortreppe herauf, abends schlug die Abschiedsstunde. Marion erfreute uns noch einmal mit einem überraschenden Besuch zu Sylvester.

Die Sommeroffensive in Rußland hatte wieder ungeahnte Erfolge, bei Kertsch wurden 149 000, bei Charkow 240 000 Gefangene gemacht. Werner war mitten darin, blieb aber gnädig bewahrt, wie auch bei den Kämpfen um Woronesch, wo er zeitweise die Panzerjägerabteilung führte. Am Wolchow wurden 32 000 Gefangene gemacht, Rostow und Sewastopol wurden erobert, und wir stiegen in den Kaukasus hinauf.

Hitler verlegte sein Hauptquartier aus dem Mauerwald bei Lötzen nach Rußland. Jonas und Oberst Matthias waren einige Tage bei uns, während ihre „Schreibtische“ rollten. So wurde alles in ein großes Geheimnis gehüllt. Wir mußten so tun, als ahnten wir von nichts, als sie aber in Winniza einzogen, fanden sie eine russische Zeitung vor, mit der sarkastischen Überschrift: „Willkommen in Winniza!“

In Afrika gingen die Kämpfe auf das Beste vorwärts. Wir nahmen Tobruk und Marsa

Matruk, Rommel stieß bis an die ägyptische Grenze vor, dann aber wurde bei den schweren Kämpfen bei El Alamein ein Halt geboten. Jonas kam Mitte November 1942, wie so häufig, kurz bei uns herein. Während er sonst aber stets ein Optimist war, brachte er dieses Mal die schwerwiegende Nachricht mit, daß die Amerikaner unter Eisenhower in Algier gelandet seien. Die französischen Truppen unter Gireaud und de Gaulle schlossen sich ihnen an, sie eroberten Tripolis und Tunis und im Mai 1943 war unser Widerstand in Afrika gebrochen. Wir besetzten als Gegenschlag Südfrankreich und den Hafen Toulon.

Mit den Japanern hatten wir im September 1940 ein Bündnis geschlossen, und sie schalteten sich in unseren Kampf ein. Gleich zu Anfang hatten sie große Erfolge, bei Pearl Harbour versenkten sie überraschend viele amerikanische Schiffe, besetzten die Philippinen, wo sich die Amerikaner nur in Corregidor länger hielten, sowie Malakka und Hongkong. Sie stießen durch ganz Hinterindien bis nach Singapur vor und eroberten die Inseln. Fritz war schon immer der Überzeugung, daß Singapur im nächsten Krieg eine Rolle spielen würde, und so berührte es uns sehr eigenartig, als dieser Name im Wehrmachtsbericht genannt wurde.

Im Osten versteiften sich die Kämpfe, Ende des Sommers 1942 klang der Name Stalingrad zum ersten Mal auf, noch ahnten wir nicht, was dieser in wenigen Monaten bedeuten und welche Schicksalswendung sich mit ihm für uns verknüpfen würde. Er war das „Bis hierher und nicht weiter“ in diesem Kriege.

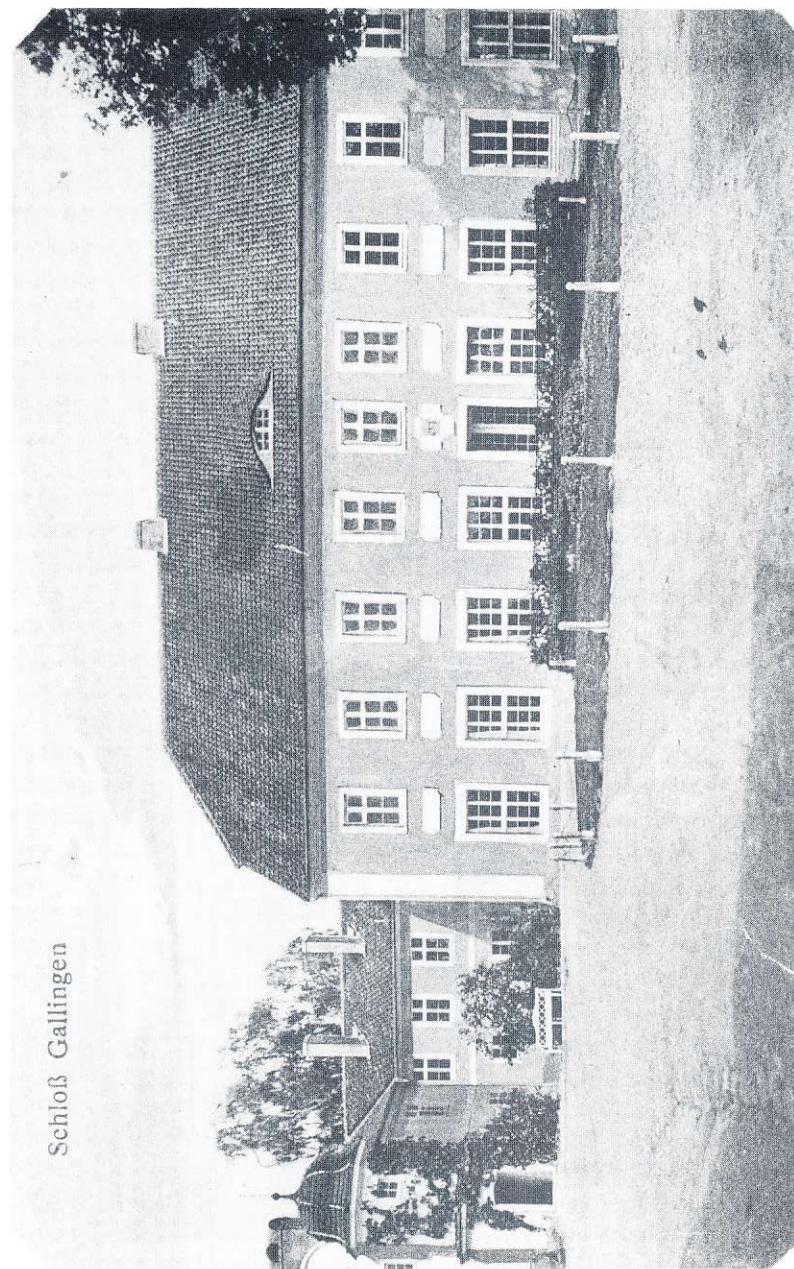
Durch Wochen sollte uns der Name Stalingrad mit dem furchtbaren Klang von aussichtslosem blutigstem Kampf verfolgen. Abgeschnitten, ohne genügende Ernährung, ohne genügende Munition, leistete dort die 6. Armee unter Feldmarschall Paulus einen zähen Widerstand, der in solchem Ausmaß noch nie geleistet wurde, denn noch nie sind solche Massen von Menschen und Material so völlig der Vernichtung preisgegeben worden, haben so bis zur letzten Patrone standhalten müssen wie hier. Das Ausmaß der Leiden, der Entbehrungen, der Qual der Verwundeten war nicht vorstellbar, jede Stunde, ja, man kann sagen, jede Minute, litt man in Gedanken daran. Am 31. Januar 1943 wurde die Südgruppe überwältigt, am 2. Februar die Nordgruppe. In ungezählten Familien zog die Trauer ein, das Schlimmste war die völlige Ungewißheit. Über das Schicksal der meisten hat man nie etwas erfahren. Die Göbbel'sche Rundfunkpropaganda täuschte uns über vieles hinweg. Die „Hölle von Stalingrad“ war nicht diejenige von Verdun, Blut und Kampf, nein, sie war Frost und Hunger, Obdachlosigkeit und Sinnlosigkeit, was wir erst später erfuhren. Mir erschien Paulus als ein großer Held, erst später bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es seine Pflicht gewesen wäre, entgegen Hitlers Befehl den Durchbruch zu wagen und die Armee zu retten, wenn er auch seinen Kopf dafür hätte hinhalten müssen.

Im März 1943 ging ich für 14 Tage nach Powayen in die Munitionsfabrik, man war gebeten, diese Aushilfe zu leisten, damit Arbeiterinnen Urlaub machen könnten. Es war

eine interessante Zeit, man bekam neue Eindrücke, lernte andere Menschen und eine andere Art der Arbeit kennen. Diese war nicht schwer, sitzend füllte man Säckchen mit Munition, zählte Sachen ab und nähte Sachen zu, man kremelte Säckchen um oder man saß am langen Tisch und stempelte am laufenden Band die riesigen Geschöshülsen, die mit Donnergepolter den Tisch entlang gerollt wurden, u. dergl. mehr. Der Lärm war überhaupt namenlos. Auf der einen Seite der Arbeitsbaracken rangierten die Munitionszüge und innen fuhren die Schubkarren knarrend und dröhnend von einem Arbeitsplatz zum anderen. Das Ungewohnte war, daß man stundenlang und pausenlos dasselbe tat, besonders der Nachmittag von 1 bis 6.30 Uhr schien mir zuerst kein Ende nehmen zu wollen. Ich bekam ein Einzelstübchen in einer Baracke, alle waren sehr nett zu mir, die Verpflegung gut, und die Stimmung der Arbeiterinnen, der Ton untereinander und die Kameradschaft waren sehr erfreulich. Ich war einen Sonntag in Preyl bei Lehdorffs, einen Sonntag bei Renata und strich, zum Gaudium der Kinder, über den Zapfen, indem ich erst am Montag früh um 6 Uhr eintraf, nicht ahnend, daß Sonntagsurlaub nur bis zum Abend um 10 Uhr ging. Die Eingangswache behielt mich, und ich wurde erst nach telefonischem Anruf in Freiheit gesetzt.

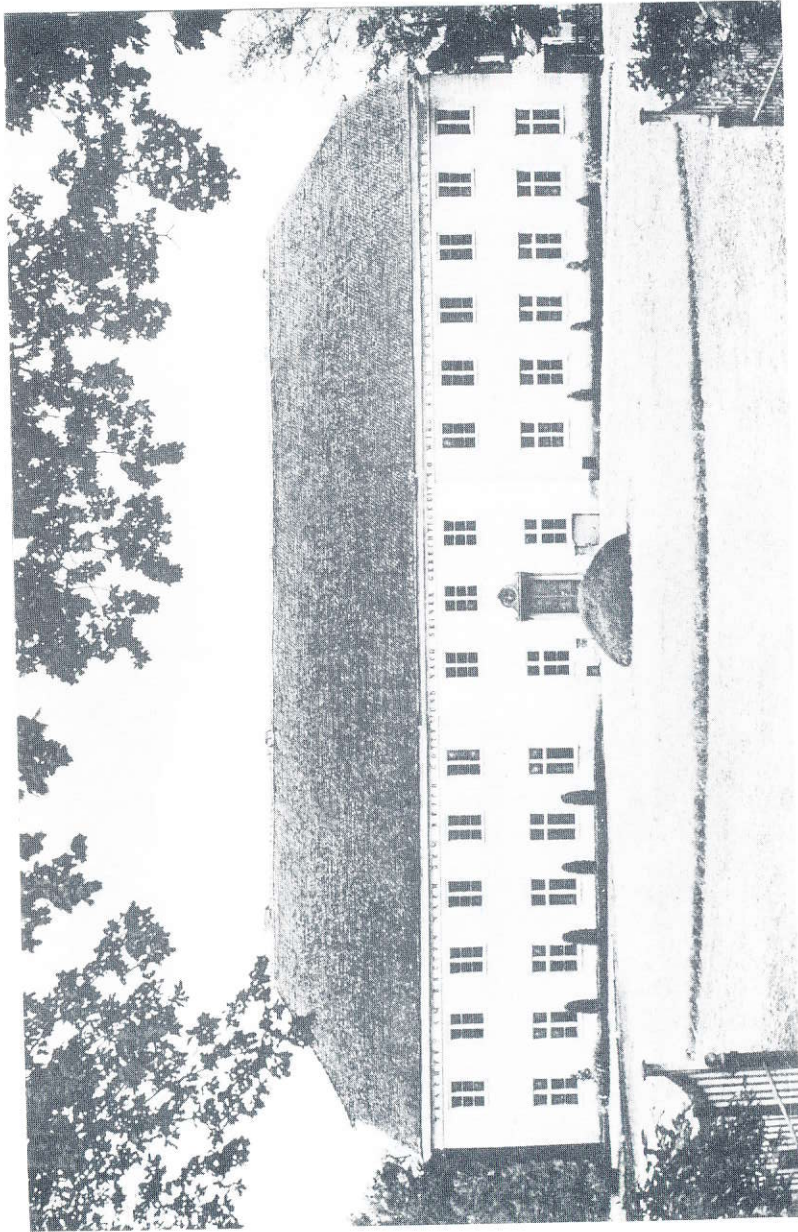
Die langen Kriegsjahre brachten in der Familie Geburt und Tod, wenn auch eine gnädige Fügung meine drei Söhne und meine zwei Schwiegersöhne am Leben erhielt, aber meine beiden jugendlichen Töchter mußte ich hergeben, und andere liebe Menschen gingen heim.

Marie Eleonore kränkelte den ganzen Sommer 1940, Phemies Tod hatte sie sehr mitgenommen, ich war täglich bei ihr. Von einer Reise nach Schlan und Goseck heimkehrend, fand ich ihre Erkrankung sehr fortgeschritten; die Geschwister konnten sie alle noch besuchen, und Renata und ich waren die letzten Tage und Nächte ganz bei ihr. Ihr Verlöschen war ohne Schmerzen und ohne Kampf. Wir hatten eine schöne Feier an ihrem Sarg, einige Freunde und die Dorfleute kamen, dann brachten wir sie nach Dönhofstadt, wo in der Kapelle durch Superintendent Gemmel die Trauerfeier gehalten wurde. Ein wunderbarer sonniger Oktobertag vergoldete den schönen Ort, und zahlreiche Freunde und Verwandte brachten Marie Eleonore mit uns zur letzten Ruhe. Superintendent Gemmel sprach über den Einsegnungsspruch der Vollendeten: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert.“ Es gelang ihm, ein sehr lebensvolles Bild der Verstorbenen zu zeichnen, die wirklich eine sehr fröhliche Kreuzträgerin gewesen war. Die treueste Tochter ihrer Eltern, die liebevollste Schwester und Tante, die treueste Freundin ihrer lieben Tante Gustchen, vor allem aber das treueste Gotteskind, so wird sie in unser aller Gedächtnis fortleben. Alle Fürsorge, die wir für sie haben durften, hat sie uns überreichlich vergolten durch ihre Liebe zu uns, zu unseren Kindern und zu unseren Enkeln. Nach Fritz' Tod war ihr Lebensmut und ihre Tatkraft nicht mehr die alte, zu viel hatte sie mit ihm verloren. Immer wieder mußte man staunen, wie meine Eltern es verstanden hatten, sie trotz ihrer Taubheit zu einem selbständigen, schaffensfreudigen und glücklichen Menschen zu erziehen.



Schloß Galligen

Galligen, Kreis Bartenstein



Wicken, Kreis Bartenstein

Sehr schmerzlich für alle war der Tod meiner Schwägerin Freda am 30. Mai 1941. Sie, die noch so jugendlich wirkte, erkrankte plötzlich an einer Gelbsucht, die gleich schwere Formen annahm. Ich besuchte sie in Königsberg im Elisabethenkrankenhaus und war erschrocken, wie todesmatt sie war. Albrecht hatte sie frisch und wohl, schneeschuhlaufend verlassen, um in Kudowa eine Kur zu gebrauchen, nach drei Wochen fand er sie als Sterbende wieder. Ihre letzten Leidenstage verbrachte sie in ihrem geliebten Gerdauen, ich durfte sie noch einmal besuchen, wie ein welkes, braunes, fein-gezeichnetes Blatt lag sie da, und war dann als Leiche von so wunderbarer, marmorblicher Schönheit, wie ich es noch nie gesehen hatte. Nach ergreifender Feier in Gerdauen brachten wir sie zur letzten Ruhe in die Gruftkapelle nach Wohnsdorff, dem Schrötterschen Besitz, an einem stürmischen, eisigen Märztage, der wie ein Abbild des Schicksalssturmes war, der plötzlich über Albrecht und die Kinder hereinbrach. Freda war ein so liebevoller teilnehmender Mensch gewesen, daß sie jedem fehlte, ihr freundliches Wesen und ihre Lebenslust waren sehr beeindruckend. Ich werde ihr die Liebe, die sie mir in den schwersten Augenblicken meines Lebens bewiesen, nie vergessen.

Auch die müde gewordenen Augen von Tante Ittel schlossen sich am 20. Oktober 1942. Sie erkrankte 14 Tage vorher, als ich gerade in Schlanz war. Schwindel und große Mattigkeit stellten sich ein. Ihre bisher noch immer erstaunliche Lebenslust war durch die Kriegsnot gebrochen. Wir baten Tante Agnes, zu kommen, es trat eine Besserung ein, Tante Ittel machte schon wieder Pläne, nach Tinz zu einem Familienfest zu fahren, ich reiste ab, aber am 20. schief sie sanft ein, betreut von ihrer Schwester, mit der sie eine unbeschreibliche Liebe verband. Sie schrieben sich täglich.

Mortimer und ich fuhren zur Beisetzung, die, durch die Kriegszeit bedingt, im kleinen Kreis stattfand. Der Geistliche sprach über den Spruch: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erbreich besitzen.“ Wir brachten sie in die enge und überfüllte Domsauer Familiengruft, die die Russen völlig demoliert haben. Alle alten Leute in Schlanz trauerten tief um Tante Ittel, und es schloß mit ihrem Tode das lange Kapitel der alten Schlanzer Zeit. Über 80 Jahre hatte sie an dem geliebten Ort ein reiches und schönes Leben gehabt, Werners Kinder, besonders Armgard, hatte sie mit großer Liebe in ihr Herz geschlossen.

Ebenfalls während des Krieges beschloß Tante Jenny Keller, deren Mutter eine Stollberg, die langjährige Oberin des Diakonissenmutterhauses Bethanien in Berlin, ihr über hundertjähriges Leben, bis zuletzt geistig und verhältnismäßig auch körperlich frisch. Ich bin wohl kaum einmal in Berlin gewesen, ohne diese Patentante in ihrem Stübchen voller Familienandenken im Feierabendhaus aufzusuchen. Sie blieb auch im Ruhestand der gute Geist des Hauses. Stets nahm sie an allem Geschehen im Vaterland und in der Familie teil. Sie hatte als achtjähriges Kind schon mit Bewußtsein die Revolution 1848 erlebt. Mit ihren weitbekannten, klassisch gemalten Sprüchen, die auch gedruckt wurden, hat sie viele Menschen erfreut.

Im Februar 1942 erreichte uns die erschütternde Nachricht, daß der liebe Botho Bednarken, der mit beispielloser Energie es trotz seines schweren Augenübels durchgesetzt hatte, zur Truppe zu kommen, vermißt sei. Er ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Seine feine, bescheidene Art, gepaart mit Energie, wenn es galt, etwas zu tun, was er für richtig hielt, bleibt unvergessen. Die Möglichkeit, auf Grund seines nationalökonomischen Studiums eine zivile Anstellung im Bezirk Zichenau zu finden, nahm er nicht wahr, er hielt es für richtiger, seine Haut an der Front zu Markte zu tragen.

Dankbar erlebte ich in der Kriegszeit die Taufen von vier lieben Enkelkindern. Da war zuerst die der kleinen Euphémie in Schlanitz im Januar 1941, zu der Else und ich unter den üblichen Kriegs- und Winterbeschwerden mit bergehohem Schnee und Zugverspätungen nur eine halbe Stunde vor der Taufe ankamen. Sie fand im Ahnensaal statt, der brennende Weihnachtsbaum stand hinter dem Altar. Wir waren nur ein kleiner Kreis von lieben Nachbarn, Paten waren die zwei Großmütter, Else und Herr von Kracker. Werner wünschte dem Täufling in einer sehr hübschen Rede alle guten Eigenschaften der vergangenen Namensträgerinnen. Leider mußte er gleich nach der Taufe zu seiner Abteilung im Elsaß, kam aber im März auch nach Radom in Polen.

Gleich darauf taufte wir am 12. Januar die kleine Antonie Euphémie in Prassen. Diese Namenskelin wuchs mir besonders an das Herz. Bärbel und Schrötter waren die anwesenden Paten. Lebhaft in der Erinnerung steht mir bei der „Kaffeetaufe“ ein großer, runder reizender Kindertisch am Mittelfenster im Roten Salon mit den Enkeln und Albrechts Kindern, ebenso der Anblick der zweieinhalbjährigen Karin, die mit andächtig gefalteten Händen der Feier beiwohnte und sich mit Aufstehen und Hinsetzen genau nach den Geschwistern richtete, vor Augen. Mortimer gedachte des Geburtstages von Rudolf Zech und sagte auch mir sehr liebe Worte.

Große Dankbarkeit erfüllte uns, als am 15. November Burkhardt geboren wurde, ein gesundes kräftiges Kerlchen, nachdem Gisela uns mit verschleppter Herz- und Lungensache den ganzen Sommer rechte Sorge gemacht hatte. Am 14. Januar, unserem Hochzeitstag, taufte wir ihn in großem Verwandtenkreis. Georg und Margarethe Zech, und Giselas reizende Freundin, Frau Hecker, waren gekommen, Mäusi Gallingen hielt den kleinen Burkhardt, Ottfried, Botho Wendt über die Taufe; Anlaß zu den Namen gaben Giselas zwei Brüder, der eine im Weltkrieg gefallen, der andere in diesem gestorben, was Mortimer in seiner Rede sehr hübsch ausführte. Reizend war der Anblick des Elternpaares mit Burkhardt und Antonie auf dem Schoß und der vier Großen in den langen blauen Kleidern, Richard im blauen Frack.

Am 28. Dezember 1943 wurde die kleine Vera in Schlanitz geboren. Ich fuhr in den letzten Tagen des Jahres hin, um Werner noch zu sehen, der gleich darauf nach Pinsk zurück mußte. Er empfing mich in Koberwitz mit der frohen Nachricht. Ich konnte fünf Wochen in Schlanitz bleiben, und das Zusammensein mit den lieben Kindern tat meinem Herzen, das nach Elses Tod sehr müde war, wohl. Ich freute mich an dem

guten Gedeihen des neuen Enkelkinds. An der schnellen Genesung von Marion und an dem gemütlichen Zusammenleben mit Frau von Brüning und Frau von Levetzow hatte ich meine Freude. Zur Taufe kamen nur die lieben Schönbergs, Walpurgia und Gräfin Harrach, sie fand in Tante Ittels früherem Salon statt. Fee rückte sich den ganzen Abend ein Stühlchen neben Marion und sah im rosa Kleid genau wie eine Rosenknospe aus. Mit Mortimer spielte ich jeden Nachmittag im Ahnensaal das Adlerspiel und las ihm vor, konnte auch bei den Schularbeiten etwas helfen, wir vertrugen uns besonders gut.

Im September 1942 wurde in Prassen das schöne Fest der Goldenen Hochzeit von Sendens gefeiert, es war ein ganz besonderer Tag, stand das Goldene Paar doch zum dritten Mal vor dem Leunenburger Altar, und der Enkel des Pfarrers Gemmel, der sie getraut, hielt die Feier. Gisela hatte alles mit großer Liebe und Sorgfalt vorbereitet, die Sendenschen Kinder und Enkel konnten kommen, es war das letzte Mal, das ich Eberhard sah. Die Geschwister, Marie, Albrecht und Lenor, waren anwesend, sowie die Gallinger, Wicker, und Albrecht und Bärbel. Else genoß die Tage mit ihrer lieben Tante Wanda ganz besonders.

Ein schönes Fest war auch der 70. Geburtstag von Marie in Wicken, den ihr Siegfrieds mit viel Liebe ausrichteten, alle Kinder und Schwiegerkinder waren anwesend, Siegfried, Carl-Elmar und sie selber hielten besonders eindrucksvolle Reden.

Auch Botho Wendts 60. Geburtstag begingen wir festlich in Gallingen. Er hatte im Kriege anstrengende Zeiten mitgemacht, war lange auf dem Balkan und dann als Regimentskommandant im Nordabschnitt in Rußland gewesen. Hier erscheint mir der Platz, ein schönes Gedicht von ihm der Vergangenheit zu entreißen, aus dem man ersieht, daß er nicht nur seine unnachahmlichen humoristischen Gedichte, die er oft mit reizenden Karikaturen versah, schreiben konnte, sondern daß er auch ernste Gedanken in dichterische Form zu bringen verstand:

Frühlingsgebet.

*Gäbst du mir, Gott, was in der Nächte Stille
ich oft von dir so sehnsuchtsvoll erfleht,
zu sagen, was mir der Gedanken Fülle
wie eine Saat ins offene Herz gesät;*

*So wollt ich, Höchster, dir zum Preis verkünden
dein stilles Schreiten durch den Frühlingswald,
wenn Knospen treiben sacht die jungen Linden,
der Amsel Sang, der Meise Ruf erschallt.*

*Wenn überm Bruch die schnellen Schnepfen streichen,
wenn sanft der Drossel Schlummerlied verhallt,
die letzten Lichter schon den Sternen weichen,
dann geht ein leises Rauschen durch den Wald,*

*dann spür ich dich, der du die Welten lenkest,
und stehe andachtsvoll mit bloßem Haupt,
bis du die Erde ganz in Schlummer senkest,
den ihr der neue goldne Tag erst raubt.*

Mehr denn sonst war das Leben im Kriege ein stetes Ankommen und Abschiednehmen, viel Besuch ging bei uns in den Jahren ein und aus. Wendt, Vicki mit Söhnen, Klausas, die später nach Döhrings zogen, die lieben Roemers, wir sahen sie besonders viel, die jeden Sommer in Prassen, Dönhofsstadt oder Woplauken waren. Elses liebe Gartendamen waren länger bei uns, Frobeens, Frl. Posega feierte ihren 89. Geburtstag bei mir, Fee Dohna war als Haustochter ein sehr lieber Hausgenosse, ebenso mein Neffe Stefan Stolberg, der dreimal lange Zeit bei uns zubrachte, zweimal mit Hauslehrern, und 1942 von Mai bis Weihnachten als mein Schüler. Wir spannen einen sehr guten Faden zusammen und haben beide diese Zeit in bester Erinnerung behalten. Das Malerehepaar Lindmar und Pastor Hörichs waren unsere Erholungsgäste; Kretschmanns erfreuten uns im Sommer 1943 durch einen besonders gemütlichen Besuch.

Auch Maries liebe Enkel kamen öfters für längere Wochen; jeden Nachmittag hatte ich die ganze Kinderschar zum Vorlesen bei mir auf der Veranda. Eine Herzensfreude war es mir, wenn die drei großen Enkel jeden Nachmittag ehrpusselig mit ihren Schulranzen bei mir im blauen Salon erschienen und wir nach absolvierter Arbeit die große Bilderbibel vornahmen. Ich höre noch, wie Freda, der ich zeigte, daß sie ein Zeitwort für ein Eigenschaftswort gehalten habe, ganz entrüstet ausrief: „Aber Karau sagt auch, daß es ein Eigenschaftswort ist!“

Später kam Udo häufig mit seinen Freunden aus Insterburg, den Kommandeuren Goder und Herrn von Hösslin, der nach dem 20. Juli hingerichtet wurde, und den Kameraden Bentheim, Reuß, den Schriftsteller Kramp u.a., — stets war Udo von seinen schönen Hunden begleitet.

Der Herbst 1943 brachte den schmerzlichen Abschied von Marie, 23 Jahre hatten wir freundschaftlich zusammen verlebt, nun holte Szesima sie als treue Tochter zu sich. Eine fortschreitende Schwäche ließ ein selbständiges Leben nicht mehr zu. Bei dem letzten Essen in Prassen sagte Mortimer ihr sehr herzliche Worte, die uns aus der Seele gesprochen waren.

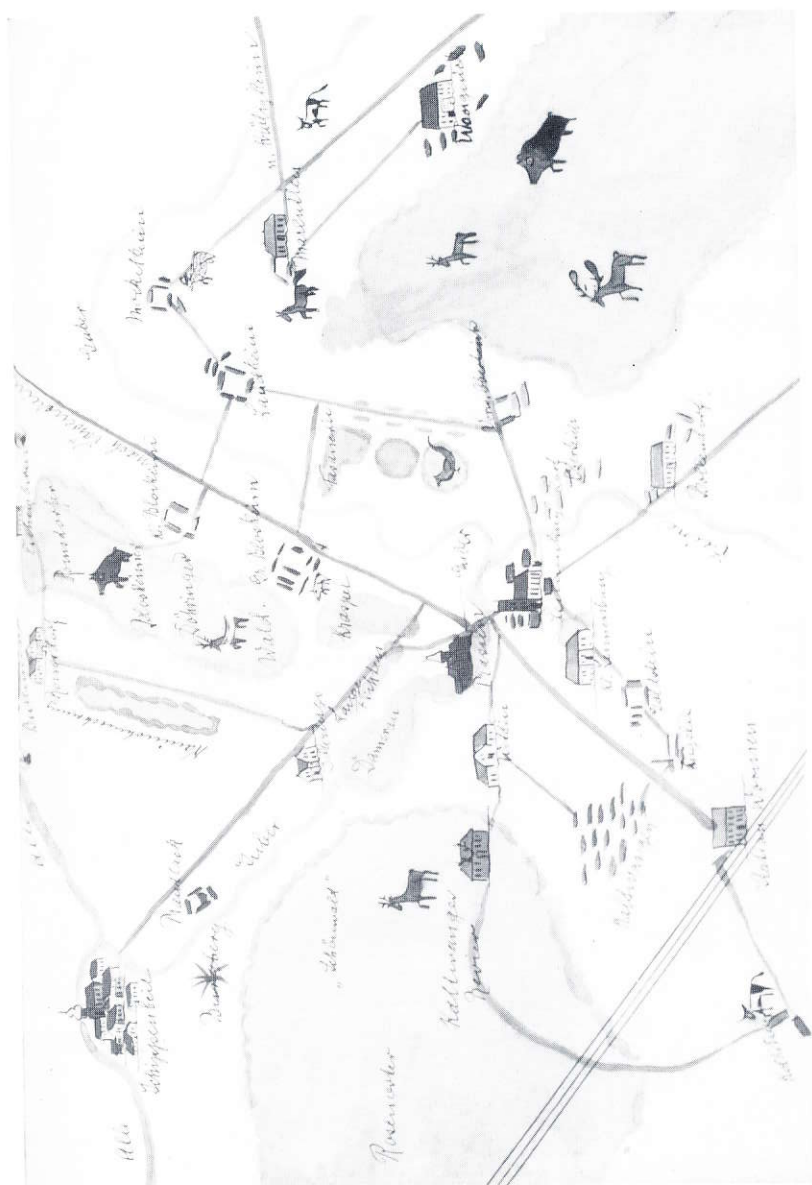
Ich war den Sommer drei Wochen in dem herrlichen Gastein gewesen, die Gegend begeisterte mich jeden Morgen aufs Neue. Ich konnte wunderbare Gänge machen und



Prassen vom Ententeich



„Pfeiler“ vom Dorf aus



malte viel. Sehr erholt kehrte ich nach kurzem Aufenthalt in Salzburg und in Wien heim, hatte noch eine gemütliche Nachkur in Schlan.

In den ersten Augusttagen wurden uns die Berliner Bombenflüchtlinge definitiv annonciert, es begann ein großes Räumen, Kramen und Beraten. Tante Gustchen zog ganz zu Else und mir, um ihre Wohnung in Dörings frei zu machen. Es wurde ihr nicht leicht, ihren eigenen Haushalt aufzugeben, doch haben wir die kurze Zeit, die uns noch in der Heimat verblieb, sehr gemütlich zusammen gehaust. Sieben Familien zogen zu uns ins Haus.

Ich kehre zum Ablauf des Kriegsgeschehens zurück. Auch dieses Mal hatten wir mit unserem Bundesgenossen Italien wenig Glück. Die Achse Berlin—Rom war zwar durch ein Militärbündnis geschmiedet worden, aber wir mußten überall für die Italiener einspringen, wie ich es schon im Afrika-Feldzug und in Griechenland schilderte. Bald ging es in Italien selbst drunter und drüber. Am 25. Juli 1943 wurde Mussolini von seinem Gegner Badoglio verhaftet und im September von uns mit Fallschirmjägern auf das Abenteuerlichste befreit. Wir hatten Sizilien räumen müssen, was General Hube in vorbildlicher Weise tat. Badoglio kapitulierte bedingungslos, wir besetzten Rom am 10. September und entwaffneten alle Italiener. Nach Mussolinis Befreiung wurde unter seinem Oberkommando eine neue faschistische Truppe aufgestellt, zu welchem Gebilde wir aber gleich wenig Zutrauen hatten. Bald überstürzten sich die schlechten Nachrichten. Nach schweren Kämpfen bei Nettuno und an der Front bei Monte Cassino mußten wir diese im Mai 1944 aufgeben, am 5. Juni auch Rom räumen und uns immer mehr nach dem Norden zurückziehen, dort kapitulierten wir Ende April 1945.

Gleichzeitig landeten in der Nacht zum 6. Juni die Engländer und Amerikaner in der Seine-Bucht, und die nächsten Wochen waren erfüllt von den harten Kämpfen auf der Halbinsel Cotentin. Wir hielten aber erstaunlich stand, und die „Vergeltung“ setzte in gewaltigen Bombenangriffen auf London ein. Drei Wochen später fiel Cherbourg, und nach dem großen Panzerdurchbruch bei St. Lo mußten wir der ungeheuren Übermacht weichen. Ende August war Paris in den Händen der Feinde, und immer schneller vollzog sich unser Rückzug. Schwerste Luftangriffe hatten schon lange die deutschen Städte zerstört, Hamburg, Kassel, Hannover, Bremen, Essen, Kiel und viele andere waren nur noch Trümmerhaufen. Auch in Königsberg wurde in zwei Augusttagen 1944 die Innenstadt zerstört, das schöne Schloß brannte aus; ich konnte mich bei dem Anblick der Tränen nicht erwehren. Die Wohnung von Albrechts in der Cranzer Allee wurde zerstört, und sie zogen für eine Weile nach Prassen, ehe sie nach Thüringen gingen. In Berlin waren die ersten Angriffe im November 1943, in den Tagen von Elses Tod, die weitgehenden Schaden anrichteten, ein völliger Schutthaufen wurde es erst beim Zusammenbruch.

An der Ostfront drückten uns die Sorgen immer mehr, und der Ausblick für unsere persönliche Zukunft wurde sehr ernst. So gering die Verluste zu Beginn des russischen

Feldzuges waren, so schnell wuchs ihre Zahl, 1943 hatten wir schon 42 Gefallene in der Gemeinde und das Jahr darauf bereits 72. Ende des Jahres 1943 räumten wir den heißumstrittenen Kubanbrückenkopf und Saporoshje ging verloren. Es gelang uns, zuerst die Ukraine zu halten, ja sogar Charkow vorübergehend zurückzuerobern, die Kaukasusarmee konnte gerettet werden, aber viel Blut, viel Material und viele Hoffnungen waren dahin. Im Sommer ging Orel verloren, auch Smolensk, Kiew und Shitomir, die Dniepr- und Bug-Linie wurden aufgegeben, und im Norden standen wir im März 1944 in Narwa und Pleskau. Armgard war in großer Sorge um Rudolf, der bei der Kurlandarmee stand, er bekam das Deutsche Kreuz in Gold, eine große Freude für uns alle. Im Mai hatte er acht Tage Urlaub, das war eine kurze aber herrliche Zeit für Armgard.

Nachträglich erfuhren wir, wie ernst es bei Tscherkassy ausgesehen hatte, und wie unsere Truppen sich nur mit Mühe und Not durchkämpfen konnten, Ludwigs Division war in diesem Kessel. Kowel und Tarnopol wurden eingeschlossen, wir gingen an die rumänische Grenze zurück und darüber hinaus.

Der Winter 1944 war grausam, noch Ende März hatten wir 17^o Kälte und Schnee. Im Mai erfuhren wir die Räumung von Sewastopol, ein schweres und zuerst so glänzendes Kapitel des Ringens mit dem Bolschewismus war zu einem traurigen Abschluß gekommen.

Der furchtbarste und unbegreiflichste Zusammenbruch erfolgte im Sommer in der Mitte der Front. Seit den Tagen ist unser lieber Botho Ernst vermißt, der gerade erst nach langem Krankheitsurlaub sein Regiment übernommen hatte und mitten in die Auflösung hineinkam.

Werner war zwei Jahre Ordonnanzoffizier im Stabe des Armeeoberkommandos II, zuerst unter Salmuth, dann unter Weichs, der zum Schluß mit seiner Armee in Ostpreußen war, gewesen. Im Herbst 1944 kam er wieder als Panzerjäger in die Eifel und hatte zuletzt den Festungspaktverband in Thorgau.

Mortimer aß seit dem 1. November 1943 in Bartenstein ein ziemlich saures militärisches Brot, doch konnte er oft über Sonntag herauskommen und nach der Wirtschaft sehen.

Als die Front immer näher rückte, hatten Mortimers und Armgard Besprechungen über die Pläne mit den Kindern. Ich sollte am 10. Juli in die Munitionsfabrik nach Methgethen gehen, doch wurden wir wegen Zugsperrung abgesagt, sie hatten die Fabrik wahrscheinlich schon geschlossen. Gisela brachte die Kinder am 11. Juli in das gastliche Gosecker Haus, das Georg ihr anbot, als sie kurz vorher in Wernigerode aus einem Tag dort war. Die Berliner Familien verließen uns unter vielen Tränen. Seit 14 Tagen hörten wir täglich Kanonendonner, viele unserer Leute wurden zum Schanzen eingezogen.

Das Attentat am 20. Juli erregte alle Gemüter auf das äußerste, wir übersahen damals nicht die Tragweite und vor allem nicht die breite Basis der Widerstandskämpfer, hielt es zuerst nur für die Tat eines Einzelnen. Tyrannenmord wird immer ein umstrittener Begriff sein. Für Hitlers Nachruhm wäre es ein Glück gewesen, wenn er dabei umgekommen wäre, uns wäre viel Blut erspart worden. Aber er sollte wohl „ad absurdum“ und wir in die tiefste Tiefe geführt werden. Erst bei den schmählichen Gerichtsverhandlungen und den Massenhinrichtungen im September stellte sich heraus, ein wie großer Kreis sich zu dem Widerstand zusammengeschlossen hatte.

Wieder hatten wir Fliegereinquartierung, ein Geschwaderstab lag bei uns, der ganze Park voller Zelte, die Autos sausten und brausten um das Haus, aber unsere Herzen waren nicht hoffnungsvoll wie bei den ersten Einquartierungen.

Gisela bat mich, nach Goseck zu gehen, da es für Zechs angenehmer, wenn die Kinder nicht allein mit den Mädchen da waren. So rüstete ich zur Abreise, die letzten Tage waren sehr besetzt mit Arbeit, die Mädchen gingen alle in die Ernte. Die Schatten der Abreise senkten sich sehr dunkel auf mich, eine Fahrt durch den Schönwald und ein Gang auf den Kellerberg waren der Abschied, doch stand mir der ernste Spruch 1. Mose 12 vor der Seele: „Der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will. . . ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“

25. Kapitel

G o s e c k

Motto:

*Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren,
Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt
und würdig auch die lichtesten Höhen verlassen kann,
um in dunkle Tiefen hinabzusteigen, der hat gewonnen.*

Wilhelm Raabe

Am 31. Juli 1944 verließ ich Prassen, Gisela verstaute mich in den übervollen Zug, auf dem Gang und in der Harmonika verbrachte ich stehend oder auf dem Kofferchen sitzend die lange Reise. In Leissling waren zufällig die Enkel unten und begrüßten mich mit Jubel, der Ponywagen wurde heran telefoniert, und wir zogen herauf auf das Schloß. Die Freude der Kinder, die Güte der Gastgeber, die Schönheit des Schlosses und der ganzen Gegend umgaben mich gleich wie mit einem liebewarmen Mantel, den